

№ 58/62. Neue Folge No. 8/12.

Deutsche Litteraturdenkmale
des 18. und 19. Jahrhunderts
herausgegeben von August Sauer

SECHS UNGEDRUCKTE AUFSÄTZE

ÜBER DAS

KLASSISCHE ALTERTUM

VON

WILHELM VON HUMBOLDT

HERAUSGEGEBEN

VON

ALBERT LEITZMANN

LEIPZIG
G. J. GÖSCHEN'SCHE VERLAGSHANDLUNG
1896

RUDOLF HAYM

ZUM 5. OKTOBER 1896

IN DANKBARER VEREHRUNG

DARGEBRACHT.



INHALT.

Einleitung.

I. Die Skizze über die Griechen.

Von früher Jugend an trat Wilhelm von Humboldt das klassische Altertum in einigen hervorragenden Vertretern der beiden antiken Literaturen nahe: der eigentlich philologische und Realunterricht lag zwar sehr im Argen[1]), doch holte sich die damals herrschende Aufklärungsphilosophie eines Moses Mendelssohn und Engel, von deren Geiste die ganze Erziehung der Brüder Humboldt den Tendenzen der Zeit entsprechend beseelt war, gern anregende Muster aus dem Altertum. Der erste aus Humboldts Feder erhaltene Aufsatz bringt eine nicht ungewante Übersetzung von Xenophontischen und Platonischen Stellen über Gottheit, Vorsehung und Unsterblichkeit mit einer allgemeinen Vorbemerkung, ganz im Geiste Mendelssohns gehalten und gewiss unter seinem unmittelbaren Einfluss noch in Berlin entstanden[2]). Während der Göt-

---

1) Über seine ersten Lehrer vgl. Schlesier, Erinnerungen an Wilhelm von Humboldt 1,18; Bruhns, Alexander von Humboldt 1,23. 26; Leyser, Joachim Heinrich Campe 2,297. 298.

2) Der Aufsatz erschien 1787 in Zöllners Lesebuch für alle Stände 8,186. 9,1; in den Gesammelten Werken 3,103 ist nur eine Hälfte, die aus dem achten Bande des Lesebuchs, wieder abgedruckt; zur Entstehungszeit vgl. Briefe von Chamisso, Gneisenau, Haugwitz 1,70. Dass Humboldt hier Mendelssohn, nicht Engel den Hauptanteil an seiner Bildung zuspricht, hat Haym entgegen seiner eigenen früheren Deutung (Wilhelm von Humboldt S. 7) nachgewiesen in Humboldts Briefen an Nicolovius S. 114.

tinger Studienzeit nahmen dann unter der mächtigen Anregung Heynes altphilologische Studien einen immer breiteren Raum in Humboldts Leben ein, dessen Geist sich damals nach den verschiedensten Richtungen hin mit staunenswerter Intensität betätigte; Heyne erklärte von ihm, er habe lange keinen so trefflichen Philologen aus seiner Schule entlassen[1]); aus seinen Interpretationen des Pindar und des Aeschyleischen Agamemnon erhielt Humboldt damals vielleicht die erste Anregung zu seiner intimen, über Jahrzehnte hinaus dauernden Beschäftigung mit beiden Dichtern. Die engere Vorbildung für den juristischen Staatsdienst und dessen kaum anderthalbjährige praktische Ausübung war nur eine kurze Episode im Leben Humboldts. Vierundzwanzigjährig verliess er im Sommer 1791 den preussischen Dienst, heiratete Karoline von Dacheröden und beschloss in der seligen Ruhe einer unendlich glücklichen Häuslichkeit fortan nur seiner Selbstbildung und den Ideen zu leben: „Mir heisst ins Grosse und Ganze wirken auf den Charakter der Menschheit wirken und darauf wirkt jeder, sobald er auf sich und bloss auf sich wirkt; man sei nur gross und viel, so werden die Menschen es sehen und nutzen; man habe nur viel zu geben, so werden die Menschen es geniessen und der Genuss wird Vater neuer Kraft sein“[2]). In der winterlichen Einsamkeit seiner Landgüter Burgörner und Auleben nicht weit von Halle und zwischendurch in Erfurt, wo das gesellschaftliche Treiben der kurfürstlichen Nebenresidenz mancherlei Störung und Abhaltung brachte, kamen nun in bunter Folge, nur zusammengehalten durch den individuellen einheitlichen

1) Vgl. Alexander von Humboldts Jugendbriefe an Wegener S. 69.

2) An Forster 8. Februar 1790 (Briefwechsel 2,817); vgl. noch an Friedländer 7. August (Dorow, Denkschriften und Briefe 4,42), an Forster 16. August (Briefwechsel 2,820), an Jacobi 22. August 1791 (S. 35).

Wesenskern des beneidenswert glücklichen Mannes, alle höchsten Gebiete des menschlichen Gedankenlebens, philosophische, ästhetische, philologische, politische Interessen während der nächsten drei Jahre zu Worte. Seit diesem Zurückziehen von der grossen Welt und den Pflichten eines eigentlichen Berufs bemerken wir bei Humboldt ein rastloses Streben nach einer festen Konsolidierung seiner Ansichten, zunächst in strenger Denkarbeit, dann auch in schriftlicher Form. Im Frühjahr 1792 entsteht so, unter Dalbergs Anregung und aus Gesprächen mit ihm erwachsen, in Erfurt die herrliche Schrift „Ideen zu einem Versuch die Grenzen der Wirksamkeit des Staats zu bestimmen“ [1]); in ähnlicher Weise bringt der Winter 1792/93 die engere Freundschaft mit Friedrich August Wolf in Halle und in ihrem Gefolge die erste ausführliche Darstellung der Ideen über Wert und Bedeutung der Beschäftigung mit dem griechischen Altertum, die Skizze über die Griechen.

Mögen sich Humboldt und Wolf auch schon früher flüchtig begegnet sein, entscheidend für ihr gegenseitiges Verhältniss wurde ein zweitägiger Besuch Humboldts in Halle im Sommer 1792 auf einer Reise nach oder von Berlin [2]); die Gemeinsamkeit in ihren Ansich-

1) Vgl. den ausführlichen Bericht an Forster vom 1. Juni 1792 (Briefwechsel 2,824); die dort S. 825 erwähnte Korrespondenz mit Forster über politische Gegenstände scheint leider unwiederbringlich verloren.

2) Dies ergiebt sich klar aus zwei ungedruckten und undatierten, aber mit Sicherheit in den Herbst 1792 und nach Auleben gehörenden Briefen an Wolf, wovon einer das nachher zitierte erste Stück der ganzen Korrespondenz ist; vgl. auch Haym S. 72. In den Gesammelten Werken sind die Briefe an Wolf, wie mich genaue Kollationen überzeugt haben, mit geradezu sträflicher Nachlässigkeit (Auslassungen, Datierungs- und Lesefehlern usw.) gedruckt. Der allererste Brief Humboldts ist, weil durch Abreissen eines halben Blattes beschädigt, zum grossen Teil ganz weggelassen; was davon aufgenommen ist, ist an zwei getrennten Stellen (Gesammelte Werke 5,61. 67) gedruckt und ganz falsch eingeordnet. Der gesammte Brief-

ten von der Antike und das Gefühl gegenseitiger Förderung trat mit überraschender Deutlichkeit hervor und es knüpfte sich eine enge Freundschaft, die das ganze Leben hindurch unerschüttert innere und äussere Stürme überdauerte. In seinem ersten (ungedruckten) Schreiben an Wolf aus dem September oder Oktober 1792 nennt Humboldt die Bekanntschaft mit ihm und die Hoffnung einer näheren Verbindung eine neue Epoche in seinem Leben; er bittet Wolf ihn als einen abwesenden Schüler anzusehen. Wenige Wochen später gesteht er ihm, dass das Studium des Griechischen fürs erste seine ausschliessende Beschäftigung sein werde und, wenn er auch in rein philologisch-grammatischen Dingen stets oder doch auf lange ein *tiro* bleiben müsse, so habe ihn hingegen seine Individualität auf einen weniger allgemeinen Gesichtspunkt beim Studium der Alten geführt. „Es wird mir schwer werden," fährt er fort, „mich kurz darüber zu erklären, indess ist doch das Resultat ohngefähr folgendes: es giebt ausser allen einzelnen Studien und Ausbildungen des Menschen noch eine ganz eigene, welche gleichsam den ganzen Menschen zusammenknüpft, ihn nicht nur fähiger, stärker, besser an dieser und jener Seite, sondern überhaupt zum grösseren und edleren Menschen macht, wozu zugleich Stärke der intellektuellen, Güte der moralischen und Reizbarkeit und Empfänglichkeit der ästhetischen Fähigkeiten gehört. Diese Ausbildung nimmt nach und nach mehr ab und war in sehr hohem Grade unter den Griechen. Sie nun kann, dünkt mich, nicht besser befördert werden als durch das Studium grosser und gerade in dieser Rücksicht bewundernswürdiger Menschen oder, um es mit

wechsel, welcher aus den in Tegel befindlichen Papieren vollständig ergänzt werden kann, verdient eine reinliche Neuausgabe, wie ich sie für die Jahre 1809 und 1810 in den Neuen Jahrbüchern für Philologie und Pädagogik 152,161. 207. 288 gegeben habe.

einem Worte zu sagen, durch das Studium der Griechen. Denn ich glaube durch viele Gründe, die ich der Kürze wegen hier übergehen muss, wovon aber einer der vorzüglichsten der ist, dass kein andres Volk zugleich soviel Einfachheit und Natur mit soviel Kultur verband und keins zugleich soviel ausharrende Energie und Reizbarkeit für jeden Eindruck besass, ich glaube, sage ich, beweisen zu können, dass nicht bloss vor allen modernen Völkern, sondern auch vor den Römern die Griechen zu diesem Studium taugen. Das Studium der Griechen in dieser Rücksicht also und die Darstellung ihrer politischen, religiösen und häuslichen Lage in ihrer höchsten Wahrheit wird mich für mich so lange beschäftigen, bis meine Aufmerksamkeit gewaltsam auf etwas andres gelenkt wird oder ich damit ins Reine gekommen bin, wozu aber meinen Forderungen an mich nach schwerlich ein Leben hinreicht. Da man doch nun auch manchmal Lust bekommt seine Ideen andern mitzuteilen und diese Behandlungsart der Alten mir überhaupt nicht unwichtig und selbst nicht gewöhnlich scheint, da alle Bücher, die ich in dieser Art kenne, wovon ich nur den Anacharsis[1]) nennen will, schlechterdings kein Genüge tun, so denke ich eine Schrift, die, ohne ein Journal zu sein, fortliefe, anzufangen, etwa unter dem Titel Hellas, welche allein der griechischen Literatur gewidmet wäre und teils Übersetzungen aus allen Arten der Schriftsteller, teils eigene Aufsätze enthielte, die vorzüglich auf die Beförderung jenes ersterwähnten Zwecks hinarbeiteten. Eigentliche Gelehrsamkeit würde, wie Sie schon aus der Person des Verfassers schliessen werden, nicht zu dem Zwecke gehören, aber eine zweckmässige Bearbeitung der vorhandenen Materialien und vorzüglich reine

---

1) Barthélémys *Voyage du jeune Anacharsis en Grèce* (Paris 1788) erwähnt Humboldt schon im Juli 1789 an Forster (Briefwechsel 2,801).

und treue Darstellung der Quellen, die doch nicht bloss dem Nichtkenner, sondern auch dem Halbkenner willkommen ist und die der Kenner selbst wohl einmal vergleicht. Im ersten Heft würde ich dann vorzüglich den Gesichtspunkt ausführlich zu schildern versuchen, von dem mein Studium der Alten allein ausgeht; *ἀλλὰ ταῦτα ἐν παρασκευαῖς ἐστι*"[1]).

Dieser Plan eines prinzipiellen Aufsatzes über das griechische Studium, den Humboldt Wolf gegenüber erst im Dezember 1792 genauer auszusprechen wagte, ging jedoch schon in den herbstlichen Anfang des Aulebener Aufenthalts zurück und entstand in unmittelbarem Anschluss an die beginnende intensive Lektüre griechischer Autoren. Schon am 3. September schreibt Humboldt an seinen intimen, in Berlin zurückgebliebenen Freund Gustaf von Brinckmann (ungedruckt): „Ich gehe damit um einmal mir in einem eigenen Aufsatze die Gründe deutlich zu machen, warum das Studium der Alten bloss als solcher und ohne besonders lebhaftes Interesse für irgend ein besonderes Fach, das sie bearbeiten, einen Menschen allein würdig zu beschäftigen vermag. Man hat, dünkt mich, diese Gründe bisher richtig gefühlt, denn das natürliche Gefühl täuscht selten und ohne dies hätte man dem sonst nichtsnutzigen Plunder nicht Lebenszeiten geopfert, aber minder klar auseinandergesetzt. Was mir bis jetzt darüber eingefallen ist, besteht bloss in den Paar Gedanken: die Alten sind alle Schriftsteller bloss zweier Nationen und, wenn man es genau nimmt, nur einer, der Griechen, da die römischen Schriftsteller als solche im Grunde Griechen heissen müssen. Indem man sie studiert, studiert man also eine Nation, nicht Bücher, sondern Menschen. Ähnlichen Nutzen müsste es gewähren alle französischen oder englischen Schriftsteller zusammen zu studieren, aber der Unterschied würde

1) 1. Dezember 1792 Gesammelte Werke 5,5.

immer ebenso beträchtlich sein, als die Alten origineller waren als die Neueren und als sich in dem Schriftsteller bei ihnen mehr der Mensch als der Schriftsteller zeigt. Dann kommt nun auch noch dazu, dass diese Menschen an sich so viel, so weit weniger durch Kunst und Kultur geformt und so viel mehr der Natur näher waren als wir." Auch den originellen Plan einer Zeitschrift Hellas, bei der wir des oben erwähnten Aufsatzes in Zöllners Lesebuch gedenken, teilt Humboldt brieflich am 30. November Brinckmann mit (ungedruckt): „Ich werde nämlich jetzt höchst wahrscheinlich auf Michaelis anfangen eine fortlaufende, heftweise erscheinende Schrift, jedoch kein Journal, Hellas, für griechische Literatur bestimmt, herauszugeben. Für die ersten Hefte bestimme ich jene Oden [1]) und folgendes noch zu machende: 1) eine Einleitungsabhandlung über das Studium der Griechen, 2) Stücke aus dem Thukydides, 3) das bekannte Lehnssystem, 4) über die Kampfspiele zum Behuf des Pindar" [2]).

Zu Weihnachten war Wolf Humboldts Gast in Auleben: der Plan jenes Aufsatzes war naturgemäss ein Hauptgegenstand der Gespräche; Wolf erkannte die Wichtigkeit und Förderlichkeit einer solchen Betrachtungsweise ohne Rückhalt an und trieb zur Ausgestaltung, besonders in seinem ersten nach der Rückkehr nach Halle nach Auleben geschriebenen Briefe vom 6. Januar 1793. So entstand denn um die Mitte des Januar in raschem Wurf die erste Niederschrift. Am 23. ging sie zur Begutachtung an Wolf ab. In dem

1) Gemeint sind die Übersetzungen der zweiten olympischen (separat Berlin 1792 gedruckt) und dreier kleinerer Pindarischer Oden.

2) Des Plans einer Thucydidesübersetzung gedenkt Humboldt an Wolf Gesammelte Werke 5,21. 40. 47. Was mit dem „Lehnssystem" gemeint ist, vermag ich nicht anzugeben. Die Grundgedanken des Aufsatzes über die Kampfspiele dürften in die Pindarabhandlung Aufnahme gefunden haben.

ausführlichen Begleitschreiben Humboldts heisst es: „Sie wissen, dass ich mich schon lange damit trug die Ideen niederzuschreiben, die mir das griechische Studium vorzüglich interessant machen. Am grössesten wurde diese Lust in mir, als in den glücklichen Tagen, die Sie uns hier schenkten, wir einigemale über die Materie sprachen, Sie mit mir zum Teil übereinstimmten, zum Teil meine Ideen berichtigten, und ich mich vor allem freute die Wichtigkeit einer ähnlichen Entwicklung von Ihnen anerkannt zu sehen. Zwar sprachen wir wirklich weniger darüber, als anfangs Ihre Absicht schien und als auch ich wünschte; es rührte aber vorzüglich davon her, dass meine Ideen noch nicht genug entwickelt in mir waren, um, da wir im Allgemeinen übereinstimmten, die Verschiedenheiten der feineren Nüancen gehörig auseinanderzusetzen. Nach Ihrer Abreise habe ich oft wieder an den alten Plan gedacht, indess war ich zu sehr im Zuge des Aeschylus, um mich zu unterbrechen. Ihr lieber teurer Brief weckte indess meine Lust aufs neue und es kam die Betrachtung hinzu, dass Sie Ihrem Briefe so viele mir interessante und lehrreiche Bemerkungen mitgegeben hatten, dass ich es unmöglich über das Herz bringen konnte meine Antwort ohne alles gehen zu lassen, das wenigstens irgend Ihre Aufmerksamkeit reizen könnte. Ich versuchte also meine Gedanken so kurz, aber doch zugleich so deutlich aufzuzeichnen, als mir möglich war, und diesen Versuch, die Arbeit zweier Tage, schicke ich Ihnen hier, mein Teurer, in der festen Zuversicht auf Ihre nachsichtsvolle Güte, so roh und unvollständig er ist. Damit er nun nicht auch seinem Äussern nach gleich roh sei, habe ich ihn abgeschrieben, weil, wenn man sich auch einen schlechtgeschriebenen Brief wie *e. g.* diesen hineinquält, es doch sehr verdriesslich ist sich durch einen längeren unleserlichen Aufsatz durchzuarbeiten. Dies sage ich Ihnen bloss, damit Sie nicht aus dem reinlichen Äussern des *opusculi* schliessen,

ich hielte es auch nun für gleich gehobelt in Absicht seines Inhalts. Um nun noch von diesem ein Paar Worte hinzuzufügen, so ist es, wie Sie sehen, ein blosses Gerippe, woraus allenfalls künftig eine wirkliche Abhandlung entstehen könnte. Es fehlen daher nicht allein sehr oft die ausführenden und eigentlich beweisenden Sätze, sondern auch in den Schlüssen manchmal nicht ganz leichte Mittelsätze. Es ist dies freilich um so schlimmer, da der Gegenstand gar nicht von der Art ist, um bequem in Aphorismen vorgetragen zu werden, sondern vielmehr gar sehr der Ausführung, vorzüglich auch durch historische Beweise bedarf, wenn er die gehörige Wirkung tun soll. Aber ich konnte einmal jetzt nicht anders. Denn ausserdem dass aus diesen Bogen bei einem andern Zuschnitt ein wirkliches Buch hätte werden müssen, so besitze ich auch jetzt gar noch nicht die zu einer wahren Ausführung erforderlichen Kenntnisse. Es ist mir schon mehrmalen so gegangen, dass mich, wenn ich in ein neues Fach trete und allenfalls die Aussenlinien übersehe, dieser Anblick dergestalt begeistert, dass ich mit zu reden anfange, als wäre ich längst drin gewesen. Nur schade, dass der Zuhörer des Irrtums bald gewahr wird. Hier nun z. B. bin ich erstlich moralisch im Voraus gewiss viele historische Data zu übersehen, fürchte ich zweitens manche aus einem falschen Gesichtspunkte anzusehen und fühle ich drittens, dass ich mehreres, was ich auch für völlig wahr halte, nur aus einem gewissen noch dunkeln Gefühl habe und dass mir die wahren beweisenden Data noch fehlen. Vorzüglich habe ich gerade fast bloss Dichter, einzelne Stücke aus Historikern und den Plato gelesen, also lauter Schriftsteller, die sehr zu einer idealischen Vorstellung führen. Die, welche davon das Gegenteil täten, z. B. Aristophanes, fehlen mir noch ganz. Es ist daher auch ganz und gar meine Absicht nicht jetzt oder bald oder nur in den nächsten Jahren diese Apho-

rismen ordentlich auszuarbeiten. Sie sollen mir nur dazu dienen mir bestimmt und vollständig meine jetzigen Ideen darzustellen, damit ich meine zunehmenden Kenntnisse damit vergleichen und sie nach und nach berichtigen kann. Es kann dies meiner Art zu schreiben nach um so eher geschehen, als ich gerade nur so lange recht von Ideen überzeugt bin, als ich sie im Kopfe trage, hingegen gleich zweifelhaft werde, sobald sie nur auf dem Papier stehen. Wollten Sie mir nun, liebster Freund, bei dieser Prüfung und Sichtung behülflich sein, so erzeigten Sie mir dadurch einen in der Tat überaus grossen und wichtigen Dienst. Bis zum 17. Paragraphen, glaube ich, werden Sie mit mir einstimmiger sein. Diese Sätze enthalten mehr die eigentlich philosophischen Prämissen, die ich nicht so weitläuftig ausgeführt haben würde, wenn ich nicht bei grösserer Kürze für die Klarheit gefürchtet hätte. Zwar kann es leicht sein, dass Sie den Gang nicht billigen, den ich genommen; aber das ist an sich unwesentlicher. Dass der Endzweck des Studiums des Altertums Kenntniss der Menschheit im Altertum ist, sind Ihre eigenen Worte, und dass diese Kenntniss neben andrem Nutzen, den sie stiftet und den ich in den ersten Paragraphen abgesondert, auch ganz besonders zur Bildung des schönen menschlichen Charakters beiträgt, daran zweifeln Sie gewiss nicht. Von § 18 an aber bis zu Ende sind es meist historische Sätze oder das Raisonnement ist doch mit solchen gemischt. Um nun an Ihrer Zeit so viel als möglich zu schonen, die ich wahrlich auch aus eigennützigen Absichten so sehr ehre, wünschte ich, Sie schrieben bloss richtig oder falsch oder *perpende* dazu und, wollten Sie noch mehr tun, so fügten Sie allenfalls ein Geschichtsdatum hinzu, das mich widerlegte, oder einen Autor, der mich auf einen andern Gesichtspunkt führen würde. Da der ganze Aufsatz allein dazu dienen soll die Ideen bei künftigem fortwährendem Studium

neu zu prüfen, so ist mir in der Tat auch die Belehrung am liebsten, die mir bloss zu zweifeln und weiter nachzuforschen befiehlt. Was ich von Übersetzungen sage (§ 42), werden Sie keine Trostgründe für einen angehenden Übersetzer nennen und in der Tat ists eine undankbare und doch so saure Arbeit. Allein bei mir entsteht alle Lust zu übersetzen aus wahrhaft enthusiastischer Liebe für das Original und, so wie mir es der unerträglichste Gedanke wäre so zu übersetzen, dass man das Original darum weniger läse, so ist mir in Wahrheit der der liebste, dass man meine Übersetzung wegwerfe, um jenes in die Hand zu nehmen. Der Übersetzer ist allemal in der Gruppe nur die Nebenfigur und er hat das Höchste getan, wenn die Hauptfigur durch ihn mehr hervorspringt. Diese Einfälle denke ich in der Vorrede zum Menexenus noch mehr auszuführen [1]). Doch genug von meiner Beilage" [2]). Schliesslich ersucht er Wolf ihm den Aufsatz in einigen Wochen zurückzusenden, da er davon nur „ein Brouillon in halben Hieroglyphen" habe [3]). Bei dem skizzenhaften Charakter des Ganzen beschlich ihn bald darauf Reue das Manuskript in so unfertigem Zustande in die Hände des kritischen Meisters der Altertumskunde gelegt zu haben: „Hätte ich endlich", schreibt er am 6. Februar, „den Aufsatz noch einige Tage länger behalten, so hätten Sie ihn nicht bekommen. Ich tat neulich einen Blick in mein Brouillon und schämte mich in der Tat; so flüchtig ist er hingeworfen. Sehen Sie nur auf den guten Willen und verzeihen Sie das Misslingen" [4]).

Wie Wolf sich über die Skizze des Freundes aus-

1) Der Plan einer Übersetzung des Platonischen Menexenos kam nicht zur Ausführung; vgl. noch an Wolf Gesammelte Werke 5,21.
2) Gesammelte Werke 5,16.
3) Gesammelte Werke 5,26.
4) Gesammelte Werke 5,33.

sprach, wissen wir nicht authentisch. Gewiss hob er die Übereinstimmung vieler Ideen Humboldts mit seinen eigenen, aus der Fülle des empirischen Materials gewonnenen Ansichten vom Werte der Altertumsstudien hervor und sprach im Ganzen und Grossen seine Billigung aus[1]); dennoch wird er im Einzelnen manches beanstandet und auch wohl die Methode philosophischer Deduktion von seinem damaligen Standpunkte aus nicht ohne Angriff gelassen haben. Jedenfalls scheint er dem Verfasser von einer baldigen Drucklegung der Skizze, an die dieser selbst wohl schon nicht mehr ernstlich dachte, abgeraten zu haben. Das Manuskript blieb im Pulte verschlossen und nur vertrauten Freunden wurde Einsicht gestattet. Unter diesen vor allem Schiller und Dalberg, deren lebendige Spuren es in den Randbemerkungen noch heute aufweist. Humboldt berichtet darüber Wolf am 31. März aus Erfurt: „Aber ich bin ganz von meinem neulichen Aufsatz abgekommen. Der hat noch närrische *fata* gehabt. Ich schickte ihn Schillern, dem ich bald darauf schrieb, und da Sie die schönen Ränder so weiss gelassen hatten, bat ich ihn sich ihrer anzunehmen. Dies hat er denn auch getan und allerlei zugeschrieben. Es sind sehr hübsche Sachen darunter, obgleich Sie denken können, dass er in das Ganze der Idee, da ihm die alte Literatur doch nicht geläufig ist, wenig eingegangen ist. Ich schreibe Ihnen hier eine Anmerkung ab, die, dünkt mich, eine genievolle Idee enthält; ob auch eine wahre mögen Sie selbst entscheiden. [Folgt 10_{23-38}.] Von Schiller bekam ich den Aufsatz hier zurück. Ich teilte ihn dem Koadjutor mit, der von meinen Winterarbeiten zu sehen wünschte, und, aufgemuntert durch

1) Vgl. Gesammelte Werke 5,37. Wolfs damalige Anschauungen von der Altertumswissenschaft ersieht man aus Körte, Leben und Studien Friedrich August Wolfs 1,179 und Arnoldt, Friedrich August Wolf in seinem Verhältnisse zum Schulwesen und zur Pädagogik 1,80. 2,132.

Schillers Noten, hat er noch weit mehr die Ränder mit Glossen beschrieben. Es wird Sie sehr unterhalten einmal dies Werk *cum notis variorum* wiederzusehen. Vorzüglich sind Dalbergs Anmerkungen originell und ordentlich komisch ist das durchgängige Bemühen zu zeigen, dass die griechische Literatur ein Studium für Wenige sein und bleiben müsse, zu welchen ich, wie er zu verstehen giebt, nun eben nicht gehören möchte. Er selbst hat viel mit mir darüber gelacht und die Anpreisungen der Griechen in meinem Aufsatz scheinen ihn am meisten zum Widerspruch zu reizen. Wieder gesehen habe ich aber bei dieser Gelegenheit, dass die Gesichtspunkte, die entweder an sich nicht gewöhnlich oder nur dem einzelnen jedesmaligen Leser fremd sind, hell und klar zu machen eine unglaubliche Schwierigkeit hat und dass sie bei dem Koadjutor, der immer, möchte ich sagen, mehr mit dem Geiste seiner eigenen als mit den Augen des Andern Ideen liest, fast bis zur Unmöglichkeit wächst. Bei diesem Aufsatz hat er meine eigentliche Meinung, wie jede Zeile seiner Anmerkungen beweist, abermals ganz missverstanden. Abstrahiert habe ich mir wenigstens hieraus, dass, hätte ich je die Absicht durch eine Schrift eigentlich zur Ausbreitung des Studiums der Griechen beizutragen, ich mich einer viel andern Methode bedienen müsste. Indess soll auch der Himmel mich davor in Gnaden bewahren. Habe ich mir einmal eine Idee entwickelt, so ekelt es mich an sie nun auch einem Andern auszuknäueln und, solange mich nicht äussere Umstände zwingen, überwinde ich diesen Ekel nicht. Mir selbst aber ist über die Griechen noch sehr vieles dunkel und mit jedem Tage fesselt mich ihr Studium mehr. Ich kann es mit Wahrheit sagen, dass unter manchen Studien, die ich durchwandert bin, mir keins diese Befriedigung gegeben hat, und ich muss hinzusetzen, dass auch der Schatten von Lust ein tätiges Leben in Geschäften zu führen nie so sehr in

mir erstorben ist, als seitdem ich mit dem Altertum irgend vertrauter bin"[1]. In seinem Briefwechsel gedenkt Schiller der Lektüre und des Eindrucks der Humboldtschen Skizze zwar nirgends mit ausdrücklichen Worten; dass ihm Humboldts Darstellung jedoch eine höchst willkommene Bestätigung seiner eigenen Anschauungen vom Altertum war, liegt auf der Hand und mit Recht ist behauptet worden, die Sicherheit, welche von dieser Zeit ab alle Äusserungen Schillers über den Charakter der Griechen zeigten, möchte wenigstens teilweise in dem Eindruck der Humboldtschen Abhandlung begründet sein[2]. Dalberg hat sich sonst, soviel ich sehen kann, über die Altertumsstudien nirgends geäussert: es ist merkwürdig, wie er auch hier wieder, wie im vorhergehenden Jahre bei der politischen Schrift Humboldts, gegen denselben in direkter Opposition steht. Stil und Inhalt seiner Randglossen gewähren denselben Eindruck, den man auch sonst von seinen Abhandlungen erhält; manche Stellen erinnern an Gedanken seiner 1776 erschienenen *Commentatio, quibusnam rebus magis illustrari humanus intellectus ejusque fines magis amplificari promptissime et commodissime possunt*[3]. Als Humboldt im Herbst 1793 in Dresden war, sah Körner das Manuskript und schreibt darüber in einer kurzen Charakteristik Humboldts am 22. September an Schiller: „Seine Aufsätze haben etwas Trockenes und Unbefriedigendes, was mehr in der Form als im Stoffe liegt. Er fehlt, däucht mich, in der Anordnung, spannt die Erwartung nicht, ermüdet durch unnötige Ausführlichkeit, fällt ins Schleppende, weiss

1) Gesammelte Werke 5,38.

2) Vgl. Tomaschek, Schiller in seinem Verhältnisse zur Wissenschaft S. 368.

3) Auszugsweise mitgeteilt von Beaulieu-Marconnay, Karl von Dalberg und seine Zeit 2,301. Über Dalbergs Beziehungen zu Humboldt vgl. daselbst 1,190. 202; Schiller und Lotte 3,59.

nicht Licht und Schatten zu verteilen und dergleichen. Dies bemerke ich besonders an einem geschriebenen Aufsatze über das Studium des Altertums, den er mir nebst deinen und Dalbergs Anmerkungen mitgeteilt hat. Die Dalbergschen haben mich eben nicht erbaut. Er hat Humboldt grösstenteils gar nicht verstanden"[1]).

Als Friedrich August Wolf im Jahre 1807 den ersten Band seines Museums der Altertumswissenschaft mit der bekannten grundlegenden, Goethe gewidmeten „Darstellung der Altertumswissenschaft" eröffnete, brachte er in zwei längeren Anmerkungen eine Reihe philosophischer Sätze über antike Studien, die er als „einige in einem Briefwechsel verstreute Gedanken eines Gelehrten, *συμφιλολογοῦντός τινός ποϑ' ἡμῖν καλοῦ κἀγαϑοῦ*" bezeichnet; den Namen des Verfassers nennt er nicht. Es sind Bruchstücke aus Humboldts Griechenskizze, wie schon früh richtig erkannt worden ist und mit Unrecht von dem neueren Biographen Wolfs bezweifelt wurde[2]); wegen mannigfacher Abweichungen von unserm handschriftlichen Texte in Anordnung und Ausdruck habe ich sie im Anhang mitgeteilt. Inhaltlich setzen sie sich folgendermassen aus Stücken unsres Textes zusammen: 1) Hauptbegriffe und -sätze von § 2, 3 und 5, Schlusssatz von § 6, Hauptstichworte der Klassifizierung in § 7—10, Mitte und Schluss von § 7, ziemlich vollständig § 11; 2) zwei Anfangssätze nicht vorhanden, Anfangssatz von § 17, zweite Hälfte von

1) Briefwechsel 3,139.

2) Richtig sind die Bruchstücke beurteilt von Körte 1,181, Schlesier 1,218 und Haym S. 76; der Zweifel steht bei Arnoldt 1,118. Dass Wolf mit der Jahreszahl 1788 (209_{14}) irrt, ist gleichfalls schon von Schlesier 1,220 bemerkt worden. Schlesiers Vermutung (1,220 Anm. 2), das von Körte 2,291 unter Wolfs Nachlass aufgeführte Manuskript „Über das Studium des Altertums, insonderheit des griechischen" sei eine Abschrift der Humboldtschen Skizze, trifft nach den mir von der Berliner königlichen Bibliothek, die den Nachlass jetzt bewahrt, freundlichst gemachten Mitteilungen das Richtige.

§ 33, Anfang von § 18, § 19 im Wesentlichen, Schlusssatz von § 20, Anfangsabschnitt von § 21, Hauptsätze von § 22 und 23, Schlusssatz von § 24, § 34 ganz, der vermittelnde Satz über Athen nicht vorhanden, zweite Hälfte von § 27, § 39 ganz. Wie erklärt sich diese Differenz der Texte? Eine ältere, etwa kürzere Fassung Humboldtscher Gedanken kann hier nicht vorliegen, da wir über die Entstehung der Griechenskizze durch Humboldt selbst genau orientiert sind und nach seinen Worten eine solche Vorstufe ausgeschlossen ist. Ferner scheint, wenn man die Abweichungen beider Fassungen sorgfältig erwägt, schwer glaublich, dass die Fassung im „Museum" etwa auf Wolf selbst zurückzuführen sei, der zu seinen Zwecken Umstellungen und Änderungen in Humboldts Texte vorgenommen haben könnte. Am einfachsten lässt sich, glaube ich, der Zusammenhang so erklären: Wolf, der, wie wir oben sahen, nicht durchaus mit Humboldts Ausführungen einverstanden war, wenn er auch die Fülle wesentlich neuer Gesichtspunkte in ihrem Werte nicht verkannte, hatte wohl eine Reihe ihm besonders einleuchtender und wertvoller Stellen ausgezeichnet in der Absicht sie einmal für eine geplante Enzyklopädie der Altertumswissenschaft irgendwie zu verwenden; Humboldt schrieb ihm nun wahrscheinlich diese Sätze kurz zusammen und besserte dabei an vielen Stellen den Ausdruck, nahm auch mehrere Umstellungen vor und setzte neue Mittelglieder ein; ich behaupte natürlich damit nicht, dass diese zweite Fassung der Skizze, die zweifellos kürzer war als die erste, nur aus den beiden von Wolf zitierten Stücken bestanden habe. Dem anspruchslosen Aufsatz des begeisterten Schülers konnte keine grössere Ehre widerfahren als auf diese Weise als ein integrierender Teil der fundamentalen Abhandlung des Meisters nach vierzehn Jahren aufzutreten.

Anmerkungen zum Texte.

1 7] Das in diesem Aufsatz ähnlich wie in Humboldtschen Jugendbriefen noch mehrfach (1 11. 14. 20. 13 6. 14. 30 10. 17. 33 16. 20) begegnende Wort „Nutzen“ im Sinne von „idealer Wert“ ist ein Rest der Terminologie der Aufklärungszeit, aus deren Betrachtungsweise der Inhalt der Abhandlung schon völlig herausgetreten ist.

10 9] Ausführlicher ist dies Menschheitsideal entwickelt in den Ideen zu einem Versuch die Grenzen der Wirksamkeit des Staats zu bestimmen S. 9.

11 36] Horaz, Satiren 1,1,106.

15 34] Gräters und Böckhs „Bragur, ein litterarisches Magazin der deutschen Vorzeit“ begann 1791 zu erscheinen; Johann Friedrich Heynatz schrieb eine „Deutsche Sprachlehre“ (Berlin 1770) und „Briefe, die deutsche Sprache betreffend“ (Berlin 1771—1775); vgl. Raumer, Geschichte der germanischen Philologie S. 285. 209.

17 27] Geschichte der Kunst des Altertums S. 39 Lessing.

17 36] Johann Jakob Brucker wird kurz gewürdigt von v. Hertling in der Allgemeinen deutschen Biographie 3,397. Gemeint ist wohl seine *Historia critica philosophiae a mundi incunabulis ad nostram usque aetatem deducta* (Leipzig 1742—1744).

21 16] „So fesselt uns in dem Altertum vor allem die Grösse, welche immer mit dem Loben eines Menschen dahin ist, die Blüte der Phantasie, die Tiefe des Geistes, die Stärke des Willens, die Einheit des ganzen Wesens, welche allein dem Menschen wahren Wert giebt“ Ideen zu einem Versuch S. 7.

22 6] Ausführlicher spricht Humboldt von der Sklaverei in den Ideen zu einem Versuch S. 25.

30 8] Das Zitat muss irgendwio fehlerhaft sein, denn an der angegebenen Stelle bei Kant steht nichts, was zum Inhalt unsres Paragraphen in Beziehung stünde.

33 29] *„Drink deep or taste not the Pierian spring“* steht bei Pope, *Essay on criticism* 2,16.

II. Die Charakteristik Pindars.

In den nächsten Jahren seit 1793 trat das klassische Altertum in Humboldts Studienkreis gegenüber ästhetischen und philosophischen Untersuchungen etwas in den Hintergrund. Der Herbst 1793 brachte die Bekanntschaft Körners, mit dem bald ein reger Briefwechsel über den Begriff der Schönheit eröffnet wurde.

Den Burgörnerschen Winter füllte ein erneutes eingehendes Kantstudium und das Durchdenken philosophischer Ideen, die die Arbeiten über die Griechen künftig einmal einleiten sollten[1]). Ende Winters siedelten Humboldts nach Jena über: Schiller hatte den Wunsch eines ununterbrochenen Ideenaustauschs mit Humboldt im vergangenen Sommer ausgesprochen[2]), auch in Humboldt selbst war eine innige Sehnsucht nach einem intimen Umgang mit Schiller entstanden, zudem waren die Frauen seit der Mädchenzeit eng befreundet. Als Schiller im Frühjahr 1794 von seiner schwäbischen Reise zurückkam, fand er Humboldts bereits ein Vierteljahr in Jena eingewöhnt und es begann nun jene entzückende Zeit eines täglichen Umgangs, auf die Humboldt noch im höchsten Alter mit sehnsüchtiger Wehmut zurückblickte. Schiller regte den Freund an für die eben beginnenden Horen seine schriftstellerische Kraft einzustellen: so entstanden im Winter 1794/95 die beiden naturphilosophischen Aufsätze „Über den Geschlechtsunterschied“ und „Über männliche und weibliche Form“, in denen Humboldt Lieblingsgedanken schon seiner früheren Jahre[3]) in streng philosophischer Form ins Allgemeine zu erheben versuchte. Dazwischen brachten die Aushängebogen der Wolfschen *Prolegomena ad Homerum* neue Anregung von Seiten der Griechen. Die schweren körperlichen Leiden von Humboldts Mutter, die langsam dem Tode entgegensiechte, machten den schönen Jenaer Tagen zu früh ein Ende durch einen anfangs nur auf wenige Wochen geplanten, dann sich über fünf Vierteljahre hinaus erstreckenden Aufenthalt der Humboldtschen Familie in Berlin und Tegel, wohin man im Juli 1795

1) An Wolf undatiert (Gesammelte Werke 5,89).
2) Humboldt an Karoline von Wolzogen 15. Februar 1794 (Litterarischer Nachlass² 2,5).
3) Vgl. z. B. die Auseinandersetzung in den Ideen zu einem Versuch S. 27.

übersiedelte. Hier in der winterlichen Einsamkeit seines Landsitzes wante sich Humboldt Ausgang des Jahres wiederum energischer antiken Studien zu. Den sich immer wiederholenden Zwiespalt in seinem Inneren zwischen dem Wunsche die Resultate seines Nachdenkens und den Inhalt seiner Ideen in klarer Fassung fruchtbar niederzulegen und der häufig gemachten Erfahrung seines schweren und unbefriedigenden Produzierens, diesen für seine in erster Linie auf Genuss und stille rezeptive Selbstbildung gestellte Individualität typischen Zwiespalt schildert er in einem Briefe an Körner vom 1. August 1795 folgendermassen: „Allerdings habe ich manches aus den Griechen, das ich für die Horen bearbeiten könnte. Aber teils ist es eine Grille von mir höchst ungern etwas über die Griechen zu schreiben. Sie sind mir zu heilig, um sie anders als mit einer gewissen Würde zu nennen. Man muss es erst verdienen von ihnen reden zu dürfen. Ich habe gewisse Plane mit ihnen, die aber freilich eben wegen ihrer Grösse vielleicht ewig Plane bleiben. Aber ich habe sie einmal und, ehe nicht das Studium, das dazu erfodert wird, vollendet, ehe nicht bei mir selbst danach das Bild des Ganzen entworfen ist, scheue ich mich das Einzelne zu berühren. Wer von den Griechen spricht, versündigt sich leicht an der Vorwelt oder der Nachwelt und, wem die Menschheit heilig ist, soll keins von beiden tun. Andernteils ists überhaupt mit meiner Schriftstellerei ein armseliges Ding. Ich gehe immer durch eigentlichen Selbstzwang mit Furcht und Besorgniss daran. Wenn ich mich hinsetze, halte ich die Zeit schon für verloren, weil mir nur selten etwas auch nur halb gelingt. Ich schreibe mit sehr vieler Mühe. Auch liegt der Fehler tiefer. Das Lernen und Wissen hat für mich zu viel Reiz und zu grosse Wichtigkeit. Ich versäume, wenn nicht das Denken überhaupt, doch das recht deutliche auseinandersetzende Denken darüber, was zum Schreiben notwendig gehört

und fast nur durch das Schreiben gewinnt[1])." Im Lauf der folgenden Wochen beginnt nun aber doch etwas wie ein Plan zu einer grösseren darstellenden Arbeit über den griechischen Charakter sich zu konsolidieren. Am 6. November schreibt er an Schiller: „Ich muss Ihnen nur gestehen, dass ich seit jenem Briefe an Sie mich mit der Idee herumtrage in einem nicht sehr grossen Aufsatze ein Bild des griechischen Dichtergeistes in wenigen charakteristischen Zügen und mit einigen hervorstechenden Beispielen zu entwerfen. Da ich jetzt fast sämmtliche griechische Dichter mehr als einmal und mit grosser Sorgfalt gelesen, so wurde ich dadurch auf diese Idee geführt"[2]); ähnlich am 9. November an Wolf: „Es ist mir noch immer ein angelegener Gedanke endlich eine auf ganz eigene und in der Extension und Intension vollständige Lesung der Quellen gegründete Schilderung der griechischen Individualität in ihren verschiedenen Perioden zu entwerfen und, wenn dies zu Stande käme, so vereinigten sich darin auf eine recht gut geordnete Weise meine philosophischen, naturhistorischen und philologischen Bemühungen"[3]).

Unter Schillers mahnenden Anregungen (leider sind seine Briefe an Humboldt aus dieser Zeit nicht erhalten) kam dieser Plan sehr bald zu deutlicherer Ausgestaltung. Bereits am 23. November entwickelt ihn Humboldt brieflich Körner: „Sie wissen, dass ich mich schon sehr lange mit den Griechen beschäftige; Sie wissen freilich auch, dass ich eine grosse Scheu hatte von diesen Beschäftigungen öffentlichen Gebrauch zu machen; aber ungeachtet ich hierüber auch jetzt noch ebenso denke, als ich Ihnen vor einigen Wochen schrieb, so haben doch mehrere zusammentreffende Umstände, aber vorzüglich Schillers freundschaftliche

1) Ansichten über Ästhetik und Litteratur S. 45.
2) Briefwechsel² S. 201.
3) Gesammelte Werke 5,140.

und dringende Ermunterungen mich anders bestimmt. Ich denke nämlich eine Charakteristik des griechischen Geistes zu entwerfen. Dies wäre die Idee des Ganzen; fürs erste würde ich mich nun bloss auf den Dichtergeist beschränken. Zweitens würde ich den Gegenstand mehr ästhetisch als historisch behandeln. Es ist nämlich nicht meine Absicht eine Geschichte der griechischen Dichtkunst zu entwerfen, in die ich jeden verschiedenen Zug der griechischen Dichter sammeln, ordnen und die griechische Poesie von ihren Anfängen bis zu ihrem Verfall schildern müsste. Aber trotz der Verschiedenheiten der griechischen Dichter, ungeachtet dessen, dass der Name Griechen ein Kollektivum ist, in dem höchst verschiedene Individualitäten verbunden sind, giebt es doch in allen griechischen Dichtern einen unverkennbaren Geist, durch den sie alle einander gleich sind, denselben Geist, den wir meinen, wenn wir vom griechischen Geist schlechtweg reden, wenn wir die Griechen mit den Römern oder die Alten mit den Neueren vergleichen. Dieser eigentlich ist es, den ich zu schildern gedenke. Alles dagegen, was diesen nicht atmet oder wenigstens für ihn gleichgültig ist und ihn nur schwach verrät, übergehe ich ganz, stelle zuerst dasjenige hin, was ganz von ihm durchdrungen ist, und knüpfe an diese Hauptfigur nun das Übrige an. Hier erwähne ich allerdings dann auch die Verschiedenheiten und Abartungen, aber nicht sowohl um ihrer selbst willen, als um vermittelst ihrer das Hauptbild mehr ins Licht zu stellen. Die ganzen Dichter, an die ich mich vorzüglich zu halten habe, sind meinen jetzigen Begriffen nach fast nur: Homer, Sophokles, Aristophanes, Pindar[1]). Hernach aber freilich Stücke

1) Dieselben Repräsentanten nennt Humboldt auch an Schiller[2] S. 200; dass sein Begriff vom griechischen Charakter seit der Lektüre des Aristophanes eine wesentliche Erweiterung erfuhr, schreibt er am 9. November an Wolf (Gesammelte Werke 5,140).

aus allen zusammengenommen. Über die Hauptidee bin ich mit mir einig. Die bloss Gelehrsamkeit fordernden Vorarbeiten sind in Rücksicht auf die Dichter so gemacht, dass ich wohl überall gut zu Hause bin, auch die Übersetzung der Stücke, deren ich mehrere zu Beweisstellen zu brauchen gedenke, wird schon gelingen, aber das Schwierigste ist die Anordnung. Der Himmel gebe, dass an dieser der ganze Entwurf nicht scheitere. Auf alle Fälle denke ich den Gegenstand in kleine Stücke zu teilen, die gute Aufsätze für die Horen geben und mich nach und nach zu dem Ganzen kommen lassen. Indess möchte ich doch auch hier gleich eine gute Auswahl und zweckmässige Ordnung treffen. Vielleicht fange ich mit den Chören an[1])". Noch ausführlicher schreibt er am 27. November an Schiller: „Ich bin jetzt ganz in der Idee meiner neuen Arbeit . . . . In den ersten Tagen habe ich bloss über die ungefähre Art nachgedacht. Das Thema im Ganzen ist, wie Sie es selbst bestimmen, eine Charakteristik des griechischen Geistes. Es ist so der wichtigste Teil des Werkes, was ich mir einmal zu liefern vorgesetzt hatte: eine mit ausführlichen historischen Beweisen belegte Schilderung des griechischen Charakters. Den griechischen Geist überhaupt aber zu charakterisieren ist ein Gegenstand von sehr grossem Umfang. Um mich also nicht gleich in ein zu grosses Ganzes zu verirren, nehme ich bloss für jetzt den dichterischen Geist. Allein auch hier muss ich noch kleinere Abschnitte machen. Ich habe überlegt, dass es nicht möglich ist auch nur die Hauptzüge des griechischen Dichtergenies in einem Aufsatz zu schildern, ohne entweder unbestimmt und unvollständig oder zu abstrakt und dunkel zu werden. Es würde mir damit wie mit dem Horenaufsatz gehen, der auch, statt die Reihe jener projektierten Aufsätze anzufangen, sie hätte beschliessen

1) Ansichten über Ästhetik und Litteratur S. 49.

sollen. Auch müsste ich, wenn ich nun nach jenem Aufsatz an das Einzelne gehen wollte, mich nur wiederholen und würde in der ersten Abhandlung fast gar keine Beispiele bringen können, ohne der Allgemeinheit zu schaden. Ich denke also von dem Besondern anzufangen, zuerst bloss beschreibend zu Werke zu gehen und die Resultate immer nach und nach zu einer grösseren Allgemeinheit zusammenzuziehen. Die Hauptmassen, in welche das Ganze zerfällt, sind ganz natürlich: die epische Dichtkunst mit Inbegriff der bukolischen, die tragische, komische und lyrische im weitesten Verstande. Am zweckmässigsten würde man, glaube ich, mit der epischen anfangen, auf diese die lyrische folgen lassen und mit der dramatischen den Beschluss machen. Denn wie Sie mir hoffentlich beistimmen werden, ist die Haupttendenz der echt griechischen Stimmung episch und die griechische dramatische Poesie eine sogar nicht immer sehr künstliche Zusammensetzung der epischen mit der lyrischen. Dennoch will ich mit der lyrischen den Anfang machen. Mein nächster Grund ist hier bloss der, dass von Homer, der die Epopöe doch fast allein ausmacht, schon gerade jetzt so viel gesprochen ist und dass ich meinem Aufsatz über die minder bekannten lyrischen Dichter schon von selbst mehr Interesse geben kann. Auch habe ich in ihnen mehr vorgearbeitet. An sich aber ist es auch nicht übel die griechische Individualität an ihnen zu zeigen, da sie in den lyrischen Stücken weit mehr als Eigentümlichkeit als in den epischen erscheint und ich dadurch, dass die lyrische Poesie in so genauem Zusammenhange mit dem Charakter und der Empfindungsweise steht, mehr Veranlassung erhalte die Seelenstimmung der Griechen überhaupt zu entwickeln. Bei den Lyrikern habe ich nun wieder drei Hauptmassen: 1) Pindar, 2) die Chöre, 3) die Fragmente der übrigen Dichter und die andern Stücke der sogenannten Anthologie. Auch könnte ich es ja wohl auf diese Weise in

drei Aufsätze teilen? Hätte ich erst einen oder ein Paar solcher Aufsätze fertig, so könnten sie einzeln für die Horen dienen. Was aber das Ganze betrifft, so werden mir die einzelnen Bearbeitungen selbst besser die Art in die Hand geben, wie ich diese zusammenordnen kann. Jetzt habe ich angefangen an den Pindar Hand anzulegen, der die Grundlage ausmachen soll. Indess werde ich zugleich die Chöre vornehmen, um zu sehen, ob diese sich besser dazu schicken. Sie sehen, dass ich nun eile mich an eine bestimmte und kleinere Arbeit zu binden. Ich kenne mich, wie leicht ich mich durch grössere Plane zerstreue. Bin ich aber mit dieser Arbeit erst im Gange, so entwerfe ich doch vielleicht einen Plan des Ganzen, mich zu leiten und ihn Ihnen mitzuteilen. Bei den einzelnen Aufsätzen denke ich historische Details, die nicht ganz bekannt sind und zur Sache dienen, nicht zurückzuweisen. Ich denke immer, die Klarheit gewinnt, wenn ich der Wirklichkeit oder der Tatsache nahe bleibe. Ich bitte Sie jetzt recht sehr um Ihre Meinung über diesen Plan. Ich könnte ihn sehr leicht umändern, wenn Sie es für nötig fänden; denn da ich doch einmal das ganze Feld bearbeiten will, so ist nichts verloren und was die Dichter betrifft, so bin ich in jede Gattung gut genug eingelesen. Dass ich zugleich die lateinischen und neueren Hauptdichter derselben Gattung für mich studiere und als durch den Kontrast oder die Ähnlichkeit erläuternd manchmal gebrauche, versteht sich von selbst. Die Hauptschwierigkeit ist unstreitig die philosophische Theorie der Dichtungswerke, die zur Würdigung einer individuellen vorausgesetzt werden muss und doch weder in den Köpfen der Leser noch in einzelnen Büchern bestimmt vorhanden ist. Hier kostet es nun doppelte Mühe sowohl die wahren Begriffe aufzufinden als sie auf eine ungezwungene und präzise Weise einzuflechten. Der erste Teil der Arbeit ist mir indess durch Sie schon unglaublich erleichtert. Sie sehen,

lieber Freund, dass ich mit Eifer und Wärme ans Werk gehe. Auch am Ausharren soll es nicht liegen. Über das Übrige mögen dann günstige Götter walten und vor allen Dingen Ihre Teilnahme, die eine ganz eigene Kraft für mich besitzt"[1]). Am 4. Dezember meldet er Schiller weiter: „Ich suche mich immer mehr in meine neue Arbeit hineinzudenken, die mich mit jedem Tage mehr interessiert, und die nächste Vorarbeit dazu, die mich jetzt beschäftigt, das bloss ruhige Lesen einiger lyrischen Stücke, bei denen ich allein auf den Geist und die Manier des Dichters und auf die Wirkung des Produkts achte und mich von allem Wuste der Sprach- und Altertumsgelehrsamkeit, mit denen man sich bei dem ersten Studieren eines alten Schriftstellers doch immer herumzuschlagen hat, losmache, gewährt mir einen grossen Genuss. Freilich fühle ich auch bei jedem Schritt, den ich weiter vorwärts tue, die Schwierigkeiten lebhafter. Aber es lässt sich ja vieles überwinden und man leistet wenigstens, soviel man vermag"[2]). Schillers Teilnahme blieb der Arbeit des Freundes stets im regsten Masse erhalten und zeigte sich auch in ausführlichen klärenden oder widersprechenden Bemerkungen; ein Brief vom 7. Dezember, der sich erhalten hat, empfiehlt Humboldt ein neues Einteilungsprinzip seines reichen Stoffes, die Hauptzüge des griechischen Charakters einzeln zu entwickeln und bei jedem allemal die ganze Litteratur zu durchmustern, dem dieser aber keine Folge gab[3]).

So entstand denn um die Mitte des Dezember, wie es Humboldts Art entsprach, nach langem Zaudern rasch hingeworfen, die Charakteristik Pindars als erste Probe einer Charakteristik des griechischen Dichtergeistes. „Ich habe seit meinem letzten Briefe an Sie,"

1) Briefwechsel² S. 223.
2) Briefwechsel² S. 235.
3) Vgl. Schillers Briefe 4,342.

schreibt er am 14. Dezember an Schiller, „eine Schilderung Pindars angefangen und, um wenigstens nicht müssig zu werden, will ich damit fortfahren, bis ich dahin komme mir nach Ihrem jetzigen Vorschlag eine bestimmte Idee von einem einzelnen Aufsatz zu bilden“[1]). Schillers neue Anregungen und das für Humboldt wiederum typische Unbefriedigtsein mit der eigenen Leistung liessen jedoch die Arbeit sehr bald wieder ins Stocken geraten. Am 5. Januar 1796 schreibt er an Wolf: „Ich hatte mir vorgesetzt, da ich jetzt mit den Dichtern ziemlich fertig bin, nun einen Anfang zu machen mir den Charakter der griechischen Poesie zum Thema einer Abhandlung oder eines Werks zu machen. Um das Feld zu verengern, hatte ich mich auf die lyrische beschränkt und fürs erste gar auf Pindar. Hier hatte ich wirklich seit einigen Wochen angefangen. Aber jetzt kommt mir dies wieder fürs Ganze zu speziell vor und ich werde an einen Plan erst fürs Ganze genauer denken und Sie mit diesem bekannt machen. Meinen Sie aber, dass ich den Pindar abgesondert mit Einwebung seiner besten Stellen in einer Übersetzung verfolgen soll?“[2]) Das hier angedeutete Dilemma brachte dann den ganzen Plan zu Falle. „Sie nehmen in Ihrem letzten Briefe,“ schreibt Humboldt am 3. Mai an Körner, „einen so gütigen Anteil an meinem Plan über die Griechen und, wenn noch etwas aus der Sache wird, hoffe ich Ihre Winke zu benutzen. Allein beinah habe ich sie, wenigstens für jetzt und in dieser Art aufgegeben. Als ich ein wenig tiefer hineinzugehen anfing und die Menge des bisher Gesammelten überschlug, fand ich, dass ich ungeheuer viel von Belesenheit nicht sowohl einmal in den Alten selbst als in den Arbeiten der Neueren über sie nachzuholen haben würde, und ich sah voraus,

1) Briefwechsel[2] S. 250.
2) Gesammelte Werke 5,161.

dass ich in den nächsten Jahren nicht einmal einen festen Aufenthalt, viel weniger die Nähe einer guten Bibliothek haben würde. Es würde daher eine sehr unterbrochene und unvollkommene Arbeit geworden sein, in der ein Andrer mit den nötigen Hülfsmitteln versehener mit der Hälfte der Zeit und Mühe das Doppelte geleistet haben würde. Indess hat mich dies nur von dem Plan in seiner grössten Ausdehnung zurückgeschreckt. Die Hauptseiten des griechischen Charakters aus einigen wenigen Haupt*factis* herzuleiten habe ich immer noch grosse Lust. Nur ist dies gerade, da es das Resultat jener ganzen grossen Arbeit sein müsste, auch doppelt schwer, wenn man sich jener überheben will"[1]). Die Charakteristik Pindars blieb unfertig und unveröffentlicht liegen; auf den Gedanken den griechischen Dichtercharakter in derartigen Einzelstudien darzustellen ist Humboldt nie wieder zurückgekommen[2]).

Humboldts Bemühungen um Pindar, vor allem seine Übersetzungen vieler Pindarischer Gedichte, die von ungelenken Versuchen zu immer vollendeteren Leistungen fortschreiten, in deren Ausfeilung er sich kaum je genug tun konnte und von denen die meisten erst nach seinem Tode aus den Handschriften veröffentlicht wurden[3]), haben bis heute von Seiten der fachmännischen klassischen Philologie nicht die ihnen gebührende Beachtung gefunden. Um den hohen Wert der vorliegenden Charakteristik zu empfinden, vergleiche man sie mit der neuesten kurzen Darstellung

1) Ansichten über Ästhetik und Litteratur S. 53.
2) Vgl. im allgemeinen noch Schlesier 1,422; Haym S. 142.
3) Humboldt selbst veröffentlichte nur vier Oden: die zweite olympische separat (Berlin 1792), die vierte pythische in Gentzens Neuer deutscher Monatsschrift 1795, die neunte pythische in Schillers Horen 1797, die zehnte nemeische in Schillers Musenalmanach 1798. Alle zusammen sind abgedruckt in den Gesammelten Werken 2,264.

und Würdigung Pindars bei Christ, Geschichte der griechischen Litteratur² S. 141.

Leider ist das erhaltene Manuskript defekt: es fehlt das Stück zwischen § 35 und 40 und damit der Eingang des dritten philosophischen Teils der Abhandlung sowie der Schluss des Ganzen von § 55 an; beidemal handelt es sich um die innere Hälfte eines in Quartformat gefalteten Bogens; die Blätter konnten trotz wiederholten Suchens nicht mehr aufgefunden werden und sind vielleicht bei der Plünderung Tegels durch die Franzosen im Jahre 1806 mit abhanden gekommen[1]). Die Anmerkungen, nur Zitate und sonstige gelehrte Nachweise enthaltend, sind im Abdruck fortgelassen.

Anmerkungen zum Texte.

39 5] „Humboldt meint, die Dorier hätten viel Ähnlichkeit mit den Hebräern!! So spielt selbst ihr den Griechen mit" schreibt Friedrich Schlegel an August Wilhelm 20. Januar 1795 (S. 210) wohl auf Grund einer brieflichen Äusserung Humboldts an ihn.

40 12] „Ich gestehe Ihnen offenherzig, dass ich mir von Pindars Tragödien schlechterdings keine Art von Vorstellung machen kann. Kommt denn wirklich gar keine andre Stelle als die Erwähnung im Suidas davon vor und mag denn der Dialog ebenso attisch gewesen sein und in Senarien, als die Chöre der attischen Dichter dorisch sind? Ich kann mir eine solche Gewantheit in zwei verschiedenen Dialekten und Dichtungsarten recht gut in Atheniensern, aber schlechterdings nicht in einem Thebaner und noch weniger im Pindar denken" Humboldt an Wolf 5. Januar 1796 (Gesammelte Werke 5,157).

45 20] Von der vierten nemeischen Ode schreibt Humboldt im Dezember 1793 an Wolf: „Die letzten Verse sind eine schöne Schilderung des Pindarischen Geistes: Tiefe und Grazie. Über diesen Text denke ich einen langen Kommentar einmal zu liefern. Es ist der eigentliche, immer verfehlte Gesichtspunkt, aus dem Pindar beurteilt werden muss" (Gesammelte Werke 5,67); zur Gesammtcharakteristik vgl. auch Briefwechsel mit Schiller² S. 44.

1) Vgl. darüber meine Zusammenstellung im Euphorion 3,69.

45 21] „Es ist ihm genug ihn (den Hörer) durch mehrere einzelne grosse und glänzende Bilder, durch tiefe und gedankenreiche Sprüche zu den Empfindungen der Grösse und Erhabenheit überhaupt zu stimmen, welche die Feier eines Siegs in den grossen Spielen forderte“ Gesammelte Werke 2,330.

48 5] „Der junge Apollon an der Seite des Chiron ist eine überaus schöne und vielleicht in der ganzen griechischen Dichterwelt einzige Gestalt“ Gesammelte Werke 2,329.

49 19] Ausführlich handelt Humboldt von den Episoden bei Pindar in seinor Vorbemerkung zur vierten pythischen Ode (Gesammelte Werke 2,297).

51 30] „Es ist nicht seine Absicht in dem Gemüte des Hörers durch ein durchgeführtes Thema ein bestimmtes Gefühl rege zu machen“ Gesammelte Werke 2,330.

52 8] Vgl. Gesammelte Werko 2,330.

53 1] „Eine solche musikalischo Einheit aber ist in allen Pindarischen Hymnen und offenbart sich sehr deutlich in den verschiedenen Stimmungen, welche jede einzelne hervorbringt. Bald schreitet ein abgemessener und volltönender Rhythmus langsam und feierlich einher, bald tanzt ein lachender und hüpfender gefälliger dahin, bald führt ein rauherer und mehr abgebrochener den Ernst des Schicksals und die Macht der Götter in gediegenen und warnenden Sprüchen vor das bewegte Gemüt, bald endlich reisst ein rascher und feuriger es in einem leichteren und minder gehemmten Schwunge mit sich fort“ Gesammelte Worke 2,331.

54 18] Vgl. Humboldt an Wolf Gesammelte Werke 5,159.

III. Die Betrachtungen über die Weltgeschichte.

In Betreff der Entstehungszeit dieser aphoristisch gehaltenen Betrachtungen giebt uns Humboldts Korrespondenz keinen einzigen Anhaltspunkt. Aus äusseren und inneren Gründen kann man mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit behaupten, dass ihre Abfassung jedenfalls vor die Übersiedelung Humboldts nach Paris fällt. Der Gesammtcharakter der Schriftzüge sowie Einzelheiten in der Führung der Buchstaben erweist diese Datierung: wenn auch ein solches Kriterium nicht zu den zweifellosen gehört, so ist doch für den Kenner der Humboldtschen Handschrift ein Urteil nach dieser Richtung hin

möglich. Orthographische Eigentümlichkeiten, die auf die frühere Epoche von Humboldts Schriftstellerei deutlich weisen und die spätere sicher ausschliessen, kommen hinzu: vor allem „sein", wofür später ausnahmslos „seyn" eintritt, und die Accentlosigkeit der griechischen Worte. Auch innerlich kennzeichnet sich der Aufsatz deutlich als ein Jugendentwurf. Zweifelhaft kann sein, ob er vor oder nach der Charakteristik Pindars einzuordnen ist: ich selbst habe geschwankt und in intimem mehrjährigen Zusammenleben mit diesen Betrachtungen sie mir bald in den Burgörnerschen Winter 1793/94, bald mit derselben Gewissheit des Gefühls in den Tegelschen 1795/96, bald in den Jenaischen 1796/97 verlegt. So ist denn die schliessliche Einrangierung nach dem Pindaraufsatz doch im Grunde willkürlich: mir schien es passender die beiden antiken Aufsätze bei einander zu lassen, da denn doch einmal keine Sicherheit zu gewinnen war. Für eine sichere Anknüpfung der Betrachtungen an sonst bekannte Arbeiten und Studien Humboldts in den in Betracht kommenden Jahren ist, wie schon bemerkt, kein Anhaltspunkt vorhanden, man müsste denn an den Plan einer Theorie der Bildung anknüpfen wollen, den er in einem Briefe an Körner vom 19. November 1793 ausführlich entwickelt[1]); doch lassen sich hier nur unsichere Fäden spinnen. Dass manche der hier vorgetragenen Gedanken bleibende Grundanschauungen Humboldts über geschichtliches und individuelles Leben gewesen sind, erweisen die mannigfachen Anklänge an unsre Betrachtungen, die wir in der Abhandlung „Über die Aufgabe des Geschichtsschreibers" und in den ersten allgemein einleitenden Paragraphen der Schrift „Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaus", also in zwei Produkten der Humboldtschen Altersmusse

---

1) Ansichten über Ästhetik und Litteratur S. 9.

finden[1]); überall ist dabei Steinthals vortrefflicher Kommentar heranzuziehen.

Anmerkungen zum Texte.

55 7] Gemeint ist Kants Abhandlung „Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht“ vom Jahre 1784 (Sämmtliche Werke 4,291 Hartenstein).

56 20] „. . . . um vielleicht daran die Gesetze auszuspähen, nach welchen das ewige Schicksal . . . . die Menschen in ewig in sich zurückkehrenden Kreisen oder einem grossen unendlichen Ziele zu (denn welcher Philosoph oder Geschichtsforscher hat dies je nur mit irgend einem Grade von Wahrscheinlichkeit entschieden?) führt“ heisst es in dem oben erwähnten Briefe an Körner (Ansichten über Ästhetik und Litteratur S. 9); vgl. auch 167 21.

58 27] Ganz der gleiche Gedanke findet sich Gesammelte Werke 1,304. 6,3. 25.

58 37] Vgl. Gesammelte Werke 6,31.

59 27] Gegen die Anschauung, dass die moderne Kultur und Zivilisation der Punkt der höchsten Vervollkommnung der Menschheit sei, polemisiert Humboldt ausführlich Gesammelte Werke 6,21; vgl. auch 4,250.

61 18] Hier ist eine Grundüberzeugung Humboldts ausgesprochen, die bei ihm in Schriften und Briefen unzähligemal wiederkehrt; ich verweise nur auf 114 17. 146 35; Gesammelte Werke 1,19. 22. 6,7. 12. 17; Briefwechsel mit Schiller² S. 178; Ansichten über Ästhetik und Litteratur S. 12. 39. 41; Briefe an Jacobi S. 73.

61 30] Vgl. Gesammelte Werke 6,31.

62 32] Hiermit stelle man die ausführliche Analyse des französischen Nationalcharakters zusammen, die Humboldt in einem Briefe an Jacobi vom 26. Oktober 1798 (S. 60) entwirft.

63 33] „**Μὴ ματεύσῃ θεὸς γενέσθαι**“ Pindar, *Olympia* 5,24 („Strebe zum Gott auf vermessen nicht mehr“ übersetzt Humboldt, Gesammelte Werke 2,277; „Wünsche nicht ein Gott zu sein“ Goethe, Werke 4,317 Weimarische Ausgabe); ähnlich **Μὴ μάτευε Ζεὺς γενέσθαι**“ *Isthmia* 4,12.

64 5] Ähnlich greift Humboldt die teleologische Geschichtsbetrachtung an in den Gesammelten Werken 1,13. 6,6.

---

1) Gesammelte Werke 1.1. 6,1; vgl. auch im allgemeinen Haym S. 553.

IV. Der Aufsatz über das Saguntiner Theater.

Im November 1797 langten Humboldts zu mehrjährigem Aufenthalt in Paris an. Von früh auf hatte sie eine unstillbare Reiselust erfüllt; jetzt ward ihnen im reichsten Masse Gewährung aller ihrer Wünsche, ein vieljähriger Aufenthalt in Frankreich, Spanien, Italien. Schwer war Humboldt der Abschied von Jena, von Schiller und dem ihm jetzt auch innig verbundenen Goethe geworden; seine innerste Seele war mit dem, was jene Männer waren und lebten, untrennbar verknüpft; mit ihnen verband er in Gedanken alles, was er neues sah und erfuhr; sie gewissermassen als stille Teilnehmer seiner Reisen zu betrachten erschien ihm ein selbstverständlicher Gedanke. So entspann sich zwischen Paris und Thüringen bald ein ideenreicher Briefwechsel. Humboldt selbst ward es in der Fülle der fremden Eindrücke und der dadurch angeregten Gedanken mehr und mehr zum Bedürfniss abgesonderte Gebiete fremden Volkstums, einzelne landschaftliche oder künstlerische Bilder in geschmackvoll abhandelnder Form, verwebt mit den gedanklichen Resultaten seiner Art die Dinge anzusehen und einzuordnen, zu schildern. Der Adressat dieser kleinen Aufsätze ist Goethe: mit ihm hatte er sich bei der Ausarbeitung seines Buches über Hermann und Dorothea in den ersten Pariser Monaten eingehend und allseitig beschäftigt, auf ihn als einen alles Menschliche mit universeller Liebe umfassenden Mittelpunkt bezieht er in erster Linie, was er zu schildern sich vornimmt. So entstehen im Jahre 1798 und 1799 in Paris die beiden Aufsätze über das Museum der kleinen Augustiner[1]) und über die französische tragische Bühne[2]).

1) Vgl. Briefwechsel mit Goethe S. 87. Dass der Aufsatz an Goethe gerichtet ist, hat Haym S. 185 Anm. nachgewiesen.

2) Vgl. Briefwechsel mit Goethe S. 87. 152. 162; an Wolf Gesammelte Werke 5,215.

Eine noch weit grössere Fülle neuer Eindrücke bot dann die halbjährige Reise durch Spanien im Winter 1799/1800. Eine recht gute Beschreibung Spaniens, besonders des geistigen Zustandes der Spanier gab es nicht[1]; bald musste also Humboldt der Gedanke nahe treten seine reichen Erfahrungen und Erlebnisse für ein derartiges Buch nutzbar zu machen. Leider ist dieser Gedanke einer Schilderung Spaniens mit besondrer Betonung derjenigen Dinge, die von den früheren Reisebeschreibern entweder gar nicht oder doch nur unzureichend behandelt waren, wie ihn Humboldt brieflich mehrmals erwähnt[2], wie so vieles andre nur Plan und Gedanke geblieben. Nur vereinzelte Abschnitte sind zur Ausführung gekommen. Die „Reiseskizzen aus Biscaya" sind erst lange nach Humboldts Tode aus seinem Nachlass herausgegeben worden[3]. Ein Aufsatz über den Montserrat bei Barcelona, an Goethe gerichtet, entstand im Sommer 1800 nach der Rückkehr nach Paris und erschien auf Goethes Veranlassung, da die Propyläen, in denen die Briefe über die französische tragische Bühne seinerzeit erschienen waren, inzwischen wegen mangelhafter Beteiligung des Publikums eingegangen waren, im Jahre 1803 in Gasparis und Bertuchs Allgemeinen geographischen Ephemeriden[4].

Der Schluss dieses Aufsatzes lautet: „Ich schliesse für heute, mein Lieber. In meinem nächsten Briefe erhalten Sie eine Beschreibung der Überbleibsel des Theaters von Murviedro, dem alten Sagunt, das man

1) Vgl. die ausführliche vortreffliche Darstellung Farinellis in der Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte Neue Folge 8,318.

2) Vgl. Briefwechsel mit Goethe S. 84. 169.

3) Dass sie schon damals entstanden, beweist Humboldts briefliche Äusserung Goethejahrbuch 8,72.

4) Vgl. darüber Briefwechsel mit Goethe S. 169. 170; Briefe an eine Freundin 2,236; Goethes Briefe 15,99. 103. 147; Schillers Briefe 6,194. 197.

vor einer von einem Bewohner Murviedros darüber geschriebenen Abhandlung, aus der ich Ihnen einen Auszug mitteilen werde, nur aus weniger genauen und vollständigen Nachrichten kannte [1])." Es ist dies der vorliegende Aufsatz. Dass sein Adressat Goethe ist, geht ausser den eben erwähnten Worten auch deutlich aus den Anredestellen des Aufsatzes selbst, besonders aus der Stelle 70_1 hervor, wo Goethes Aufenthalt in Sizilien erwähnt wird [2]). Zweifelhaft bleibt es, ob die Abhandlung wirklich zur Absendung und in Goethes Hände kam; einen Beweis für diesen Umstand kann ich nicht erbringen, zumal weder in Goethes Korrespondenz noch auch in den Beständen des Goethearchivs sich eine Erwähnung der Arbeit findet. Es ist leicht möglich, dass der Aufsatz wie der über das Museum der kleinen Augustiner seinem Adressaten nie zu Gesicht kam.

Der Aufsatz ist in zwei Manuskripten vorhanden, in Humboldts originaler Niederschrift, welche von Streichungen, Umstellungen, Zusätzen und Einzelkorrekturen geradezu wimmelt und daher sehr schwer zu entziffern war, und in einer späteren Abschrift von Schreiberhand mit vielen Fehlern. Sie scheint aus dem Ende des zweiten Jahrzehnts unsres Jahrhunderts zu stammen, wo Humboldt wohl während der Vorarbeiten zu seinem Buche über die Urbewohner Spaniens vorübergehend an eine Publikation der Arbeit dachte. Das erste Manuskript enthält eine grosse Zahl von Anmerkungen, meist gelehrte Nachweise und Zitate, auch hie und da philologisch-archäologische Polemik enthaltend; dieselben sind hier fortgelassen, wie auch schon in der von Humboldt autorisierten Abschrift ge-

1) Gesammelte Werke 3,212.

2) Humboldt wusste davon aus Goethes Erzählungen, da die „Italienische Reise" noch nicht erschienen war; vgl. über Taormina Werke 24,283 Hempel.

schehen ist. Die 81_{29} erwähnte Zeichnung des Saguntiner Theaters ist nicht mehr vorhanden.

Anmerkungen zum Texte.

69_{9}] *„Angulus muri erat in planiorem patentioremque quam cetera circa vallem vergens“* Livius 21,7.

69_{23}] Die Angabe entstammt Cavanilles' Buche *„Observaciones sobre el regno de Valencia“.*

70_{15}] Denselben Gedanken spricht Goethe mehrfach aus. Vom Theater in Taormina sagt er: „Wenn man die Höhe der Felsenwände erstiegen hat, welche unfern des Meerstrandes in die Höhe steilen, findet man zwei Gipfel durch ein Halbrund verbunden. Was dies auch von Natur für eine Gestalt gehabt haben mag, die Kunst hat nachgeholfen und daraus den amphitheatralischen Halbzirkel für Zuschauer gebildet; Mauern und andre Angebäude von Ziegelsteinen, sich anschliessend, supplierten die nötigen Gänge und Hallen. Am Fusse des stufenartigen Halbzirkels erbaute man die Szene quer vor, verband dadurch die beiden Felsen und vollendete das ungeheuerste Natur- und Kunstwerk“ (Werke 24,283 Hempel). In einem Briefe an Hirt vom 9. Juni 1809 heisst es: „Wie die Griechen nicht gerade einen Stolz darein sotzten alles von Grund aus zu bauen, sondern gar gerne Berge, Hügel und Gründe benutzten, um dem durch die Natur Halbvorbereiteten eine architektonische Form zu ihren Zwecken zu geben, wie uns die Theater von Syrakus und Tauromina belehren . . . .“ (Briefe 20,361).

70_{21}] *„Caveas illas saxis pendentibus absidatas ita juncturis absconditis in formas pulcherrimas convenisse, ut cryptas magis excelsi montis crederes, quam aliquid fabricatum esse judicares“* Cassiodor, *Variarum* 4,51.

73_{16}] Die Beschreibung findet sich in Martis Briefen 1,7.

73_{30}] *Disertacion sobre el teatro y circo de Sagunto,* Valencia 1793.

75_{36}] Die Stelle findet sich in der zweiten Unterredung hinter dem *Fils naturel* (*Oeuvres complètes* 7,124).

$79_{14.\ 23}$] Vgl. Maffei, *Galliae antiquitates quaedam selectae* S. 142. 146.

86_{34}] *„Qua thymelen spectas derisoremque latinum,*
illa fronte, precor, carmina nostra leges“
Martial, Epigramme 1, 4, 5; das Gedicht ist übrigens nicht an Domitia, sondern an den Kaiser gerichtet.

88_{20}] *„Ἵνα δὲ σαφέστερον εἴπω, μετὰ τὴν σκηνὴν εὐθὺς καὶ τὰ παρασκήνια ἡ ὀρχήστρα. αὕτη δέ ἐστιν ὁ τόπος, ὁ ἐκ σανίδων ἔχων τὸ ἔδαφος, ἀφ᾽ οὗ θεατρίζουσιν οἱ μῖμοι. ἔστι*

μετὰ τὴν ὀρχήστραν βωμὸς τοῦ Διονύσου, ὃ καλεῖται θυμέλη παρὰ τὸ θύειν. μετὰ δὲ τὴν θυμέλην ἡ κονίστρα, τουτέστι τὸ κάτω ἔδαφος τοῦ θεάτρου“ Suidas 328 unter *σκηνή*.

89 32] „*Πρόσθεν δὲ τἀνδρὸς τοῦδε θαυμαστὸς λόχος*
εὕδει γυναικῶν ἐν θρόνοισιν ἥμενος“

Aeschylus, Eumeniden Vers 46.

97 28] „*Sic, ubi tolluntur festis aulaea theatris,*
surgere signa solent primumque ostendere voltus,
cetera paulatim placidoque educta tenore
tota patent imoque pedes in margine ponunt“

Ovid, Metamorphosen 3,111; die Übersetzung ist die Vossische.

98 6] „*Ἡμεῖς οὖν τὸ ἐνθένδε συλλογισώμεθα, ποῖος ἂν ὁ τεταγμένος γένοιτο θεατής· ἢ σαφές τι δεῖ καὶ προὖπτον εἰπεῖν, ὡς ἐκεῖνος, ὅστις ἐν τῇ χώρᾳ περιμένει τὰ δεικνύμενα καθ’ ἕκαστον ἐν τάξει προκύπτοντα τοῦ παραπετάσματος; Εἰ δέ τις εἰς τὴν σκηνὴν εἰσβιάζοιτο καί, τὸ λεγόμενον, εἰς τοῦτο κυνοφθαλμίζοιτο, διὰ τοῦ προσκηνίου τὴν παρασκευὴν ἀθρόαν ἅπασαν ἀξιῶν ἐποπτεῦσαι, ἐπὶ τοῦτον Ἑλλανοδίκαι τοὺς μαστιγοφόρους ὁπλίζουσι· καὶ λαθὼν δέ, οὐδὲν σαφὲς εἰδείη, μόλις τε ἰδὼν καὶ συγκεχυμένα καὶ ἀδιακριτά.*“ Synesius, *Περὶ προνοίας* in Mignes *Patrologia graeca* 66,1280.

99 19] „*Hoc rero licet animadrertere etiam a citharoedis, qui, superiore tono cum volunt canere, advertunt se ad scenae valvas et ita recipiunt ab earum auxilio consonantiam vocis*“ Vitruv, *De architectura* 5,42.

101 6] Gemeint ist Houel, *Voyage pittoresque des isles de Sicile, de Malte et de Lipari,* Paris 1782—1789.

103 19] Dieser Zug wird von Humboldt in seiner Schilderung des Montserrat nicht erwähnt.

110 4. 11] Vgl. Humboldts Tagebuch von seiner Reise nach Norddeutschland im Jahre 1796 S. 29. 31. 33.

111 31] Die Grabschrift ist aus Puente, Reise durch Spanien 4,230 entnommen.

V. Die beiden Abhandlungen der römischen Zeit.

Italien zu sehen, eine Zeitlang auf klassischem Boden in unmittelbarem täglichem Verkehr mit den Überresten des antiken Daseins und der antiken Kunst zu leben war immer ein lebhafter Wunsch Humboldts gewesen. Der Plan einer Reise nach Italien tritt in seinem Leben, seit er durch den Tod seiner Mutter volle Freizügigkeit erlangt hatte, immer bestimmter

auf[1]). Lange hatten die ungünstigen politischen Umstände ihn an der Ausführung gehindert; da brachte das Frühjahr 1802 ihm in unerwarteter Form die Erfüllung der lange gehegten Wünsche: er wurde an Uhdens Stelle zum preussischen Residenten in Rom ernannt mit der Bestimmung im Herbst des Jahres dorthin abzugehen[2]). Sechs volle Jahre, bis zum Herbst 1808 dauerte dieser unendlich glückliche römische Aufenthalt, in vieler Beziehung die genussreichste Zeit seines Lebens, zweifellos diejenige Periode, in der sein inneres geistiges Dasein in abgeklärtester Form sich ausleben konnte. Bezeichnend für die Grundstimmung der römischen Jahre ist, was er am 29. September 1804 an Wolf schreibt: „Ich glaube wirklich, man geniesst das Leben nur hier. Der Genuss wird hier ein fruchtbares Geschäft und erweckt eine Art von Verachtung gegen die Tätigkeit . . . Was giebt es auch eigentlich Höheres als sich und die Natur, die Vergangenheit und die Gegenwart geniessen? Nur wenn man das tut, lebt man für sich und für etwas Wahres. Alles Übrige ist ein Treiben und Jagen, bei dem man wenigstens nie zurückblicken muss[3]).“ In unendlichen Variationen spricht er sich brieflich über Gehalt und Wesen seiner römischen Existenz aus, am eingehendsten und grossartigsten in einer längeren Stelle eines Briefes an Goethe aus Marino vom 23. August 1804, die dadurch allgemeiner bekannt geworden ist, dass Goethe sie fast wörtlich unmittelbar in seine Schilderung Winckelmanns aufnahm[4]).

1) Vgl. Briefwechsel mit Schiller² S. 98. 163. 182. 245; Briefwechsel mit Goethe S. 42; Ansichten über Ästhetik und Litteratur S. 70; Briefe an Jacobi S. 41; Gesammelte Werke 5,181. 186. 197. 199.

2) Vgl. darüber Gebhardt in den Forschungen zur brandenburgischen und preussischen Geschichte 7,2, 71 und Wilhelm von Humboldt als Staatsmann 1,36.

3) Varnhagen, Vermischte Schriften³ 2,241.

4) Vgl. Karoline von Wolzogen, Litterarischer Nachlass²

Während ihn nun im ersten Jahre seines römischen Aufenthalts die Erinnerungen an die Ergebnisse seiner spanischen Reise und die Ausarbeitung seines projektierten, auch später nur teilweise vollendeten Buches über die Basken lebhaft beschäftigten [1]), gewann die lebendige Gegenwart der Antike bald die Alleinherrschaft in seinem Gemüte: erneute eingehende Lektüre der Alten, nun zum erstenmal gestützt auf die Anschauung ihres heimatlichen Bodens, brachte alle die Ideen über den idealen Wert des Altertums für uns, immer innig gepflegt und doch nie recht ausgetragen, aufs neue und diesmal nachhaltig in Fluss. *„Mon activité productrice"*, schreibt er am 5. Oktober 1805 an Schweighäuser, *„est souvent médiocre, parce que je n'arrive pas à me convaincre, qu'il vaille la peine de produire. Je veux cependant me mettre à développer des idées, que j'ai depuis longtemps dans la tête, afin de me sentir ensuite plus dégagé sous tous les rapports"* [2]). Ja die strömende Überfülle der Gedanken und Bilder drängte sogar zu poetischer Gestaltung und es entstanden in den ersten Monaten des Jahres 1806 die der alten treuen Jugendfreundin Karoline von Wolzogen gewidmeten Stanzen „Rom", über deren Schwächen als Gedicht Humboldt selbst der strengste Richter war [3]), deren Gedankengehalt jedoch einen herrlichen, nie genug zu bewundernden Bau darstellt. Im Gefolge dieses

2,11; Briefwechsel mit Goethe S. 218 (Goethes Werke 46,37 Weimarische Ausgabe); im allgemeinen Haym S. 215.

1) Vgl. *Lettres à Schweighäuser* S. 95. 103. 121; Briefwechsel mit Goethe S. 188; Goethejahrbuch 8,72; auch ungedruckte Briefe an Brinckmann vom 22. Oktober 1803 und 4. Februar 1804 bestätigen dies.

2) *Lettres* S. 116.

3) Vgl. sein Urteil in Karoline von Wolzogens Litterarischem Nachlass² 2,10. Über die Entstehung des Gedichts orientieren ausserdem folgende Stellen: Goethejahrbuch 8,72. 74; *Lettres à Schweighäuser* S. 121. 125. 133. 134. 150. 154. 158. 163. 165; Riemer, Briefe von und an Goethe S. 242.

Poems[1]) machte nun Humboldt auch wieder einen Versuch seine Anschauung vom Altertum in einer prosaischen Abhandlung auseinanderzusetzen: es sind das die uns unter dem Namen „Hellas und Rom“ erhaltenen Betrachtungen, die demnach in den Sommer oder Herbst 1806 gehören. Am 6. September dieses Jahres schreibt er an Schweighäuser: *„Cette poésie a eu pour conséquence de me porter à songer davantage à l'art et aux antiquités. Je m'en occupe de toutes façons et autant que cela m'est possible; et je me convaincs de plus en plus, que dans ce domaine tant exploité on peut rencontrer bien des aperçus nouveaux. Il doit y avoir spécialement beaucoup d'études attrayantes à faire sur les similitudes et sur les dissemblances du génie grec et du génie romain, sur leur provenance respective, sur leur influence distincte dans le développement ultérieur de la civilisation“* [2]). Auf diesen selben Aufsatz beziehe ich auch die Stelle in dem Briefe an Schweighäuser vom 6. April 1808: *„Il y a longtemps, que je méditais les idées, qui sont le fonds de ma Rome, et j'avais commencé à les développer en prose. Je tiens pour exacte et juste ce que je dis de l'action de la Grèce sur Rome et de leur action respective sur les temps modernes et sur la culture de l'humanité“* [3]). Leider sind die Betrachtungen Fragment geblieben. Den Schluss derselben bildet, was im Hinblick auf Humboldts Alters-

1) Unrichtig ist freilich Humboldts Behauptung, *„que c'est réellement la première fois, qu'un sujet me fournit une inspiration poétique“* (*Lettres à Schweighäuser* S. 121 und ähnlich Goethejahrbuch 8,72); denn schon während der spanischen Reise waren die Distichen „In der Sierra Morena“ und in Rom viele Sonnette entstanden; über die letzteren bereite ich eine eingehende Studie vor, die ungedrucktes Material bringen und auch die übrigen Gedichte Humboldts behandeln wird.

2) *Lettres* S. 126.

3) *Lettres* S. 160.

arbeiten besonders interessiert und worauf ich hier deshalb hinweise, ein jedenfalls unvollendeter Exkurs über die Sprache und ihre Bedeutung als Erkenntnissquelle für die eigentümliche Geistesform einer Nation, die erste ausführlichere Auslassung über diesen Gegenstand, die wir von ihm besitzen. Was hier in einem vielfach unfertigen Zustande auseinandergesetzt ist, wird man gern mit den Ergebnissen der Humboldtschen sprachwissenschaftlichen Arbeiten aus seiner reiferen Periode vergleichen, die Haym[1]) übersichtlich zusammengestellt hat; man wird hier die Hauptideen zu dem schon damals geplanten Werke über die Bedeutung des Sprachstudiums[2]), das nicht ausgeführt wurde, wiedererkennen dürfen.

Seit dem Herbst 1806 bereits suchte Humboldt seine zwar ausgebreitete, aber, wie er selbst öfters rügt, doch einigermassen einseitige Kenntniss der alten Litteratur durch eingehende Lektüre solcher Schriftsteller zu vervollständigen, die bisher noch kaum in seinen Gesichtskreis getreten waren, ihm jedoch jetzt mancherlei Anknüpfungspunkte auch von antiquarischer Seite her boten: Diodor, Dionysius von Halikarnass, Pausanias[3]). Daneben trat im Sommer 1807 ein neues hellleuchtendes Gestirn, das ihm ebenfalls bis dahin noch ziemlich unbekannt gewesen war: Demosthenes, dessen Lektüre ihn in helle Begeisterung versetzte und sein lebhaftestes Interesse für diese Periode des

---

1) S. 492.

2) Vgl. darüber *Lettres à Schweighäuser* S. 96. In der Wiener Zeit taucht der Plan von neuem auf: vgl. Briefwechsel mit Goethe S. 244. 247; Ansichten über Ästhetik und Litteratur S. 126. 130.

3) Vgl. *Lettres à Schweighäuser* S. 130. An Wolf schreibt er am 24. September 1806: „Ich sitze tiefer als je in den Griechen und Römern und habe alle barbarische Sprachen aufgegeben, wenigstens auf so lange, als ich diese Luft atme. Ich beschäftige mich jetzt seit mehreren Wochen mit grossem Genuss mit dem Pausanias“ (ungedruckt).

Niedergangs der griechischen Freiheit und Selbständigkeit und die in ihr auftretende eigenartige griechische Charakterform erweckte[1]). An Schweighäuser, dessen Studien sich auf dem gleichen Gebiete bewegten, schreibt er am 29. August 1807: *„Cependant ce n'est pas Démosthènes, que j'ai uniquement en vue, mais plutôt toute l'histoire de son époque, qu'aucun grand écrivain n'a exposée intégralement et dont il faut rassembler les éléments épars. Cette période, commençant au début du règne de Philippe et finissant à la bataille de Chéronée, est une des plus intéressantes et des plus remarquables de l'histoire grecque. Je prends donc exactement note pour mon usage particulier, car je ne médite aucune oeuvre personelle, de tous les faits historiques, relatés par Démosthènes; je les rapproche et je veux rattacher à Démosthènes non seulement Eschine, dont il est inséparable, mais tous les orateurs contemporains. Pour commencer et en ce qui touche Démosthènes aussi bien que les autres, je ne lis que les harangues politiques"*[2]). Der Gedanke einer schriftstellerischen Verwertung dieser Studien, den er hier noch weit von sich weist, wuchs ihm jedoch mit gebieterischer Notwendigkeit sehr bald hier noch einmal aus der noch immer ungestillten Sehnsucht für seine Anschauungen vom idealen Werte des Altertums für die neuere Menschheit endlich ein „Vehikel" zu finden und aus der ihm und seinen individuellen Absichten so recht kongenialen Natur dieses Stoffes heraus. Wenige Monate später arbeitet er an einem grossen historischen Werke über Griechenlands Untergang und Nachleben und hielt die Arbeit ängstlich geheim. Einzig dem glücklichen Zufall, dass Schweighäusers Studien, wie schon erwähnt, sich nach

1) Vgl. *Lettres à Schweighäuser* S. 130. 138. 140. Ein früher beabsichtigtes Demosthenesstudium (vgl. Gesammelte Werke 5,139) blieb wohl nur Plan.
2) *Lettres* S. 139.

der gleichen Richtung hin bewegten und Humboldt eine überflüssige Konkurrenz vermeiden wollte, verdanken wir folgende ausführliche Analyse seines begonnenen Werkes, die er Schweighäuser in einem Briefe vom 4. November vorlegt[1]). *„Quant à Votre projet litéraire actuel il est singulier, que je ne puisse Vous en rien dire, sans parler beaucoup plus de moi que de Vous. C'est réellement un étrange hasard, que tous les deux et simultanément nous en soyons venus à nous occuper de Démosthènes. Comme il n'est plus question de Votre part d'une simple traduction, mais d'une histoire de l'orateur, je suis tenté de Vous prier de renoncer à ce projet. Le sacrifice ne serait pas trop dur, puisque Vous ne me semblez pas tout à fait décidé et que Vous n'avez même pas commencé les travaux préparatoires. Vous devinez sans peine, très cher ami, que je médite un dessein semblable; si je Vous en fais part, ce n'est que sous le sceau du plus grand et du plus absolu secret. Mon dessein, auquel m'a donc amené Démosthènes, est d'écrire une histoire de la décadence et de la chute dès républiques grecques, en considérant cette époque comme un point central, auquel se rattache tout ce que nous savons d'histoire universelle. Car il me paraît, que, de même que la chute de l'empire romain (Gibbon l'a fort bien montré) constitue un point central historique pour la diffusion de tout ce qui est chez nous le côté extérieur de la civilisation: législation, organisation politique, religion etc., la chute des républiques grecques l'est également pour son côté intime: arts, philosophie, sciences, idées. Mon travail comprend trois propositions: comment s'est formé l'esprit grec? comment*

1) Einen so weitreichenden historischen Plan konnte man aus der kurzen Erwähnung der diesbezüglichen Studien in einem Briefe an Raumer vom 22. Februar 1812 (Lebenserinnerungen 1,259) unmöglich erschliessen.

a-t-il influé premièrement sur les Romains, secondement sur nous? comment cette influence peut-elle être utilisée de nos jours? J'avoue, que je voudrais élever un monument à l'intention de la pauvre Allemagne bouleversée, parce que dans ma conviction intime l'esprit grec greffé sur l'esprit allemand produira quelque chose, lorsque l'humanité reprendra sans obstacle sa marche progressive. Vous me direz, mon cher ami, que c'est l'oeuvre d'une vie entière; aussi je me hâte de penser, que ce serait précisément ma joie de consacrer ma vie à ce grand ouvrage. Je suis également décidé à ne travailler pour le moment et jusqu'au jour de son impression qu'à une partie déterminée de ma tâche. Je divise l'époque de décadence en trois périodes: celle de Philippe et d'Alexandre, faisant dater la décadence du commencement du règne de Philippe, celle des généraux d'Alexandre, enfin période romaine jusqu'à la réduction de l'Achaïe en province. Je me borne actuellement à mettre la dernière main à la première période. Comme elle exige une introduction, dont l'importance est grande, puisqu'elle traite de la Grèce en général, de tout ce qui caractérise le génie grec dans son essence et autant que possible dans ses origines, j'ai devant moi un travail de longue haleine. Ne souriez pas, très cher ami, du mystère, que je fais de mon projet. En vérité je n'en ai dit mot à personne sans aucune exception et beaucoup de motifs me déterminent à garder le silence. En premier lieu il a été si souvent question de moi à propos de travaux commencés, que je ne veux pas donner occasion d'en augmenter la liste; en second lieu, et ici le motif ne dépend plus uniquement de moi, mon sujet a, sans qu'il y ait de mon fait, une certaine analogie avec les temps présents. Or des gens, qui n'ont rien de mieux à faire, donneraient à entendre, que je l'ai choisi à cause de cela. Si le livre paraît, il se défendra

lui-même; mais jusqu'alors je pourrais me trouver exposé à des jugements et à des suppositions, qui seraient capables de porter préjudice même à ma position officielle. J'évite enfin toute confidence, afin qu'un autre écrivain plus prompt que moi ne s'empare de mon idée. Si comme Vous quelqu'un tombe fortuitement sur ce sujet, advienne que pourra! Comme la façon de traiter la matière dépendra du point de vue adopté, mon oeuvre se distinguera toujours d'oeuvres semblables. C'est avec Vous seul, très cher ami, que j'ai désiré ne pas me rencontrer sur un terrain semblable, et cela uniquement, parce que je n'ai pas voulu me priver du plaisir de recevoir Vos avis et Vos encouragements; si nous avions travaillé au même sujet, j'aurais craint d'être exposé à Vous emprunter Vos idées. Voilà pourquoi je Vous ai adressé plus haut ma requête. Mais j'en ai dit assez d'un projet, qui sera peut-être ainsi que toute chose aujourd'hui une bulle de savon, destinée à disparaître au premier accident"[1]). Dass Humboldt die begonnene Aufgabe im Hinblick auf die ähnlichen Geschicke Preussens und Deutschlands und unter dem bittern Eindruck der Tage von Jena und Tilsit noch besonders ans Herz wuchs, wie er hier dem Freunde vertraut, beweist das erhaltene Stück des Aufsatzes an mehreren Stellen selbst (155_{6}. 158_{28}. 170_{30}). Wie stark zugleich der Einfluss der antiken Historiker ist, zeigt sich schon rein äusserlich in der ihnen nachgebildeten Einteilung der Arbeit in fortlaufend nummerierte Kapitel und zwischendurch für sich fortlaufend nummerierte Paragraphen.

Der Sturm der Zeitereignisse hat auch diesen letzten kräftigen Ansatz zu einer Darstellung der Humboldts ganzes Leben beherrschenden Gedanken über das Altertum entwurzelt. Mit dem schmerzvoll weh-

1) *Lettres* S. 146.

mütigen Verlassen des römischen Bodens[1]) und dem Eintritt in das nun folgende Jahrzehnt einer angestrengten und segensreichen politischen Tätigkeit schwindet Lust und Musse den so grausam abgerissenen Faden wieder anzuknüpfen und weiterzuspinnen. Humboldt ist nie wieder zu diesem Thema zurückgekommen. Und wenn er auch, wie Haym so schön gesagt hat[2]), den Kern dieses seines hier unter dem Siegel des tiefsten Geheimnisses seinem jungen Freunde anvertrauten Plans wenige Jahre danach vor den Augen aller Welt, nicht in Buchform, sondern praktisch durch die Schöpfung der Berliner Universität verwirklicht hat, so müssen wir es doch aufs schmerzlichste beklagen, dass auch diese reifste Arbeit über das klassische Altertum ein Torso geblieben ist. Nach Inhalt und Form sehen wir in diesem herrlichen Fragment, dem klarsten Abglanz der Humboldtschen Individualität in Sprache und Ideengang, eine seiner allerbedeutendsten schriftstellerischen Leistungen, die niemand ohne tiefe Rührung lesen wird.

Anmerkungen zu den Texten.

114 17] Vgl. oben die Anmerkung zu 61 18.

114 25] Vgl. die ähnliche Auseinandersetzung Gesammelte Werke 6,15.

114 34] Ein Lieblingsthema Humboldts aus früherer Zeit: vgl. Ideen zu einem Versuch S. 26; Gesammelte Werke 1,311; die beiden Horenaufsätze Gesammelte Werke 4,270. 1,215.

121 26] „So entstand die ägyptische plastische Kunst, der es gelang die menschliche Gestalt aus dem organischen Mittelpunkt ihrer Verhältnisse heraus aufzubauen und die dadurch zuerst ihren Werken das Gepräge echter Kunst aufdrückte“ Gesammelte Werke 6,13.

125 35] Von solchen Anschauungen aus erklären sich Humboldtsche Aussprüche wie der bekannte von der Wirkung eines homerischen Verses in der Todesstunde (Briefe an Welcker S. 102).

---

1) Vgl. besonders Briefe an Welcker S. 5.

2) In den Göttingischen gelehrten Anzeigen 1893 S. 660.

132_{21}] Vgl. auch 156_{18}. „Das geheime Leben und die innere Kraft jedes Wesens, von welcher seine sichtbaren Veränderungen nur unvollkommene und vorübergehende Erscheinungen sind und auf deren unmittelbarem und insofern unerkanntem Wirken dasjenige beruht, was wir Schicksal nennen" Briefwechsel mit Schiller[2] S. 76. „Das ewige Schicksal (doch wohl nur die eigenen, den Wesen inwohnenden und durch entgegengesetztes Kämpfen Vereinigung erstrebenden Kräfte der Dinge)" Ansichten über Ästhetik und Litteratur S. 9.

133_{13}] „*Οὐδὲ γὰρ οὐδὲ βίη Ἡρακλῆος φύγε κῆρα*" Ilias 18_{117}.

133_{22}] Vgl. auch 156_{33}. Sehr häufig kehrt dieser Gedanke in den Briefen an eine Freundin wieder: vgl. 1,35. 144. 2,28. 49. 136. 254.

133_{31}] „*Ἔσσεται ἦμαρ, ὅτ' ἄν ποτ' ὀλώλῃ Ἴλιος ἱρή* Ilias 6,448.

134_{26}] Vgl. Gesammelte Werke 2,322.

137_{11}] „*Παλαίστραν δὲ καὶ μουσικὴν οὐ νόμιμόν ἐστι παρ' αὐτοῖς μανθάνειν*" Diodor 1,81, 7.

137_{13}] „*Κατεσκεύασε δὲ καὶ γυμνάσια καὶ θεῶν ναοὺς καὶ τἄλλα πάντα τὰ πρὸς βίον ἀνθρώπων εὐδαίμονα, ὧν ὑπομνήματα μέχρι τῶνδε τῶν καιρῶν διαμένει*" Diodor 5,15, 2.

144_{10}] Zu Humboldts, wie er selbst einmal es nennt, „Grille von der Ähnlichkeit der Griechen und Deutschen" vgl. besonders Briefwechsel mit Schiller[2] S. 146; Briefwechsel mit Goethe S. 18. 61. 205; Briefe an Jacobi S. 51; Gesammelte Werke 5,152. 194. 6,219.

146_{35}] Vgl. oben die Anmerkung zu 61_{18}.

152_{3}] Vgl. Gesammelte Werke 6,81.

156_{3}] Vgl. auch 60_{28}.

156_{18}] Vgl. oben die Anmerkung zu 132_{21}.

156_{33}] Vgl. oben die Anmerkung zu 133_{22}.

161_{33}] „*Hi enim pro nobis contenderunt deliberatione proposita, quid luendum esset, monentibus Thebanis Atticam in ovium pascua convertendam*" Ulpian zu der angegebenen Stelle des Demosthenes.

161_{34}] „*Ἔνιοι δὲ καὶ προτεθῆναί φασιν ὡς ἀληθῶς ὑπὲρ ἀνδραποδισμοῦ γνώμην ἐν τοῖς συμμάχοις, ὅτε καὶ τὸν Θηβαῖον Ἐρίανθον εἰσηγήσασθαι τὸ μὲν ἄστυ κατασκάψαι, τὴν δὲ χώραν ἀνεῖναι μηλόβοτον. Εἶτα μέντοι συνουσίας γενομένης τῶν ἡγεμόνων παρὰ πότον καί τινος Φωκέως ᾄσαντος ἐκ τῆς Εὐριπίδου Ἠλέκτρας τὴν πάροδον, ἧς ἡ ἀρχή· Ἀγαμέμνονος ὦ κόρα, ἤλυθον, Ἠλέκτρα, ποτὶ σὰν ἀγρότειραν αὐλάν, πάντας ἐπικλασθῆναι καὶ φανῆναι σχέτλιον ἔργον τὴν οὕτως εὐκλεᾶ καὶ τοιούτους ἄνδρας φέρουσαν ἀνελεῖν καὶ διεργάσασθαι πόλιν*" Plutarch, Lysander Kapitel 15.

161 36] „*Τοὐναντίον δὲ Πόπλιος Σκηπίων ὁ Νασικᾶς ἐπικαλούμενος ἀεὶ διετέλει λέγων καὶ ἀποφαινόμενος· δοκεῖ μοι Καρχηδόνα εἶναι. Πολλὰ γάρ, ὡς ἔοικεν, ὕβρει τὸν δῆμον ὁρῶν ἤδη πλημμελοῦντα καὶ δι' εὐτυχίαν καὶ φρόνημα τῇ βουλῇ δυσκάθεκτον ὄντα καὶ τὴν πόλιν ὅλην ὑπὸ δυνάμεως ὅπῃ ῥέψειε ταῖς ὁρμαῖς βίᾳ συνεφελκόμενον ἐβούλετο τοῦτον γοῦν τὸν φόβον ὥσπερ χαλινὸν ἐπικεῖσθαι σωφρονιστῆρα τῇ θρασύτητι τῶν πολλῶν*“ Plutarch, Cato Kapitel 27.

167 21] Vgl. oben die Anmerkung zu 56 20.

183 17] Goethe, Grenzen der Menschheit Vers 11; dasselbe Zitat in den Ideen zu einem Versuch S. 49.

189 3] „*Μή μοι δῶρ' ἐρατὰ πρόφερε χρυσέης Ἀφροδίτης·*
οὔ τοι ἀπόβλητ' ἐστὶ θεῶν ἐρικυδέα δῶρα,
ὅσσα κεν αὐτοὶ δῶσι, ἑκὼν δ'οὐκ ἄν τις ἕλοιτο“

Ilias 3,63.

190 25] Humboldt meint wohl die Stelle *Pythia* 4,510: „*Φαντί δ' ἔμμεν τοῦτ' ἀνιαρότατον καλὰ γινώσκοντ' ἀνάγκᾳ ἐκτὸς ἔχειν πόδα. Καὶ μαν κεῖνος Ἄτλας οὐρανῷ προσπαλαίει νῦν γε πατρῴας ἀπὸ γᾶς ἀπό τε κτεάνων· λῦσε δὲ Ζεὺς ἄφθιτος Τιτᾶνας. Ἐν δὲ χρόνῳ μεταβολαὶ λήξαντος οὔρου ἱστίων. Ἀλλ' εὔχεται οὐλομέναν νοῦσον διαντλήσαις ποτὲ οἶκον ἰδεῖν, ἐπ' Ἀπόλλωνός τε κράνᾳ συμποσίας ἐφέπων θυμὸν ἐκδόσθαι πρὸς ἥβαν πολλάκις, ἔν τε σοφοῖς δαιδαλέαν φόρμιγγα βαστάζων πολίταις ἀσυχίᾳ θιγέμεν, μήτ' ὦν τινι πῆμα πορών, ἀπαθὴς δ' αὐτὸς πρὸς ἀστῶν.*“ In seiner eigenen Übersotzung lautet die Stelle (Gesammelte Werke 2.321):

„Das ist, sagt man, des Unglücks
Gipfel, das Schöne kennen
Und gezwungen entbehren.
Gegen des Himmels Bürde
Ringt jetzt, ein Atlas,
Dieser, von der Heimat entfernt
Und seinen Schätzen. Doch die Titanen
Löste selbst der ewige Zeus;
Und schweigt der Sturm, so wechselt der Schiffer
Die Segel. Er sehnt sich endlich
Nach der durchkämpften schmerzenden Krankheit
Sein Haus zu sehen, an Apollons
Heiligem Quell bei fröhlichen Mahlen
Heiterer Jugendfreude wieder
Seine Seele zu geben, oft auch in
Weiser Bürger Mitte friedlich
Der melodischen Leier Saiten zu
Rühren, keinem Verderben
Sinnend, wieder von keinem selbst es duldend.“

206 28] Vgl. damit Goethes Definitionen von Allegorie und Symbol in den Sprüchen in Prosa 742 und 743 (Werke 19,158 Hempel).

206 32] „*Θεῶν δὲ σέβουσιν οἱ ταύτῃ τόν τε Ἀμυκλαῖον καὶ Διόνυσον, ὀρθότατα ἐμοὶ δοκεῖν Ψίλακα ἐπονομάζοντες· ψίλα γὰρ καλοῦσιν οἱ Δωριεῖς τὰ πτερά, ἀνθρώπους δὲ οἶνος ἐπαίρει τε καὶ ἀνακουφίζει γνώμην οὐδέν τι ἧσσον ἢ ὄρνιθας πτερά*“ Pausanias 3,19 ,6,

207 1] „*Ἐπὶ δὲ αὐτῷ Μούσαις καὶ Ὕπνῳ θύουσι, λέγοντες τὸν Ὕπνον θεὸν μάλιστα εἶναι φίλον ταῖς Μούσαις*“ Pausanias 2,31, 5.

207 16] Hier liegt wohl eine nicht ganz klare Erinnerung an die „Macht des Gesanges“ vor.

* * *

Es erübrigt noch ein Wort über die Provenienz der Aufsätze hinzuzufügen. Die Handschriften, alle von Humboldts eigener Hand, befinden sich sämmtlich in seinem handschriftlichen Nachlass im Schlosse Tegel. Der immer aufs neue bewährten Güte der Besitzerin, Frau Konstanze von Heinz, gebornen von Bülow, einer Enkelin Humboldts, verdanke ich die Erlaubniss zur Veröffentlichung. Ihr haben die Leser den Genuss zu danken, den sie bei der Lektüre dieser über ein Jahrhundert mit pietätvoller Treue gehüteten Schätze empfinden. Die hochherzige Liberalität, die mir Jahrelang mit diesen Blättern gleichsam zu leben, sie nach freier Lust und Neigung wieder und wieder zur Hand zu nehmen verstattete, ist, mit Humboldt zu reden, wie alles, was des Dankes am meisten wert ist, auch am meisten über den Dank, wenigstens über den gesagten erhaben. Möchte die treue begeisterte Hingebung, die ich diesen herrlichen Blättern mit stets wachsender Liebe für die Grösse des Geistes, der sich darin ausspricht, gewidmet habe, in vielen Herzen einen immer nachhaltigeren Wiederhall wecken!

Weimar, 6. Mai 1896.

Albert Leitzmann.

SECHS

UNGEDRUCKTE AUFSÄTZE

ÜBER

DAS KLASSISCHE ALTERTUM

VON

WILHELM VON HUMBOLDT.

I.

Ueber das Studium des Alterthums, und des Griechischen insbesondre.

1.

Das Studium der Ueberreste des Alterthums — Litteratur und Kunstwerke — gewährt einen zwiefachen Nuzen, einen materialen und einen formalen. Einen materialen, indem es andren Wissenschaften Stoff darbietet, den sie bearbeiten. Insofern ist dasselbe, und sind also die humanistischen Wissenschaften Hülfswissenschaften von jenen, und wie wichtig dieser Nuzen auch an sich sein mag, so ist er ihnen eigentlich fremd.

2.

Der formale Nuzen kann wiederum zwiefach sein, einmal insofern man die Ueberreste des Alterthums an sich und als Werke der Gattung, zu der sie gehören, betrachtet, und also allein auf sie selbst sieht; und zweitens indem man sie als Werke aus der Periode, aus welcher sie stammen, betrachtet, und auf ihre Urheber sieht.*) Der erste Nuzen ist der ästhetische; er ist überaus wichtig, aber nicht der Einzige. Darin daß man ihn oft für den einzigen gehalten hat, liegt eine Quelle mehrerer falscher Beurtheilungen der Alten.

*) Dieß unterscheide ich noch.

3.

Aus der Betrachtung der Ueberreste des Alterthums in Rüksicht auf ihre Urheber entsteht die Kenntniß der Alten selbst, oder der Menschheit im Alterthum. Dieser Gesichtspunkt ist es, welcher allein in den folgenden Säzen aufgefaßt werden soll, theils seiner innern Wichtigkeit wegen, theils weil er seltner genommen zu werden pflegt.

4.

Das Studium einer Nation gewährt schlechterdings alle diejenigen Vortheile, welche die Geschichte überhaupt darbietet, indem dieselbe durch Beispiele von Handlungen und Begebenheiten die Menschenkenntniß erweitert, die Beurtheilungskraft schärft, den Charakter erhöht und verbessert; aber es thut noch mehr. Indem es nicht sowohl dem Faden auf einander folgender Begebenheiten nachspürt, als vielmehr den Zustand und die gänzliche Lage der Nation zu erforschen versucht, liefert es gleichsam eine Biographie derselben.

5.

Das Auszeichnende einer solchen Biographie ist vorzüglich das, daß, indem der ganze politische, religiöse und häusliche Zustand der Nation geschildert wird, ihr Charakter nach allen seinen Seiten, und in seinem ganzen Zusammenhange entwikkelt, nicht bloß die gegenseitigen Beziehungen der einzelnen Charakterzüge unter einander, sondern auch ihre Relationen zu den äußren Umständen, als Ursachen oder Folgen, einzeln untersucht werden; und die Vortheile dieses charakteristischen Kennzeichens eines solchen Studiums verfolge ich hier allein, mit Uebergehung jener übrigen, öfter berührten.

6.

Man pflegt Menschenkenntniß nur zum Umgange mit Menschen nothwendig zu halten, und man pflegt es

Menschenkenntniß zu nennen, wenn man eine Menge einzelner Menschen beobachtet und dadurch eine Fertigkeit erworben hat, aus ihren äußren Handlungen ihre inneren Absichten zu errathen, und umgekehrt durch künstlich ihnen gegebene Beweggründe sie zu Handlungen zu bestimmen, und in einem gewissen politischen Sinne mag beides wahr sein. Allein im philosophischen kann Menschenkenntniß — Kenntniß des Menschen überhaupt, wie der einzelnen wirklichen Individuen — nichts anders heißen, als die Kenntniß der verschiedenen intellektuellen, empfindenden, und moralischen menschlichen Kräfte, der Modifikationen, die sie durch einander gewinnen, der möglichen Arten ihres richtigen und unrichtigen Verhältnisses, der Beziehung der äußeren Umstände auf sie, dessen, was diese in einer gegebnen Stimmung unausbleiblich wirken müssen, und was sie nie zu wirken vermögen, kurz der Geseze der Nothwendigkeit der von innen, und der Möglichkeit der von außen gewirkten Umwandlungen. Diese Kenntniß ist, oder vielmehr das Streben nach dieser — da hier nur Streben möglich ist — führt zur wahren Menschenkenntniß, und dieß ist jedem Menschen, als Menschen, und lebte er auch ganz von Menschen abgesondert, nur in verschiedenen Graden der Intension und Extension unentbehrlich.

7.

Zuerst — um vom Leichtesten anzufangen — dem handelnden Menschen, dem ich in der Folge den nur mit Ideen Beschäftigten, so wie endlich beiden den bloß Genießenden entgegensezen werde. Alles praktische Leben, vom Umgange in der gleichgültigsten Gesellschaft bis zu dem Regieren des größesten Staats bezieht sich mehr oder minder unmittelbar auf den Menschen; und wer seiner moralischen Würde wahrhaft eingedenk ist, wird in keinem dieser Verhältnisse des höchsten Zweks aller Moralität, der Veredlung und steigenden Ausbildung des Menschen

vergessen. Dazu ist jene Kenntniß ihm unentbehrlich, theils um jenen Zwek zu befördern, theils, wenn sein Geschäft so heterogen ist — wie es denn auch sehr achtungswürdige dieser Art geben kann — daß es ihm von gewissen Seiten Einschränkungen in den Weg stellen muß, doch immer das höchst mögliche Minimum dieser Einschränkungen zu bewahren. So lehrt sie ihn, was er moralisch unternehmen dürfe und politisch mit Erfolg unternehmen könne und leitet dadurch seinen Verstand. — Aber auch zweitens seinen Willen, indem sie allein wahre Achtung des Menschen erzeugt. Alle Unvollkommenheiten lassen sich auf Misverhältnisse der Kräfte zurükbringen. Indem nun jene Kenntniß das Ganze zeigt, werden diese gleichsam aufgehoben, und es erscheint zugleich die Nothwendigkeit ihres Entstehens und die Möglichkeit ihrer Ausgleichung, so daß das, vorher einseitig betrachtete Individuum durch diesen allseitigen Ueberblik gleichsam in eine andre höhere Klasse versezt wird.

8.

Der mit Ideen Beschäftigte ist — da ich mich hier der Genauigkeit logischer Eintheilungen überheben kann — Historiker im allerweitesten Sinne des Worts, oder Philosoph, oder Künstler. Der Historiker, insofern ich von dem im eigentlichsten Verstande — dem Beschreiber der Menschen und menschlichen Handlungen — abstrahire, bedarf jener Kenntniß vielleicht am wenigsten. Wenn indeß auch der Forscher des am mindesten mit Menschenähnlichkeit begabten Theils der Natur nicht bloß die äußren Erscheinungen aufzählen, sondern auch den innern Bau erspähen will; so kann er derselben schlechterdings nicht gänzlich entbehren. Denn nicht bloß daß alle unsre Ideen von Organisation ursprünglich vom Menschen ausgehen: so herrscht auch durch die ganze Natur eine Analogie wie der äußren Gestalten, so des inneren Baues. Es läßt sich daher kein tiefer Blik in die Beschaffenheit der Organisation auch der leblosen Natur ohne physiologische

Kenntniß des Menschen thun, und diese ist wiederum nicht ohne psychologische möglich; und ebenso steigt umgekehrt mit dem Umfange dieser lezteren die Schärfe jenes ersten Bliks, wenn gleich freilich in oft sehr kleinen Graden. Endlich muß ich bemerklich machen, daß ich hier den Blik auf den Zusammenhang der ganzen Natur, und die Beziehung der leblosen auf die menschliche — die kein großer Naturkündiger versäumen wird — ganz übergehe, wie es denn überhaupt meine Absicht ist, nur zu versuchen, das für sich minder Klare in ein helleres Licht zu stellen.

9.

Diesem Grundsaze getreu, bleibe ich bei dem Philosophen nur bei dem abstraktesten Metaphysiker stehen. Aber wenn auch dieser das ganze Erkenntnißvermögen ausmessen soll, wenn es ferner von dem Gebiete der Erscheinungen in das Gebiet der wirklichen Wesen keinen andren Weg, als durch die praktische Vernunft giebt, wenn Freiheit und Nothwendigkeit eines allgemein gebietenden Gesezes allein zu Beweisen für die wichtigsten, übersinnlichen Principien führen können; so muß die mannigfaltigste Beobachtung der, in andren und andren Graden gemischten menschlichen Kräfte auch dieß Geschäft um vieles erleichtern, und am sichersten das sehen lassen, was allgemein ist und sich in jeder Mischung gleich erhält.

10.

Des Künstlers einziger Zwek ist Schönheit. Schönheit ist das allgemeine, nothwendige, reine Wohlgefallen an einem Gegenstand ohne Begriff. Ein Wohlgefallen, das nicht durch Ueberzeugung erzwungen werden kann und doch abgenöthigt sein soll, das allgemein sein muß, und dessen Gegenstand nicht durch den Begriff reizt, muß sich nothwendig auf die ganze Seelenstimmung des Empfindenden in ihrer größesten Individualität beziehen, wie auch schon die unendliche Verschiedenheit in Geschmaks-

urtheilen zeigt. Wer es also hervorbringen will, muß sein Wesen mit den feinsten und verschiedenartigsten Wesen gleichsam identificirt haben, und wie ist dieß ohne tiefes und anhaltendes Studium möglich? — Auch außer dieser, zwar allgemein beweisenden, aber auch abstrakteren Erörterung, gehört der Künstler gleichsam zur Klasse der praktischen Menschen, und bedarf umsomehr alles desjenigen, was jenen unentbehrlich ist, als er unmittelbar auf das Höchste und Edelste wirkt. Nicht also bloß um als Mensch moralisch, sondern auch um als Künstler mit Erfolg zu wirken, muß er den Gegenstand tief kennen, auf welchen er wirkt. — Endlich ist sein Geschäft entweder Ausdruk oder Schilderung. Das Erstere bezieht sich allein und unmittelbar, das Leztere, da die Schilderung sonst nicht gefaßt wird, mittelbar auf Empfindung, und so bleibt diese und der empfindende Mensch überhaupt immer sein Hauptstudium.

11.

Von dem bloß Genießenden endlich ließe sich eigentlich nichts sagen, da der Eigensinn des Genusses keine Regel annimmt. Aber ich stelle mich billig hier in die Stelle nicht gerade der edelsten Menschen, aber der Menschen überhaupt in ihren edleren Momenten. In diesen nun sind die Freuden der höchsten Gattung die, welche man durch sich und andre empfängt, durch Selbstbeobachtung, Umgang in allen Abstufungen, Freundschaft, Liebe. Je höher diese sind, desto eher sind sie zerstört ohne ein scharfes Auffassen des wahren Seins seiner selbst und

---

Zu 10: Künstler und Dichter Genie eines Schakespears, Ossians, Homers und so mancher andern waren durch kein anhaltendes Studium gebildet. Diese männer würden durch anhaltendes Studium an Vollendung gewonnen an Kraft aber — etwas verlohren haben. Dem ungeachtet bin ich überzeugt daß ihre Werke vollkommener geworden wären — wenn sie mehr jedoch nicht zuviel studieret hätten. Allzuvieles Studium fremder muster macht ängstlich; und der Funken des eignen Genius erlischt alsdann. Dalberg.

andrer. Dieß aber ist nie möglich, ohne tiefes Studium des Menschen überhaupt. — Diesen Freuden an die Seite treten nicht unbillig, diejenigen, welche der ästhetische Genuß der Werke der Natur und der Kunst gewährt. Diese wirken vorzüglich durch Erregung der Empfindungen, welche durch die äußren Gestalten, gleichsam als durch Symbole gewekt werden. Je mehr lebendige Ansichten möglicher menschlicher Empfindungen nun das Studium des Menschen verschaft hat, desto mehr äußrer Gestalten ist die Seele empfänglich. — Da ich des, aus der eignen Thätigkeit entspringenden Genusses schon mit dieser Thätigkeit selbst im Vorigen erwähnt habe (7—10.) so bleibt mir nur noch der sinnliche übrig. Aber auch dieser wird, indem die Phantasie ihm das reiche Schauspiel seiner möglichen Mannigfaltigkeit nach der Verschiedenheit des genießenden Individuums zugesellt, und indem sie so gleichsam mehrere Individuen in Eins vereint, vervielfacht, erhöht und verfeinert. — Endlich mindert sich durch eine solche Ansicht das Gefühl auch des wirklichen Unglüks. Das Leiden, wie das Laster, ist eigentlich nur partiell. Wer das Ganze vor Augen hat, sieht, wie es dort erhebt, wenn es hier niederschlägt.

Zu 11: Der Geschmack des tiefdenkenden forschenden Kunstkenners ist feiner und zuverlässiger als der Geschmack desjenichen der sich immer und lediglich denjenichen eindrücken überlassen hat, so die Gegenstände durch zufällige Einwürkungen und seine eigne weesentliche innere Anlage in ihm erregen. Allein das Gefühl des erstern wird in sehr vielen Fällen nicht so innig, nicht so lebhaft seyn, als das Gefühl des letzten. In der Dunkelheit, unbestimtheit seiner Begriffen legt dieser grenzenlosen Werth auf den geliebten Gegenstand. Das Studium zeigt jenem durch Vergleichung und nachforschung die Grenzen und unvollkommenheiten des geliebten Gegenstandes, die Zauberkraft der Leidenschaft ist verschwunden; sein Verstand hat an Erkentnis gewonnen; sein Herz hat an Empfindsamkeit verlohren. In beziehung auf ruhige Zufriedenheit hat er durch Studium gewonnen. Dann Kenntnisse führen auf wahrheit; Leidenschaft auf Abgründe von Irr-

12.

Ich habe bis jezt den Menschen mit Fleiß abgesondert in einzelnen Energien betrachtet. Zeigte sich aber auch in keiner die Unentbehrlichkeit der Kenntniß, von der ich hier rede, so würde sie sich doch gerade dadurch bewähren, daß sie vorzüglich nothwendig ist, um das einzelne Bestreben zu Einem Ganzen und gerade zu der Einheit des edelsten Zweks, der höchsten, proportionirlichsten Ausbildung des Menschen zu vereinen. Denn das Beschäftigen einzelner Seiten der Kraft bewirkt leicht mindere Rüksicht auf den Nuzen dieses Beschäftigens, als Energie, und zu große auf den Nuzen des Hervorgebrachten, als eines Ergon, und nur häufiges Betrachten des Menschen in der Schönheit seiner Einheit führt den zerstreuten Blik auf den wahren Endzwek zurük.

13.

So wirkt jene Kenntniß, wenn sie erworben ist, gleichsam als Material; aber gleich heilsam und vielleicht noch heilsamer wirkt gleichsam ihre Form, die Art sie zu

thümern. und deswegen verdient dies Studium des menschen Empfehlung. Dalberg.

Zu 12: Sollte nicht von dem Fortschritt der menschlichen Kultur ohngefehr eben das gelten, was wir bey jeder Erfahrung zu bemerken Gelegenheit haben. Hier aber bemerkt man 3 Momente.

1. Der Gegenstand steht ganz vor uns, aber verworren und ineinander fließend.
2. Wir trennen einzelne Merkmale und unterscheiden. Unsere Erkenntniß ist deutlich aber vereinzelt und borniert.
3. Wir verbinden das Getrennte und das Ganze steht abermals vor uns, aber jetzt nicht mehr verworren sondern von allen Seiten beleuchtet.

In der ersten Periode waren die Griechen.
In der zweyten stehen wir.
Die dritte ist also noch zu hoffen, und dann wird man die Griechen auch nicht mehr zurück wünschen. Schiller.

erwerben. Um den Charakter Eines Menschen und noch mehr einer noch vielseitigeren Nation in seiner Einheit zu fassen, muß man auch sich selbst mit seinen vereinten Kräften in Bewegung sezen. Der Auffassende muß sich immer dem auf gewisse Weise ähnlich machen, das er auffassen will. Daher entsteht also größere Uebung, alle Kräfte gleichmäßig anzuspannen, eine Uebung, die den Menschen so vorzüglich bildet. — Wer sich mit diesem Studium anhaltend beschäftigt, faßt ferner eine unendliche Mannigfaltigkeit der Formen auf, und so schleifen sich gleichsam die Ekken seiner eignen ab, und aus ihr, vereint mit den aufgenommenen entstehen ewig wiederum neue. — So ist jene Kenntniß gerade darum heilsam, warum jede andre mangelhaft sein würde, darum, daß sie, nie ganz erreichbar, zu unaufhörlichem Studium zwingt, und so wird die höchste Menschlichkeit durch das tiefste Studium des Menschen gewirkt.

Zu 13: Für den Lehrer humanistischer Wissenschaften einen Wolf Ernesti und s. w. ist dieses Studium Hauptgeschäft. — für den man der sich dem thätigen Leben witmet: ist es wie mir dünkt nebensache. Anhaltendes nachdenken kann leidenschaftliches Vergnügen werden; und dann ist die Betriebsamkeit des practischen Geschäftsmanns geschwächt. Literatur ist auch für ihn Hülfswissenschaft; aber so viel er braucht kann er in der Jugend erlernt haben. und allemahl ist es für ihn in nebenstunden angenehme Erhohlung und zuzeiten Stärkung seines Geistes; aber nicht anhaltendes Studium. Dalberg.
wenn alle Ecken abgeschliffen sind so wird alles glat rund und einförmig werden. hierin ist die Kunst der Ausbildung mit der Kunst des Steinschleifers vergleichbar; der diamant wird in seiner [Form] dadurch verschönert: daß er viele Faceten erhaltet ohne ganz abgerundet zu werden. Allzulanges Nachahmen, und hineindenken in fremde Gesinnungen und Kunstwerke verwischt das eigenthümliche des Caracters ganz. auch hierin est modus in rebus. Scaliger, Casaubon, Salmasius waren die grösten Humanisten. Was sie selbstgedachtes schrieben, ware sehr mitelmäßig. Dalberg.

14.

Das bis jezt betrachtete Studium des Menschen überhaupt an dem Charakter einer einzelnen Nation, aus den von ihr hinterlassenen Denkmälern, ist zwar bei einer jeden Nation in gewissem Grade möglich, in einem vorzüglicheren aber bei einer oder der andren nach folgenden vier Momenten: 1., *je nachdem die von ihr vorhandenen Ueberreste ein treuer Abdruk ihres Geistes und ihres Charakters sind, oder nicht.* Jedes Produkt der Wissenschaft oder der Kunst hat seine eigne, durch seine Natur bestimmte, gleichsam objektive, idealische Vollkommenheit, aber selbst bei dem äußersten Annähern an diese Vollkommenheit prägt sich dennoch die Individualität des Geistes, der es hervorbringt, mehr oder minder darin aus, am meisten aber freilich da, wo am mindesten absichtlich auf die Erreichung jener Vollkommenheit gesehen ist. Daher der objektive Werth und die Individualität eines Geistesprodukts nicht selten im umgekehrten Verhältnisse stehen. Am auffallendsten ist dieser Unterschied bei den eigentlichen Geistesprodukten, weniger bei den Künsten, und unter diesen mehr bei den energischen (Musik, Tanz) als bei den bildenden (Mahlerei, Bildhauerkunst).

Zu 14: Sollte es nicht wahr seyn daß Jeder diejeniche nation vorzüglich studieren muß auf die er als Lehrer, Schriftsteller, Geschäftsman oder als Haußvatter würken will. Sonst mögte es ihm gehen [wie] dem berühmten Reisken der wuste wie es in Arabien aussahe und Leipzig nicht kannte woh er wohnte. Eine Vernunft Vorstellung (Idealisches Gedanken Bild) muß er sich aus streng erwiesnen Gründen in seinem Geist zusammen setzen nach welchem er in einzlen Fällen die besondre Eigenheiten beurtheilt. (Diese Eigenheiten sind im Grund jedesmahl Vollkommenheiten oder unvollkommenheiten.) Das Hauptstudium in Literatur ist wie mir dünkt für den Teutschen teutsche Literatur; für den engländer Englische Literatur u. s. w. Die Griegische Literatur ist allerdings sehr oft ein Gegenstand wichtiger scharfsinniger Vergleichungen; doch ohnmaßgeblich niemahlen hauptsache. Dalberg.

15.

2., je nachdem der Charakter einer Nation Vielseitigkeit und Einheit — welche im Grunde Eins sind — besizt. Einzelne große und schöne Charakterzüge und ihre Betrachtung hat ihren unbestrittenen, aber hieher nicht gehörigen Nuzen. Das Studium des Menschen überhaupt an einem einzelnen Beispiel erfordert Mannigfaltigkeit der verschiednen Seiten des Charakters, und Einheit ihrer Verbindung zu Einem Ganzen.

16.

3., je nachdem eine Nation reich ist an Mannigfaltigkeit der verschiedenen Formen. Es kommt also hier wieder nicht sowohl darauf an, ob die Nation, deren Studium jenen Nuzen gewähren soll, auf einem vorzüglichen Grade der Ausbildung oder der Sittlichkeit stehe, sondern bei weitem mehr darauf, ob sie von außen reizbar, und von innen beweglich genug ist, eines großen Reichthums der Gestalten empfänglich zu sein.

17.

4., je nachdem der Charakter einer Nation von der Art ist, daß er demjenigen Charakter des Menschen überhaupt, welcher in jeder Lage, ohne Rüksicht auf individuelle Verschiedenheiten da sein kann und da sein sollte, am nächsten kommt. Verschiedenheiten dieser Art unter Nationen zeigt auch eine oberflächliche Vergleichung; Nationen, die eine so lokale Ausbildung haben, daß ihr Studium mehr Studium einer einzelnen Menschengattung, als der Menschennatur überhaupt ist, und Nationen, in welchen sich auf der andren Seite diese Menschennatur hauptsächlich ausdrukt. Das,

Zu 15: bedürfte noch einer nähern Erklärung. Vielseitigkeit kann einem großen Theil unsrer Zeitgenossen nicht abgesprochen werden — aber Einheit? Schiller.

wovon ich hier rede, kann aus doppeltem Grunde entstehen, einmal durch Mangel der Individualität, durch Nichtigkeit, zweitens durch Einfachheit des Charakters. Nur das Leztere ist heilsam. — Das Studium des Menschen gewönne am meisten durch Studium und Vergleichung aller Nationen aller Länder und Zeiten. Allein außer der Immensität dieses Studiums kommt es mehr auf den Grad der Intension an, mit dem Eine Nation, als auf den der Extension, mit welchem eine Menge von Nationen studirt wird. Ist es also rathsam, bei Einer oder einem Paar stehen zu bleiben; so ist es gut, diejenigen zu wählen, welche gleichsam mehrere andre repräsentiren.

18.

Daß nach diesen 4 Momenten die alten Nationen die sind, deren Studium jenen hier allein ausgeführten Nuzen der Kenntniß und Bildung des Menschen am reichsten gewähret, soll die Folge zu zeigen bemüht sein. — Alte nenne ich hier ausschließend die Griechen, und unter diesen oft ausschließend die Athener. Die Gründe hievon werde ich, wenn sie sich nicht durch die Folge des Raisonnements von selbst entdekken, weiter unten noch mit Einem Worte berühren. — 1. Moment. (14.) Die Ueberreste der Griechen tragen die meisten Spuren der Individualität ihrer Urheber an sich. Die beträchtlichsten sind die litterarischen. In diesen fällt der Betrachtung zuerst die *Sprache* auf. In einer Sprache entstehen Abweichungen von der Individualität der Sprechenden vorzüglich aus folgenden 3 Gründen: 1., durch Entlehnen von Wörtern oder Redensarten aus fremden Sprachen. 2., durch das Bedürfniß, völlig allgemeine und abstrakte Begriffe, worauf sich vorhandene Wörter nicht gut anwenden lassen wollen, entweder durch völlig neugebildete, oder gewaltsam übertragene Ausdrükke zu bezeichnen, wobei die Abweichung des neuen Ausdruks immer in dem Grade größer ist, als ein Volk weniger reizbare und schaffende Phantasie besizt, den abstrakten Begriff unter einem, aus

seinem bisherigen Vorrath genommenen sinnlichen Bilde zu fassen. 3., durch Nachdenken über die Natur der Sprache überhaupt, und die Analogie der eignen insbesondre, woraus viele Abänderungen des durch den Sprachgebrauch Eingeführten, und näher mit der Individualität der Lage der Redenden Verknüpften vorzüglich im Syntax und in der Grammatik überhaupt entspringen. Nun waren die Griechen mit keinem einzigen höher gebildeten Volke vor oder neben ihnen in allgemeiner und vertrauter Bekanntschaft; es finden sich daher in ihrer Sprache nur fremde Wörter, und auch diese gegen das Ganze nur in unbedeutender Anzahl, von fremden Beugungen und Konstruktionen wenigstens keine deutliche Spur. So fällt jener erste Grund hinweg. Nicht minder aber die beiden lezteren, da in Vergleichung mit der sehr frühen Ausbildung der Sprache sehr spät eine bestimmtere Philosophie und noch später Philosophie der Sprache entstand, und in Rüksicht auf den zweiten Grund insbesondre kein Volk leicht eine so reiche Phantasie im Schaffen metaphorischer Ausdrükke besizt, als den Griechen eigen war. — Einzelne Beispiele in Absicht der Bildung der Wörter, der Beugungen und Verbindungen könnten hier die Uebereinstimmung der Sprache der Griechen mit ihrem Charakter zeigen.

19.

Die Geistesprodukte selbst sind Geschichte, Dichtung (wozu ich hier Kunst überhaupt rechne) und Philosophie. — Die Geschichte ist großentheils Griechische, und wo sie es

---

Zu 18: Die Geschichte enthaltet sichere Spuhren daß die Tirier den wilden Griegen zum gesitteten Menschen bildeten. Dalberg.
Hierin hat wie mir dünkt die Griegische Literatur keinen besondern Vorzug; dann alle diese Züge kann man wie mir dünkt auch auf teutsche Literatur anwenden. wer Otfrieden, die minesinger, Bragur Adelung Heinatz und andre studieren will wird sich davon überzeugen. Die Literar-Geschichte einer jeden Sprache eines jeden Volks hat die nemliche stufen erstiegen. Dalberg.

auch nicht ist, sind wenigstens die früheren griechischen Geschichtschreiber noch zu wenig gewohnt, mehrere Völker zu vergleichen, und Eignes und Fremdes von einander abzusondern, auch zu sehr mit allem Vaterländischen beschäftigt, als daß nicht sehr oft der Grieche durchblikken sollte. In der Griechischen Geschichte selbst aber macht eine Zusammenkunft mehrerer Umstände, wozu ich vorzüglich den größeren Einfluß einzelner Personen auf die öffentlichen Angelegenheiten, die Verbindung des religiösen Zustandes mit dem politischen, und des häuslichen mit dem religiösen, ferner den kleinen Umfang der Geschichte selbst, der ein größeres Détail erlaubte, endlich die noch mehr kindischen Ideen von Merkwürdigkeit und Wichtigkeit rechne, daß die alte Geschichte unendlich mehr Charakter- und Sittenschilderungen enthält, als die neuere.

20.

Wenn Dichtung und Geschichte gesondert sein soll, so sezt dieß schon bestimmtere Ideen über Möglichkeit und Unmöglichkeit, Wahrscheinlichkeit und Unwahrscheinlichkeit, mit Einem Worte Kritik voraus. Diese erhielten die Griechen erst spät, und vorzüglich durch die Verbindung ihrer Fabel mit Religion und Nationalstolz später, als sich sonst hätte erwarten lassen. Sehr lange ist also Dichtung und Geschichte gar nicht gesondert, und als sie wirklich sich mehr von einander trennten, durfte der Künstler, der nicht sowohl für Kenner und Dilettanten der schönen Künste, als für ein Volk arbeitete, das in dem Kunstwerk nicht die Kunst allein, auch sich und seinen Ruhm sehen wollte, sich nicht von dem entfernen, was Eindruk auf

---

Zu 19: Der älteste Geschichtschreiber der Griegen ist Herodot der die Thatsachen aller Völker und Gegenden aufzufassen suchte. Dalberg.
unsre alten Croniken und Schriftsteller des mitelalters sind in kleinen Zügen noch weit reichhaltiger: und manche z. B. die Schweitzer Croniken stehen in Zügen des Edelmuths keiner Geschichte nach. Dalberg.

dieß Volk zu machen im Stande und also mit seiner Individualität nah verwandt war. Wie hätten auch wirkliche Abänderungen der Fabel durch den Künstler nicht wieder im höchsten Grade Griechisch werden sollen, da er keine fremde Muster vor sich hatte, und selbst die eigentliche Theorie der Künste erst später entstand? — Ferner entsprangen alle vorzüglichste Arten der Dichtung — epische, tragische, lyrische — bei den Griechen aus Sitten und öffentlichen Einrichtungen, bei Gastmählern, Festen, Opfern, und so behielten sie bis in die spätesten Zeiten einen Anstrich dieses historischen, nicht eigentlich ästhetischen Ursprungs.

21.

Die **Philosophie** sollte am wenigsten Spuren der Eigenthümlichkeit des Philosophirenden tragen. Aber die praktische zeigte bei den Griechen immer in einem sehr hohen Grade den Griechen, und die spekulative that dieß wenigstens auch sehr lange.

Gegenblik auf moderne Nationen. — Ihre Sprache (18.) durch Entlehnen von fremden, und Philosophie in hohem Grade umgebildet. — Selbst ihre vaterländische Geschichte (19.) durch Vertrautheit mit allen Zeiten und Erdstrichen, und andre zusammenkommende Ursachen minder individuell erzählt. — Ihre Dichtung (20.) fast ganz aus

---

Zu 20: Höchstwahrscheinlich hatten die Griegen Egiptische muster vor sich; welche hohen Geschmack und Ebenmaaß in manche werke brachten, wie Winkelman sehr scharfsinnig gezeigt hat. Dalberg.
überhaupt bin ich mit dem Herrn Verfasser überzeugt daß in beziehung auf Geschmack bildende Künste und wahre Begriffe von Schönheit die Griegen eine sehr hohe stufe der Vollkommenheit erreicht haben; und hierin Ihre Werke der wichtigste Gegenstand eines hauptstudiums sind. Dalberg.

Zu 21: Auch in der philosophie entlehnten die Griegen sehr viel von Egiptern; wie Brucker und andre gezeigt haben. Dalberg.

fremder Mythologie genommen, und nach objektiven allgemeinen Theorien geformt. — Ihre Philosophie (21.) abstrakt und allgemein.

22.

2. Moment. (15.) Der Grieche in der Periode, wo wir die erste vollständigere Kenntniß von ihm haben, steht noch auf einer sehr niedrigen Stufe der Kultur In diesem Zustande wird, da der Bedürfnisse und Befriedigungsmittel nur wenige sind, immer weit mehr Sorgfalt auf die Entwikklung der persönlichen Kräfte, als auf die Bereitung und den Gebrauch von Sachen verwandt. Der Mangel dieser Hülfsmittel macht auch jene Entwikklung nothwendiger. Da überhaupt noch keine Veranlassung vorhanden ist, einzelne Seiten vorzüglich zu beschäftigen, da der Mensch nur schlechthin dem Gange der Natur folgt; so ist, wo er handelnd oder leidend wird, sein ganzes Wesen um so mehr vereint in Thätigkeit, als er vorzüglich durch Sinnlichkeit afficirt wird, und gerade diese am stärksten das ganze Wesen ergreift. Es ist daher bei Nationen auf einer niedrigeren Stufe der Kultur verhältnißmäßig mehr Entwikklung der Persönlichkeit in ihrem Ganzen, als bei Nationen auf einer höheren.

23.

Bei den Griechen zeigt sich aber ein doppeltes, äußerst merkwürdiges, und vielleicht in der Geschichte einziges Phänomen. Als sie noch sehr viele Spuren

Zu 22: Ganz gewiß, weil kultivirte Nationen durch Regeln, die immer etwas allgemeines sind, Naturvölker durch Gefühle sich bestimmen. Die Vernunft erzeugt Einheit und darum oft Einförmigkeit; der Sinn bringt Mannigfaltigkeit. Schiller.

Zu 23: Dieser § braucht und verdient Erläuterung. Es wird auch nöthig seyn zu bestimmen, wann eigentlich die erste Periode gesezt wird. Schiller.

der Rohheit anfangender Nationen verriethen, besassen sie schon eine überaus große Empfänglichkeit für jede Schönheit der Natur und der Kunst, einen feingebildeten Takt, und einen richtigen Geschmak, nicht der Kritik, aber der Empfindung, und finden sich Instanzen gegen diesen Takt und diesen Geschmak, so ist wenigstens jene Reizbarkeit und Empfänglichkeit unläugbar; und wiederum als die Kultur schon auf einen sehr hohen Grad gestiegen war, erhielt sich dennoch eine Einfachheit des Sinns und Geschmaks, den man sonst nur in der Jugend der Nationen antrift. Die Entwikklung der Ursachen hievon gehört nicht hieher. Genug das Phänomen ist da. In seinem ersten Lallen verräth der Grieche feines und richtiges Gefühl; und in dem reifen Alter des Mannes verliert er nicht ganz seinen ersten einfachen Kindersinn. Hierin, dünkt mich, liegt ein großer Theil des eigentlich Charakteristischen der Nation.

24.

Da sich die den Griechen eigenthümliche Reizbarkeit für das Schöne (23.) mit der, bei allen minder kultivirten Nationen gewöhnlichen größeren Aufmerksamkeit auf die Entwikklung der persönlichen, und vorzüglich der körperlichen Kräfte (22.) und mit dem in griechischem Klima besonders stark wirkenden Hange zur Sinnlichkeit verband; mußte Sorgfalt für die Ausbildung des Körpers zu

Die Kultur der Griechen war bloß ästhetisch und davon glaube ich müßte man ausgehen, um dieses Phänomen zu erklären. Auch muß man nicht vergessen, daß die Griechen es auch im Politischen nicht über das Jugendliche Alter brachten, und es ist sehr die Frage ob sie in einem männlichen Alter dieses Lob noch verdient haben würden. Schiller.

Zu 24: Diese ganze fürtrefliche Stelle ist mit so zarten und zugleich so richtig bestimten Zügen gezeichnet daß man daran erkennt wie sehr der edle Verfasser seinen

Stärke und Behendigkeit um so nothwendiger entspringen, als auch die äußere Lage beides unentbehrlich machte, und der Ausdruk von beidem in dem Aeußren der Bildung bei einem leicht beweglichen Schönheitssinn Achtung und Liebe gewinnen. Aber auch da die Kultur sehr hoch gestiegen war, und längst die vorzügliche Achtung der körperlichen Kraft verdrängt hatte, erhielt sich dennoch immer mehr, als bei irgend einem andren Volke die Sorgfalt für die Ausbildung der körperlichen Stärke, Behendigkeit und Schönheit. Wo nun noch allgemeine und abstrakte Begriffe selten sind, und die Empfänglichkeit für das Schöne in so hohem Grade prädominirt, da muß man sich auch die bloß geistigen Vorzüge natürlich zuerst unter diesem Bilde darstellen, und in einer griechischen Seele verschmolz körperliche und geistige Schönheit so zart in einander, daß noch jezt die Geburten jenes Verschmelzens z. B. die Raisonnements über Liebe in Platon ein wahrhaft entzükkendes Vergnügen gewähren. War aber auch diese Stimmung in diesem Grade nur einzeln und individuell, so läßt sich doch soviel überhaupt als historisches Faktum aufstellen, daß die Sorgfalt für die körperliche und geistige Bildung in Griechenland sehr groß und vorzüglich von Ideen der Schönheit geleitet war.

---

sanften und schönen Geist mit denen lieblichsten Früchten genährt hat welche die schönste Zeiten Athens erzeugten. Können aber diese Früchten als allgemeine Nahrung empfohlen werden für den roheren aber auch kraftvollern ernsthaftern Geist des Teutschen. würden ihm nicht die gegenwärtige zeiten, und der Geist seiner Zeitgenossenen aneklen. Derjeniche der in griegischem Geist empfinden denken handlen würde mögte wohl von seinen Zeitgenossenen mistant, und unwürksam werden. meines erachtens sollte für den teutschen die teutsche literatur Hauptstudium seyn, und die Schönheit griegischer blumen diene dazu dasjeniche auszuschmücken was der teutsche mänliche starke Sinn nach eignen und gegenwärtigen Verhältnissen und Bedürfnissen erzeugt. Dalberg.

25.

Wenn nun irgend eine Vorstellung menschlicher Vollkommenheit Vielseitigkeit und Einheit hervorzubringen im Stande ist; so muß dieß diejenige sein, die von dem Begriff der Schönheit und der Vorstellung der sinnlichen ausgeht. Dieser Vorstellungsart zufolge darf es dem moralischen Menschen ebensowenig am richtigen Ebenmaaße der einzelnen Charakterseiten mangeln, als einem schönen Gemählde oder einer schönen Statue an dem Ebenmaaße ihrer Glieder; und wer, wie der Grieche, mit Schönheit der Formen genährt, und so enthusiastisch, wie er, für Schönheit und vorzüglich auch für sinnliche gestimmt ist, der muß endlich gegen die moralische Disproportion ein gleich feines Gefühl besitzen, als gegen die physische. Aus allem Gesagten ist also *eine große Tendenz der Griechen, den Menschen in der möglichsten Vielseitigkeit und Einheit auszubilden* unläugbar.

Bemerken muß ich hier — und zwar gerade hier, weil hier am leichtesten der Einwurf entstehen kann, dem die Bemerkung begegnen soll — daß was hier von dem Charakter der Griechen gesagt ist, zwar unmöglich von einer ganzen Nation in allen ihren einzelnen Individuen buchstäblich wahr sein kann. Gewiß ist es aber doch, daß es einzelne Individuen der beschriebnen Stimmung wirklich gab, daß diese nicht allein häufiger, als anderswo existirten, sondern daß auch gleichsam Nüancen dieser Stimmung in der ganzen Nation verstreut waren, und daß die Schriftsteller, vorzüglich die Dichter und Philosophen — gleichsam der Abdruk des Geistes des edelsten Theils der Nation — auf solche Charaktere vorzüglich führen; und mehr ist nicht nothwendig, um die Erreichung des Zweks möglich zu machen, zu welchem hier das Studium der Alten empfohlen wird.

Zu 25: Diese schöne für mich sehr lehrreiche Stelle beweist daß ganz gewiß die Griegen in beziehung auf Schönheit die

26.

Diese Sorgfalt für die Ausbildung und diese Art der Ausbildung des Menschen zu befördern, trugen noch andre, in der äußren Lage der Griechen gegründete Umstände bei. Zu diesen rechne ich vorzüglich folgende: 1., die Sklaverei. Diese überhob den Freien eines großen Theils der Arbeiten, deren Gelingen einseitige Uebung des Körpers und des Geistes — mechanische Fertigkeiten — erfordert. Er hatte nun Muße, seine Zeit zur Ausbildung seines Körpers durch Gymnastik, seines Geistes durch Künste und Wissenschaften, seines Charakters überhaupt durch thätigen Antheil an der Staatsverfassung, Umgang, und eignes Nachdenken zu bilden. — Dann erhob auch den Freien die Vorstellung seiner Vorzüge vor dem Sklaven, die er nicht bloß dem Glük zu danken glaubte, sondern auf die er durch persönliche Erhabenheit, und — bei der, freilich durch ihren Stand entsprungnen Herabwürdigung der Sklaven — mit Recht, Anspruch machte; die er auch zum Theil, wie bei der Vertheidigung des Vaterlandes, mit Gefahren und Beschwerden erkaufte, die der Sklave nicht mit ihm theilte. — Hieraus zusammengenommen bildete sich die Liberalität, die sich bei keinem Volke wieder in dem hohen Grade findet, das ist diese Herrschaft edler, großer, eines Freien wahrhaft würdiger Gesinnungen in der Seele, und dieser lebendige Ausdruk derselben in der Stattlichkeit der Bildung und der Grazie der Bewegungen des Körpers.

---

vollkommenste Werke erzeugen, welche mit recht [als] ästetische Muster empfohlen werden. Dalberg.

Zu 26: Es ist aber doch sonderbar, daß die Sklaverey im Mittelalter keine einzige Spur eines ähnlichen Einflusses zeigt. Die Verschiedenheit der übrigen Umstände erklärt zwar viel aber nicht alles. Schiller.
gegen diese bemerken läßt sich wie mir dünkt manches einwenden: auch Sclaven witmeten sich oft denen schönen Künsten. Die Sklaven waren größtentheils Kriegsgefangene von sehr edlem ursprung u. s. w. Dalberg.

27.

2., die Regierungsverfassung und politische Einrichtung überhaupt. Die einzige eigentlich gesezmäßige Verfassung in Griechenland war die republikanische, an welcher jeder Bürger mehr oder minder Antheil nehmen konnte. Wer also etwas durchzusezen wünschte, mußte, da ihm Gewalt fehlte, Ueberredung gebrauchen. Er konnte also Studium der Menschen, und Fähigkeit sich ihnen anzupassen, Gewandtheit des Charakters, nicht entbehren. Aber das oft überfein ausgebildete Volk verlangte noch mehr. Es gab nicht bloß der Stärke oder der Natur der Gründe nach, es sah auch auf die Form, die Beredsamkeit, das Organ, den körperlichen Anstand. Es blieb also beinah keine Seite übrig, welche der Staatsmann ungestraft vernachlässigen durfte. Dann erforderte die Staatsverwaltung noch nicht abgesonderte weitläuftige Fächer von Kenntnissen, noch Talente dieser Art. Die einzelnen Theile derselben waren noch nicht so getrennt, daß man sich ausschließend für sein Leben nur Einem gewidmet hätte. Dieselben Eigenschaften, die den Griechen zum großen Menschen machten, machten ihn auch zum großen Staatsmann. So fuhr er, indem er an den Geschäften des Staats Theil nahm, nur fort, sich selbst höher und vielseitiger auszubilden.

28.

3., die Religion. Sie war ganz sinnlich, beförderte alle Künste, und erhob sie durch ihre genaue Ver-

---

Zu 27: Es gab bey den Griechen kein herrschendes Verdienst. Die geringste Virtuosität erhielt Huldigung, und der Komödiant war unsterblich wie der Feldherr. Bey den Römern verschlang der Staatsmann alle Aufmerksamkeit der Nation. Schiller.

Zu 28: nicht bloß sinnlich, sondern die freieste Tochter der Phantasie. Es war kein Kanon vorhanden, der der Dichtungskraft Fesseln anlegte. Schiller.

bindung mit der Staatsverfassung zu einer bei weitem höheren Würde und größeren Unentbehrlichkeit. Dadurch nährte sie nicht allein das Schönheitsgefühl, von dem ich oben sprach (24.) sondern machte es auch, da an ihren, immer von den Künsten begleiteten Cärimonien das ganze Volk Theil nahm, allgemeiner. Indem nun, wie ich vorhin (25.) zu zeigen versucht, dieß Schönheitsgefühl die richtige und gleichmäßige Ausbildung des Menschen beförderte, trug sie mittelbar hiezu ganz vorzüglich bei.

29.

4., den Nationalstolz. Wie der Grieche überhaupt einen hohen Grad von Lebhaftigkeit und Reizbarkeit besaß, so drukte sich diese vorzüglich stark in dem Gefühl für Ehre und Nachruhm aus, und bei der engen Verbindung des Bürgers mit dem Staat in Gefühl für Ehre der Nation. Da nun der Werth der Nation auf dem Werthe ihrer Bürger beruhte, und von diesem vorzüglich ihre Siege im Kriege und ihre Blüthe im Frieden abhieng, so verdoppelte dieser Nationalstolz die Aufmerksamkeit auf die Ausbildung des persönlichen Werths. — Dann eignete sich der Ruhm der Nation jedes Verdienst oder Talent eines Einzelnen ihrer Mitbürger zu. Die Nation nahm also jedes in Schuz, und hieraus entstand ein neuer Grund der Achtung für Künste und Wissenschaften.

30.

5., die Trennung Griechenlands in mehrere kleine Staaten. Wenn ein Staat allein und für sich existirt; so nimmt die Ausbildung seiner Kräfte den Weg, den eine einzelne Kraft nehmen muß. Sie erhöht sich in sich, und wenn sie ein gewisses Maaß erreicht hat, artet sie in etwas andres aus. Ihre Ausartungen sind aber

Zu 30: Diese schöne Bemerkung ist wie mir dünkt auch auf Teutschland und die Europäische Republick einicher maaßen anwendbar. Dalberg.

immer in ihr allein motivirt, und damit ist allemal Einseitigkeit, nur mehr oder minder, verbunden. In Griechenland aber machte die gegenseitige Gemeinschaft der verschiednen Nationen, die fast alle auf verschiednen Graden der Kultur standen, und eine sehr verschiedne Art der Ausbildung besaßen, daß sich von einer Nation auf die andre manches übertrug, und wenn auch, bei der Einrichtung der alten Nationen, das Fremde nur schwer bei ihnen Eingang finden konnte, so gieng doch immer mehr über, als wenn jede abgesondert existirt hätte. Dieß geschah aber um so mehr, als doch alle immer Griechen, und also in der ursprünglichen Anlage der Charaktere einander gleich waren, so daß dadurch Uebergänge der Sitten von der einen zur andren erleichtert wurden. — Ja wenn auch diese nicht Statt fanden, machte dennoch das bloße neben einander Existiren und die gegenseitige Eifersucht, daß die eine Vorzüge nicht vernachlässigen durfte, durch welche die andre überlegen werden konnte, und aufs mindeste sezte diese Eifersucht die Kräfte einer jeden in thätigere Bewegung.

31.

3. Moment. (16.) Viele zusammenkommende Ursachen brachten zwar bei den Alten sehr entschiedene Nationalcharaktere und daher weniger Diversität in dem Charakter und der Ausbildung der einzelnen Bürger hervor, und so herrschte unter diesen von dieser Seite eine verhältnißmäßig geringere Mannigfaltigkeit, als unter den Neueren. Allein auf der andren Seite machten doch auch hievon die mehr wissenschaftlich gebildeten Nationen eine beträchtliche Ausnahme, und außerdem kamen 2 Umstände zusammen, jene Mannigfaltigkeit wieder, und vielleicht um mehr zu befördern, als sie von jener Seite her litt. 1., die Phantasie des Griechen war so reizbar von außen, und er selbst in sich so beweglich, daß er nicht bloß für jeden Eindruk in hohem Grade empfäng-

lich war, sondern auch jedem einen großen Einfluß auf seine Bildung erlaubte, durch den wenigstens die ihm an sich eigenthümliche eine veränderte Gestalt annahm.

32.

2., die Religion übte schlechterdings keine Herrschaft über den Glauben und die Gesinnungen aus, sondern schränkte sich auf Cärimonien ein, die jeder Bürger zugleich immer von der politischen Seite betrachtete; und ebensowenig legten die Ideen von Moralität dem Geiste Fesseln an, da dieselbe nicht auf einzelne Tugenden und Laster, nach dem Maaße einer einseitig abgewägten Nüzlichkeit oder Schädlichkeit beschränkt war, sondern vielmehr überhaupt nach Ideen der Schönheit und Liberalität bestimmt wurde.

33.

4. Moment. (17.) Ein den Griechischen Charakter vorzüglich auszeichnender Zug ist, wie oben (23.) bemerkt worden, ein ungewöhnlicher Grad der Ausbildung des Gefühls und der Phantasie in einer noch sehr frühen Periode der Kultur, und ein treueres Bewahren der kindlichen Einfachheit und Naivetät in einer schon ziemlich späten. Es zeigt sich daher in dem Griechischen Charakter meistentheils der ursprüngliche Charakter der Menschheit überhaupt, nur mit einem so hohen Grade der Verfeinerung versezt, als vielleicht nur immer möglich sein mag; und vorzüglich ist der Mensch, welchen die Griechischen Schriftsteller darstellen, aus lauter höchst einfachen, großen und — wenigstens aus gewissen Gesichtspunkten betrachtet — immer schönen Zügen zusammengesezt. Das Studium eines solchen Charakters muß in jeder Lage und jedem Zeitalter allgemein

---

Zu 33: Diese Stelle enthaltet die sehr fruchtbare wahrheit, daß man die Aufmerksamkeit in neuern Zeiten viel zu wenig auf innern lebensgenus richtet. ein fürtrefliches Studium

heilsam auf die menschliche Bildung wirken, da derselbe gleichsam die Grundlage des menschlichen Charakters überhaupt ausmacht. Vorzüglich aber muß es in einem Zeitalter, wo durch unzählige vereinte Umstände die Aufmerksamkeit mehr auf Sachen, als auf Menschen, und mehr auf Massen von Menschen, als auf Individuen, mehr auf äußren Werth und Nuzen, als auf innere Schönheit und Genuß gerichtet ist, und wo hohe und mannigfaltige Kultur sehr weit von der ersten Einfachheit abgeführt hat, heilsam sein, auf Nationen zurükzublikken, bei welchen dieß alles beinah gerade umgekehrt war.

34.

Ein zweiter vorzüglich charakteristischer Zug der Griechen ist die hohe Ausbildung des Schönheitsgefühls und des Geschmaks und vorzüglich die allgemeine Ausbreitung dieses Gefühls unter der ganzen Nation, wovon sich Beispiele in Menge aufzählen lassen. Nun aber ist keine Art der Ausbildung in allen Zeiten und Erdstrichen so unentbehrlich, als gerade diese, die das ganze Wesen des Menschen, wie es an sich beschaffen sein möge, erst gleichsam in Eins vereint, und ihm die wahre Politur und den wahren Adel ertheilt; und nun ist auch gerade keine jezt und bei uns so nothwendig, als diese, da es bei uns so eine Menge von Tendenzen giebt, die geradezu von allem Geschmak und Schönheitsgefühl entfernen müssen.

35.

So ist die Stimmung des Charakters der Griechen nach allen oben aufgezählten Momenten überaus vortheil-

bestehet wie mir dünkt in Beobachtung der Kinder und ihrer fortschreitenden Entwiklung, da liest man täglich im lebendigen buch der natur und lernt den menschen in seiner weesentlichen Anlage kennen. Dalberg.

Zu 34: fürtreflich. und sehr richtig. Dalberg.

haft für das Studium des Menschen überhaupt an denselben, als einem einzelnen Beispiele. Aber dieß *Studium* ist auch bei ihnen vorzüglich *möglich* aus folgenden 2 Umständen: 1., hat sich eine überaus beträchtliche Menge von Denkmälern der Griechischen Welt erhalten, vorzüglich eine Menge litterarischer, welche in jeder Rüksicht zu dem gegenwärtigen Zwekke die wichtigsten sind. 2., erfordert das Studium einer Nation, und vorzüglich aus ihren Denkmälern, ohne lebendiges Anschauen, wenn es irgend gelingen soll, sowohl an sich einen entschiedenen National-Charakter, als auch überhaupt abgeschnittene, mit denen des Studirenden kontrastirende Züge. Nun aber geht

Zu 35: Nach meiner überzeugung muß der mensch diejeniche Gegenstände am genauesten kennen am sorgfältigsten studieren die ihm am nächsten liegen; weilen eigentlich diese Gegenstände diejenichen sind welche unaufhörlich auf ihn würken, und auf die er unaufhörlich zurückwürkt; weilen in würken und rückwürken der Gebrauch menschlicher Kräften und der Entzweck des menschlichen Daseyns ist; und weilen die menschliche Vernunft diese würkung alsdann auf die möglichst zweckmäßigste weiß leitet, wenn er diejeniche Gegenstände durch anhaltendes Studium am genauesten kennt auf welche er vermög Zeit und Glücksumständen und innern Anlagen am meisten würken kann und wechselweiß nach diesen nemlichen umständen auf ihn würken. nach diesem Grundsatz stehen die Gegenstände der Studien für den menschen in folgendem verhältniß von wichtigkeit. 1.) Selbstkentniß. 2.) Kenntniß seiner Berufgeschäften und wissenschaften. 3.) Kenntnis der personen welche seine familienverhältnis ausmachen. 4.) Kentnis derjenichen Menschen mit welchen er vermöge seiner Berufs-Geschäften zu thun hat. mithin 5.) Kenntniß seiner landsleuten; Ihrer Sitten Begrifen, neigungen, u. s. w. und zu dieser Kenntnis ist das Studium der literatur seiner mutersprache ein wichtiges Hülfsmittel. 6.) Andre Kenntnisse sind ihm in dem Verhältniß wichtig als sie in seinem Würkungs-Kreiß ihm selbsten als mitelpunct nah liegen. 7.) nach diesem maaßstab verdient meines erachtens die Griegische literatur nur in so weit einen Vorzug als sie die vollkommenste muster des besten Geschmacks enthaltet; und zu der ästetischen Ausbildung des Geistes beytragen kann. Dalberg.

die Bildung des Menschen in Massen immer der Bildung der Individuen voraus, und darum und aus andren hinzukommenden Ursachen haben alle anfangende Nationen sehr entschiedene und abgeschnittene NationalCharaktere. Bei den Griechen aber vereinigten sich, dieß zu befördern, noch andre, ihnen eigenthümliche Umstände.

36.

Giebt man zu, daß man in der That zu dem hier ins Licht gestellten Endzwek des Studiums Einer Nation vorzugsweise bedarf; so läßt sich nun auch bald entscheiden: ob leicht eine andre an die Stelle der Griechischen treten könne? Es müßten nemlich von einer solchen alle hier aufgestellte Gründe und zwar, welches wohl zu bemerken ist, zusammengenommen gelten, oder die mangelnden durch andre gleich wichtige ersezt werden. Die stärksten unter denselben aber beruhten alle mittelbar und unmittelbar darauf, daß die Griechen, wenigstens für uns, eine anfangende Nation sind. (18—23. 33. 35.) Dieß Erforderniß wird also auch unumgänglich nothwendig und unerlaßlich sein. Ob sich nun in irgend einem noch unentdekten Erdstrich eine solche Nation zeigen wird, welche mit dieser Eigenthümlichkeit die übrigen, oder ähnliche, oder höhere Vorzüge, als die Griechische, verbände, oder ob genauere Bekanntschaft mit den Chinesern und Indianern diese als solche Nationen zeigen wird? ist im Voraus zu entscheiden nicht möglich. Daß aber weder die Römische, noch gar eine neuere Nation an ihre Stelle treten könne, bewirkt schon der einzige Umstand, daß diese alle aus den Griechen mittelbar und unmittelbar schöpften; und von den übrigen, mit den Griechen gleich alten Nationen haben wir zu wenig Denkmäler übrig. Meines Erachtens werden also die Griechen immer in dieser Rüksicht

Zu 36: Anfangend ist keine nation. Die Griegen schöpften von Tirier und Egipter die römer von Griegen, wir von Römern; die Amerikaner von uns. Dalberg.

einzig bleiben; nur daß dieß nicht gerade ein ihnen eigner Vorzug, sondern mehr eine Zufälligkeit ihrer und unsrer relativen Lage ist. (Vergl. Kants Kritik der Urtheilskraft S. 258—260.)

37.

Wenn das Studium der Griechen in der Absicht unternommen wird, die ich hier dargestellt habe, so erfordert es natürlich seine eignen allgemeinen und besondren Vorschriften. Die allgemeinsten und hauptsächlichsten möchten etwa folgende sein: 1., der Nuzen eines solchen Studiums kann nie durch eine, auch von dem gelehrtesten Manne und dem größesten Kopfe entworfene Schilderung der Griechen erreicht werden. Denn einmal wird dieselbe immer, wenn sie völlig treu sein soll, nicht individuell genug sein können, und wenn sie völlig individuell sein soll, wird es ihr an Treue mangeln müssen; und zweitens besteht auch der größeste Nuzen eines solchen Studiums nicht gerade in dem Anschauen eines solchen Charakters, als der Griechische war, sondern in dem eignen Aufsuchen desselben. Denn durch dieses wird der Aufsuchende selbst auf eine ähnliche Weise gestimmt; Griechischer Geist geht in ihn über; und bringt durch die Art wie er sich mit seinem eignen vermischt, schöne Gestalten hervor. *Es bleibt daher nichts, als eignes Studium übrig, in unaufhörlicher Rüksicht auf diesen Zwek unternommen.*

38.

2., muß das Studium der Griechen selbst nach einer gewissen systematischen, und auf diesen Endzwek bezogenen Ordnung vorgenommen werden. Denn wenn gleich alle Schriftsteller in Rücksicht auf diesen Zwek wichtig sind; so hält man sich doch billig fürs erste allein an die reichsten, und wählt in diesen eine

Zu 37: schön und wahr; und auf alle Studien anwendbar. Dalberg.

feste Ordnung, die aber hier schwer zu finden ist, da, wenn man auf die Materien sehen will, man hier eigentlich nicht die Gattung der Schriftsteller, sondern der Sachen, die sie behandeln, betrachten müßte, und wenn man der Zeit folgen will, es schwer ist, nur zu bestimmen, ob man auf die Periode des Lebens des Schriftstellers, oder auf die der von ihm behandelten Gegenstände, oder auf beides gewissermaaßen zugleich sehen solle?

39.

3., muß man am *längsten nicht allein bei den Perioden verweilen, in welchen die Griechen am schönsten und gebildetsten waren, sondern auch gerade im Gegentheil ganz vorzüglich bei den ersten und frühesten.* Denn in diesen liegen eigentlich die Keime des wahren Griechischen Charakters; und es ist leichter und interessanter in der Folge zu sehen, wie er nach und nach sich verändert, und endlich ausartet. — Auch passen mehrere der im Vorigen ausgeführten Gründe (22. 23. 33.) ganz vorzüglich nur auf diese früheren Perioden.

40.

Die Hülfsmittel zu diesem Studium und insbesondre in der hier entwikkelten Absicht sind vorzüglich folgende: 1., *unmittelbare Bearbeitung der Quellen selbst durch Kritik und Interpretation.* Diese verdient natürlich die erste Stelle.

Zu 39: Aus dem ästetischen Gesichtspunct würde ich die vollkommensten Schriftsteller wählen. von dem nutzen der andern Gesichts-puncten kann ich mich nicht überzeugen. In jener Hinsicht verdient meines Erachtens das Studium der teutschen literatur für einen Teutschen den Vorzug. Dalberg.

Zu 40: Critick und Interpretation sind wichtige beschäftigungen für den Sprachforscher. minder wichtig für den man der in der litteratur nach lebensweißheit und menschenkentnis strebt. Dalberg.

41.

2., Schilderung des Zustandes der Griechen, Griechische Antiquitäten im weitesten Sinne des Worts, welchen der hier aufgestellte Endzwek die höchste Ausdehnung giebt. Diese Hülfsarbeit ist nothwendig theils zum Verständniß der einzelnen Quellen, theils zur allgemeinen Uebersicht, und zur Einleitung in das gesammte Studium überhaupt. Jeder Schriftsteller behandelt nur einen einzelnen Gegenstand, und man ist das Einzelne nicht im Stande in seiner ganzen Anschaulichkeit aufzufassen, ohne von der Lage überhaupt gehörig unterrichtet zu sein.

42.

3., Uebersezungen. Diese können in Absicht des übersezten Schriftstellers einen dreifachen Nuzen haben. 1., ihn diejenigen kennen zu lehren, die sein Original nicht selbst zu lesen im Stande sind. 2., für denjenigen, der das Original selbst liest, zum Verständniß desselben zu dienen. 3., denjenigen, der das Original zu lesen im Begriff ist, vorläufig mit ihm bekannt zu machen, ihn in seine Manier, seinen Geist einzuweihen. Bestimmt man die Wichtigkeit dieses verschiednen Nuzens nach dem hier genommenen Gesichtspunkt so ist der 1ste der kleinste und geringfügigste; der 2te wichtiger, aber immer klein, da gerade hiezu Uebersezungen die schlechtern Hülfsmittel sind; der 3te aber der wichtigste, da durch ihn die Uebersezung zum Lesen des Originals reizt, und bei dem Lesen selbst auf eine höhere Art unterstüzt, indem sie nicht einzelne Stellen verständigt, sondern den Geist des Lesers gleichsam zum Geist des Schriftstellers stimmt, auch der leztere noch klärer erscheint, wenn man ihn in

Zu 41: Dieses Studium erfordert das ganze leben eines Manes. ist sehr schäzbar für einen Man wie Heine und Wolf. nicht practisch für den Geschäftsman. Dalberg.

Zu 42: fürtreflich! Dalberg.

dem zwiefachen Medium zwei verschiedner Sprachen erblikt. Die Erreichung dieses lezten Nuzens muß allein auf die Schäzung des Originals führen, und so ist der höchste Nuzen einer Uebersezung derjenige, welcher sie selbst zerstört. Die Haupterfordernisse einer Uebersezung wechslen nun nach diesem dreifachen Zwekke. Zu dem 1sten wird Anpassung des übersezten alten Schriftstellers auf den modernen Leser, also oft absichtliche Abweichung von der Treue erfordert; zu dem 2ten Treue der Worte und des Buchstabens; zu dem 3ten Treue des Geistes, wenn ich so sagen darf, und des Gewandes, worin er gekleidet ist, wobei also vorzüglich viel auf die Nachahmung der Diktion bei Prosaitern und des Rhythmus und des Versbaues bei Dichtern ankommt.

43.

Um den im Vorigen dargestellten Nuzen in seiner ganzen Größe hervorzubringen, erfordert das Studium des Alterthums die größeste, ausgebreitetste, und genaueste Gelehrsamkeit, die sich natürlich nur bei sehr Wenigen finden kann. Allein der Nuzen ist immer, wenn gleich in geringeren Graden auch da vorhanden, wo man sich nur überhaupt, wenn gleich mit minderm Streben nach Gründlichkeit, mit diesem Studium beschäftigt; und er theilt sich endlich auch sogar allen denen mit, welchen dieß Studium auch ewig ganz fremd bleibt. Denn in der Verbindung einer hoch kultivirten Gesellschaft kann im genauesten Verstande jede Kenntniß eines Einzelnen ein Eigenthum Aller genannt werden.

Zu 43: Ich muß gestehen daß ich der meinung des pops beystime. wer aus dem Hipocren trinken will der schöpfe recht tief; oder lasse es gar seyn; halbgelarte sind verstimmte Menschen nathürliche Anmuth ist in solchen menschen verschwunden und edle Vollendung kann nur in Ausbildung des Geschmacks kann nur durch anhaltendes Studium erreicht werden. Dalberg.

II.

Pindar.

I. Charakter und Lage — historisch.
II. Schilderung seiner Gedichte und Beurtheilung ihrer einzelnen Theile — kritisch.
III. Schilderung und Beurtheilung seines dichterischen Charakters überhaupt — rein philosophisch.

I.

1.

(Gesichtspunkt bei Beurtheilung der alten Dichter überhaupt.)

Die alten Dichter überhaupt dürfen nicht anders, als mit Rücksicht auf ihre individuelle Lage beurtheilt werden, wenn nicht bei der Bestimmung des Charakters ihrer Producte die bloß zufälligen Züge mit den wahrhaft eigenthümlichen verwechselt werden sollen.

2.

(des Pindar insbesondre.)

In einem ganz vorzüglichen Sinne findet dieß beim Pindar Statt, da dieser zugleich eine geheiligte und eine öffentliche Person war. — Er war der bestellte Sänger des Phöbus — nahm Theil an den Geschenken, die der

Gott empfieng — und sein ausgebreiteter Ruhm machte ihn zum Organ jeder öffentlichen Feier bei Siegen und Festen im ganzen Griechenland.

3.

Daher entspringt die festliche Würde und Erhabenheit, die ihn so vorzüglich auszeichnet, und die vermehrt wurde durch seinen nationellen und individuellen Charakter.

4.

(Einfluß des Böotischen Charakters auf ihn.)

Der Hauptzug des Böotischen Charakters ist unbehülfliche Schwere, und körperliche Stärke. Dann Hang zur Musik, insbesondre der Flöte.

5.

Wenn man dieß verbindet, scheint Hang zu körperlicher Thätigkeit und körperlichem Genuß hervorzugehn. Ueberhaupt kann man wohl die Böotischen Nationalzüge nach andern Nationen desselben Aeolischen Stammes beurtheilen. Im Ganzen kam der Aeolische Charakter dem Dorischen unstreitig näher, als dem Attischen. Schon die größere Aehnlichkeit der Mundarten spricht dafür, so wie daß beide Stämme soviele und fast bloß lyrische Dichter besaßen. Man darf daher wohl den Aeoliern den Hauptzug der Dorier gleichfalls beilegen, vermöge dessen diese weniger der Phantasie und einer müssigen Speculation, als der Wirklichkeit und den reellen Verhältnissen des praktischen Lebens angehörten. In den Doriern, wenigstens in den Lacedämoniern, aber hatten diese Züge eine sehr veredelte Gestalt gewonnen. Es herrschte daher auf der einen Seite mehr Seelengröße und Strenge der Sitten, aber auf der andern auch mehr Rigidität und daher weniger Neigung zu künstlerischem Talent. Von beiden das Gegentheil zeigen in Lesbos die Aeolischen Sitten,

und die Neigung zur Musik in den Thebanern deutet auf diese Verwandtschaft hin, wenn gleich Himmelsstrich und Landesart diese künstlerische Anlage in ungünstige Schranken einschloß.

6.

Nachdem es auf diese Weise, durch Hülfe der Lesbischen Dichterschule begreiflich geworden ist, wie ein Pindar in Theben aufstehen konnte, sieht man zugleich, daß eine entschieden lyrische Stimmung und Hang zu gemeinschaftlicher Freude bei Familien- und Bürgerfesten im Pindar durch den Nationalcharakter bestätigt wurde. Außerdem aber lassen sich auch Spuren dieses letzteren in der gleichsam patriarchalischen Gesinnung des Dichters, seiner fast austeren Frömmigkeit, der Bitterkeit in der häufigen Erwähnung seiner Hasser und Neider, dem häufigeren Einmischen seiner eignen Person, dem ihm Schuld gegebenen Eigennutz, und der Feierlichkeit oder Heftigkeit seines Ganges entdecken.

7.

(Sein individueller Charakter.)

Zu einem Herold der Götter und Helden paßt auch Pindars individueller Charakter. Tiefe Ehrfurcht für Seelengröße und Tugend; mit edlem Stolz verbundenes Bewußtseyn seiner eignen Würde; endlich der milde und heitre Frohsinn, welcher zum freien Erguß der Empfindungen einladet machen die Hauptzüge aus, welche seine Gedichte verrathen.

8.

Zuerst zeichnet sich seine Frömmigkeit aus, die mehr Ernst, Würde und Furcht zeigt, als man sonst bei Griechischen Dichtern gewohnt ist. Daher seine Besorgniß, die Gottheit durch irgend einen Ausdruck zu beleidigen,

und seine Vorsicht in der Verwerfung unheiliger oder abgeschmackter Fabeln. — Historische Beweise.

9.

An diese schließt sich zunächst die Verehrung der Helden der Vorzeit an, die er oft als Mittelpersonen zwischen den Göttern und seinen Siegern braucht. In diesen schätzt er am meisten gerade Tapferkeit und ofne Stärke. Daher sind Herkules, Achill, Ajax, Jason mehrmals bei ihm wiederkehrende Figuren; dagegen Ulyß selbst durch Homers Namen nicht gegen seinen Tadel geschützt wird.

10.

Ebenso ist seine ganze moralische Gesinnung auf Offenheit, Treue und Genügsamkeit, auf Bürgereintracht, Friedfertigkeit und Familienglück, dabei aber auf ein edles Streben nach großen Thaten, nur verbunden mit Beschränkung unmäßiger Wünsche gerichtet. Neid, Selbstsucht und hinterlistige Gleißnerei erbittern ihn bis zur Härte.

11.

Aber jede Größe verschwindet umsonst, wenn nicht die Stimme des Nachruhms sie verherrlicht. Diese ertönen zu lassen, ist er bestimmt; bei diesem Geschäft stehn ihm die Musen vorzüglich bei; und wenn er dem Haufen, der ihn nicht faßt, misfällt, so hat er doch den Beifall der Weisen.

12.

In diesem ernsten, strengen, feierlichen Charakter herrscht doch durchaus milde Sanftmuth und heitre Fröhlichkeit. Die Charitinnen sind es, welchen der Dichter am häufigsten opfert, und wo er die wünschenswürdigsten Dinge nennt, vergißt er nie des sinnlichen Lebensgenusses, erhöht durch die Freuden der Musik und des Gesanges.

Dieß schloß sich an seine Frömmigkeit an, da der Gottesdienst zugleich immer mit Kunstgenuß verbunden war. — Gesang seiner Töchter bei Nacht. Schöne Stimmen der Böotierinnen.

13.

Von Pindars sanfteren Gefühlen zeugt seine Liebe zum schönen Theoxenus. So viel sich einsehen läßt beruhte sie auf dem begeisterten Gefühl einer reizbaren und empfänglichen Seele für Schönheit und Jugend, und hat mit Platonischer und Sokratischer Knabenliebe keine Aehnlichkeit. In Theoxenus Armen und im Theater starb er.

14.

Auf diese Weise war über Pindars ganzes Leben ein Glanz verbreitet, in welchem Größe und Anmuth sich gatteten. Hieraus muß man es sich erklären, wenn er öfter auf das Lob des Reichthums in seinen Gedichten zurückkommt, und wenn er die Macht der Könige höher erhebt, als einem Griechen zu geziemen scheint. Ueberhaupt war er wohl der eigentlichen Volksregierung nicht geneigt, und es läßt sich aus dem Ganzen seines Charakters schließen, daß er den ruhigen Lebensgenuß in der Sicherheit des Friedens unsichern Gefahren unendlich vorziehen mußte. Vielleicht daher sein Abrathen vom Perserkrieg. Wenn an den Anekdoten von seiner Begierde nach Reichthümern etwas Wahres ist, wie sich alles wohl kaum abläugnen läßt, so gehört dieser Charakterzug hieher, und die Tempel und Bildsäulen, die er weihte, zeigen wenigstens, wie diese Neigung mit seinem Streben nach Ruhm und selbst mit seinen moralischen Gesinnungen zusammenhieng.

15.

So ist Pindar, von dem es nicht bekannt ist, daß er sonst ein bürgerliches Amt bekleidet hätte, im genaue-

sten Verstande als ein öffentlicher Sänger, und als ein heiliger Dichter, gleichsam als Priester anzusehen. Dadurch und durch einen Antheil Böotischen und Aeolischen Naturels bekommt er eine Würde, einen Ernst, und eine Strenge, die ihn den Hebräischen Sängern auch im Charakter beinah ähnlich machen würde, wenn nicht die Griechische Leichtigkeit, Milde und Sinnlichkeit wieder alle Spur eigentlicher Gleichheit verwischten.

16.

Ueber seine intellectuelle Ausbildung giebt die Geschichte so gut als keinen Aufschluß. Indeß sind seine Lehrer, Zeitgenossen zu erwähnen, sein Umgang mit Aeschylos und seine Reisen zu untersuchen. — Fortschreitung seiner Bildung; Zeitfolge der Oden.

17.

(Aeußre Beschaffenheit seiner Gedichte;)

Außer der individuellen Lage des Dichters selbst muß zur Beurtheilung seines poetischen Charakters auch noch die zufällige und äußre Beschaffenheit seiner Gedichte hinzugenommen werden.

18.

(aller lyrischen überhaupt)

Alle lyrischen Gedichte waren für den Gesang, die meisten für eine Art theatralischer Aufführung bestimmt, so daß sie immer mit Musik, häufig mit Tanz begleitet waren. Der Dichter lehrte sie diejenigen, welche sie aufführten, und meistentheils war er selbst der Tonkünstler. Inwiefern gilt das alles auch von Pindar? Schickte er bloß seine Gedichte, oder unterrichtete Chöre nach den auswärtigen Ländern, für die er dichtete?

19.

Daher kam so vieles auf den Vortrag und auf denjenigen Theil der Poesie an, der sich auf denselben bezieht. Der Dichter mußte mehr suchen dem sinnlichen Theil der Kunst ein Genüge zu thun, und die höheren Foderungen wurden ihm williger nachgelassen. Auch war er, als Grieche, schon durch die Eigenthümlichkeit seines Nationalcharakters sich vorzugsweise nach jener Seite zu wenden aufgefodert.

20.

(der seinigen insbesondre.)

Aber Pindar kann überdieß nur nach Einer Art seiner Gedichte von uns beurtheilt werden, und diese ist unglücklicherweise in soviele zufällige Schranken eingeengt, daß der Einfluß dieser aufs neue von seinem reinen Charakter geschieden werden muß. Wir besitzen nur seine Siegshymnen. Diese waren nicht an wirklich große und verdiente Männer gerichtet, sondern an Könige, deren reich genährte Gespanne, oder an Athleten, die mit der Kraft ihrer Glieder den Preis gewannen. (Tiefere Untersuchungen über die Wagenführer, und Athleten. Aristagoras in Nemeen II. war doch Prytane.) Selten also war die Person des Helden, und nie insofern sie den Sieg gewonnen hatte, merkwürdig. Nur das Vaterland, die Familie des Siegers und der Sieg selbst konnte des Preises gewürdigt werden.

21.

Aber auch dieser Sieg selbst hatte an sich nichts Großes und Wichtiges, weder in dem Guten, das er schafte, noch in den Kräften, die ihn errangen. Er war die Frucht des Reichthums im Wagen- und Pferderennen, körperlicher Kräfte und einer anhaltenden, bis ans Illiberale gränzenden körperlichen Uebung in den übrigen Kämpfen, und selbst wo der Wettkampf die Kunst betrift

(wovon im Pindar nur Ein Beispiel vorkommt) ist es sehr zweifelhaft, ob der Preis mehr der Stärke oder mehr dem Talent gebührte.

22.

Aber auf der andern Seite war der Preis, der in diesen Spielen errungen wurde, der höchste, dessen ein Grieche sich rühmen konnte; und gegen ihn blieb selbst das größeste Bürgerverdienst und der schönste Kampf fürs Vaterland zurück. Griechenland kannte für jede Größe einen eignen Dank. Stille Ehrfurcht, Liebe und Vertrauen belohnten das ächte Verdienst; aber lautes Frohlocken, exaltirte Begeisterung, und ein Preis, an dem die Sinnlichkeit und die Phantasie mehr, als Geist und Herz Antheil nahmen, erhoben den Sieger der Kampfspiele.

23.

Ihre Feier war eine Feier der Phantasie. Alles was die so reizbare Einbildungskraft des Griechen zu befeuern vermochte, kam bei den Kampfspielen zusammen: die ungeheure Menge des Volks, das nationale Vorurtheil, da nur Hellenen diese Feier theilen durften, die nahe Verbindung der Spiele mit heiligen Gebräuchen, das ehrwürdige Alter der Einrichtung, das sich bis in das Dunkel der Heldenzeit verlor, der Wettkampf verschiedener Griechischer Stämme in der Person ihrer Kämpfer, endlich die Größe des Schauspiels selbst, die Schönheit und Stärke der Ringerkörper, die Pracht der Gespanne, die wetteifernde Anstrengung der Kräfte.

24.

Diese sinnliche und phantastische Stimmung zu erhöhen, trug grade der Umstand nicht wenig bei, daß der Wettkampf nicht ernsthaft, sondern ein bloßes Spiel, eine völlig freie Aeußerung der Kräfte war. Jeder ernstliche

Kampf hätte durch die Wichtigkeit seines Gegenstandes mehr den Verstand oder das Herz interessirt, und die Phantasie niedergedrückt, oder zerstreut. Dieser hingegen hob sie vielmehr in leichtem Spiel in die Höhe, da er nur gleichsam die Form eines Kampfes behalten hatte, und der Sieger in ihm nur den bloßen Schall des Ruhmes verfolgte.

24 b.

Was den Ruhm in Kampfspielen noch vor jeder andern Gattung der Ehre auszeichnete, und ihn besonders zu einem Gegenstande der Phantasie und einer dichterischen Behandlung machte, war die Art, wie er erworben wurde. Jeder andre Ruhm wird langsam, nach und nach, durch mehrere zusammentreffende Handlungen und Umstände, die immer noch eine ungleiche Beurtheilung und Würdigung zulassen, errungen; und wenn er einmal erworben ist, muß er erhalten werden, er lebt nur in der fortdauernden Meynung der Menschen, auf die also auch fortgewirkt werden muß. Bei den Kampfspielen war nur Ein Schritt zu thun, und es war alles gewonnen. Der Sieg mußte errungen werden; dieß geschah auf eine entschiedene unverkennbare Weise. Alle Meynung des Ruhms hieng jetzt allein an der Meynung des Sieges und hier war nicht mehr Unsicherheit der Beurtheilung oder Besorgniß des Verlustes zu fürchten. (Zu untersuchen, ob nachheriges Unterliegen, oder irgend eine Art der Aufführung und des Betragens die Ehre eines Olympioniken wieder zu schmälern vermochte.) Dadurch wurde die Erkämpfung eines Kampfsieges so sehr einer Vergötterung ähnlich, und dieß hat Pindar vortreflich benutzt.

25.

Ist aber der Ruhm, dessen die Sieger in den vier großen Spielen genossen, nun einmal aus der Reizbarkeit der Phantasie der Griechen, auf die hier von allen Seiten eingewirkt

wurde, erklärbar, so verwebte sich nun dieser Gedanke in alle gesellschaftliche und bürgerliche Einrichtungen. Jetzt war der Ruhm des Siegers, durch den er zugleich sein Vaterland verherrlichte in der That etwas Großes, und wie gering sein wirkliches und persönliches Verdienst seyn mochte, so stand er dennoch bloß durch den Platz, auf den er sich geschwungen hatte, auf einer unendlichen Höhe. — Veränderungen in der Meynung von der Größe der Kampfspiele. Inwiefern schon zu Pindars Zeit?

26.

Anstatt also daß die Geringfügigkeit des Gegenstandes dem Dichter hätte zu schaffen machen sollen, hatte er vielmehr jede Kraft anzustrengen, demselben gleich zu bleiben. Da indeß die Größe desselben nur eine sinnliche war, so bestimmte dieß zugleich den Charakter der Siegshymnen, und so stimmt dieser Gegenstand nicht wenig mit dem individuellen und nationellen Charakter Pindars, seiner Lebensart und seiner Beschäftigungen überein — obgleich sich der ganze Umfang seines Genies und Charakters nicht genau ausmessen läßt, da die Behandlung dieser Gegenstände fast die einzige Quelle ist, aus der man schöpfen kann.

II.

27.

(Innere Natur und Beschaffenheit der Siegshymnen im Ganzen.)

Pindars Dichtercharakter zu schildern ist nur an den Siegshymnen möglich. Die Fragmente seiner übrigen Stücke geben nur Muthmaaßungen an die Hand. Die Siegshymnen sollten den errungenen Sieg verkündigen, den Ruhm des Siegers verherrlichen, und vorzüglich als

Ausdruck der Freude und Anruf an die Gottheit die Feier des Sieges zu begehen dienen.

28.

Die Stimmung, in welche der Dichter sich und die Zuhörer versetzen mußte, war daher aus Empfindungen der Größe und der Freude vermischt. Diese hervorzubringen gab der einzelne specielle Sieg nichts oder nur sehr wenig her; dieser Gegenstand war allen Griechen zu nah und zu bekannt, als daß der Dichter dabei hätte verweilen dürfen. Daher kommt schlechterdings keine Schilderung der Kampfspiele selbst im Pindar vor; nur auf besondre einzelne Umstände spielt er hie und da an. Das Einzige, was er von seinem Gegenstande entlehnen kann, ist die allgemeine Idee des Ruhms und der Größe, die mit den Siegen verbunden war, und die Geschichte der Vorfahren und der Vaterstadt des Siegers.

29.

Hier aber eröfnet sich ihm auch ein weites Feld für die Phantasie. Von der Familie des Siegers oder seiner Vaterstadt geht er leicht zu den berühmtesten Helden Griechenlands über. Durch diese bahnt er sich den Weg zu den Göttern, und so knüpft er den Sieger zuletzt an diese an. Nun ist er in dem Gebiete, welches mehr, als irgend ein anderes der dichterischen Einbildungskraft, und besonders der begeisterten phantastischen Stimmung angemessen ist, welche die Kampfspiele so ausgezeichnet begleiteten. In diesem verweilt er daher auch am häufigsten und längsten, indeß er dagegen der größeren und verdienstvolleren Thaten der näheren Vorfahren, selbst des Kampfs für die Freiheit nur sparsam und vorübergehend erwähnt.

30.

Dadurch also wird der Hauptcharakter des Dichters glänzend, erhaben und feierlich. Aber indeß er die Phan-

tasie auf diese Weise leicht erhebt und beschäftigt, mischt er der Empfindung zugleich noch einen größeren und würdigeren Gehalt bei. Der Sieg, der nicht anders als durch Kampf zu erringen war, führte natürlich die Vorstellung der Anstrengung herbei, die er kostete, und die schwindelnde Höhe, auf welcher der begeisterte Dichter den Sieger sah, erinnerte an die Gefahr, sich des Sieges zu überheben. Aus diesen beiden Quellen entspringen vorzüglich die ernsten Betrachtungen, durch welche das Gefühl der Freude auf der einen Seite zwar gemäßigt, aber auf der andern auch würdiger und dauernd gemacht wird.

31.

Allein auch hier herrscht dieselbe Erhabenheit, welche den Dichter überall auszeichnet. Die Unveränderlichkeit des Schicksals, die Vergleichung der Nichtigkeit der Menschen mit der Macht und Größe der Götter sind das oft in mannigfaltiger Behandlung wiederkehrende Thema. So verbindet sich überall in der Wirkung, die Pindar hervorbringt, gehaltvolle Tiefe mit anmuthiger Fülle und Leichtigkeit. (Nemeen IV. 10—14.) Die Stimmung, in die seine besten Stücke den Leser versetzen, ist gemeinschaftlich durch die größesten und erhabensten Ideen der Vernunft, und die glänzendsten und lachendsten Bilder der Phantasie bewirkt, und durch den Gebrauch von beidem strebt er Einem und demselben Ziele entgegen.

32.

Dieß Ziel ist nemlich ein Gefühl der Ruhe und Heiterkeit, dem aber eine sichre und große Grundlage zur Stütze dient. Darum ergreift er zuerst das Gefühl mächtig durch die ernste Vorstellung der furchtbaren Macht der Gottheit, und der Wandelbarkeit des menschlichen Glücks, durch die Erinnerung an ungünstige Schicksale, deren Erwähnung er oft sucht, statt sie zu vermeiden, und durch warnende Sentenzen; darum sucht er selbst die

Einbildungskraft so oft, sey es durch den Inhalt und den Gegenstand seiner Schilderungen, oder durch die Darstellung und die Wahl des Ausdrucks mehr lebhaft zu erschüttern, als bloß angenehm zu bewegen. Aber am Ende werden diese beunruhigenden Gefühle immer wiederum ausgeglichen und in eine gleichförmige Stimmung aufgelöst, die, zufrieden mit dem steten Gange des Schicksals und dem Willen der Götter, sich dem Genuß der Gegenwart, aber mit weiser Mäßigung überläßt. Mit dem Genuß wird immer zugleich auf edle Thätigkeit hingewiesen, und innere Größe und äußerer Ruhm immer als wechselsweis sich erwerbend und belohnend dargestellt.

33.

Durch die Einmischung so ernster und würdiger Betrachtungen gewinnt Pindar, daß die Stimmung der Größe, in die er den Leser versetzt, mehr Würde und Feierlichkeit empfängt. Es ist keine irrdische, sondern eine himmlische Höhe, auf die sich der Dichter versetzt sieht. Diese aber mahlt er mehr für den äußern, als den innern Sinn aus. Daher der strahlende Glanz, der über alle seine Schilderungen ausgegossen ist, und die Fülle der Bilder und des Ausdrucks, die mit erhabner Leichtigkeit dahinrollt. Daher verweilt er so gern auch bei Gegenständen sinnlicher Pracht und Größe; und der Glanz des Goldes, die Macht der Könige, der Schall des Ruhms, lauter Objecte, auf die ihn der Gegenstand seiner Dichtungen so nothwendig führen mußte, verwebt er dadurch so sehr in den Charakter seiner Poesie, daß er sie nicht von seinem Stoff zu empfangen, sondern willkührlich zu wählen scheint.

34.

Die Größe, deren Gefühl der Dichter hervorbringt, ist nicht gerade Größe der Gesinnungen, der Empfindungen, oder einzelner Thaten, es ist Größe der Existenz, des Daseyns, des Lebens überhaupt. Wer sie

besitzt genießt ungetrübte Ruhe, ist mit allem moralisch und physisch Großen und Glänzenden verwandt, einig mit den Göttern und mit dem Schicksal. Daher stammt die Ruhe, die Heiterkeit, die strahlende Erhabenheit, die den Pindar vorzugsweise auszeichnet, und die sich so ganz von jener andern Gattung des Erhabenen unterscheidet, welche die moralische Größe im Kampf gegen die physische darstellt, und sonst von den lyrischen Dichtern oft gebraucht wird.

35.

Damit hängt es zusammen, daß . . .

[III. 40.]

. . . vor allen andern Jason, und Herkules beim Telamon. Auf ähnliche Weise sind auch alle übrigen Gegenstände behandelt, die er aufführt, wenn sie auch nicht lebendige Wesen sind. Alles tritt in einem gewissen Charakter auf; nichts wird bloß den Sinnen, alles zugleich dem Gemüth und der Empfindung geschildert. Fast die treflichste Charakterscene, der Gesang Apolls und der Musen in der 1. Pythischen Ode.

41.

Der Umfang, aus welchem die Pindarischen Charaktere genommen sind, ist freilich nicht groß. Göttermacht, Heldengröße, uneigennützige Ruhmbegierde, Verfolgung des Lasters, Beschützung alles Guten, strenge Offenheit und Gerechtigkeit, Neigung zu Bürgereintracht und Familienliebe, und fröhliche Stimmung zum Genuß des Lebens, mit den Zügen, die diesen entgegengesetzt sind, umschließen ihn ziemlich genau. Dennoch fehlt es innerhalb dieses Kreises nicht an Mannigfaltigkeit.

42.

Hauptfiguren Pindars Die Götter: im Allgemeinen, die höchste Macht, tadellose Weisheit, Gerechtigkeit und

Güte, aber furchtbarer und unerbittlicher Zorn gegen die, welche sie beleidigen. Einzelne: Jupiter, der höchste Inbegriff jenes Charakters. Apollon. Durchaus jugendlich, mit großer Heftigkeit, aber vor allen mit Kunst und Weisheit begabt. Eine ganz eigne (ob sie wohl noch sonst irgendwo vorkommt?) Vorstellung ist Apoll beim Chiron. Die Götternatur, ihre Kraft und Weisheit ist hier mit der Unerfahrenheit sterblicher Jugend verknüpft, und der weise Greis ehrt die eine, indem er die andre belehrt. Die Charitinnen, sanfte und liebliche Gestalten, die Geberinnen alles Glänzenden, Lachenden und Fröhlichen. Einige allegorische Figuren z. B. Hesychia. Die übrigen Götter nur im Vorbeigehn, nach ihren gewöhnlichen Charakteren erwähnt.

43.

Die Helden. Herkules, der Inbegriff aller Kraft und Tapferkeit. Jason, neben jenen Heldenvorzügen, vorzüglich zum Frieden geneigt, und von uneigennützigem Edelmuth. Ajax, eine merkwürdige, in gewissem Dunkel gehaltene Gestalt. Die Dioskuren, sanft, von zärtlicher Bruderliebe, zum Wohlwollen und zur Hülfe geneigt. Völlig friedliche, nur zum Wohlthun bereite, und durch Weisheit hervorstechende Charaktere sind Chiron und Aeskulap. Vorzüglich ist der erstere schön und charakteristisch geschildert. Gegenbilder dieser großen und edlen Naturen geben die Titanen, Ixion, Pelias, Odysseus und andre. Weibliche Charaktere werden nur sehr wenig berührt. Ganz in den Heldencharakter übergegangen ist die Weiblichkeit in der Kyrene. Wenige aber doch hübsch gezeichnete Züge der Weiblichkeit kommen bei Gelegenheit der Koronis, Evadne, und in dem Fragment an Xenophon über die Korinthischen Mädchen vor. Indeß erhebt sich hier nichts über die gewöhnliche Ansicht. Wichtiger sind die Schilderungen einiger Völker und Lebensarten, vorzüglich der Hyperboräer und des Lebens in den glück-

lichen Inseln. Hie und da scheinen Charaktere, die besser hätten benutzt werden können, vernachläßigt z. B. Medea.

44.

Wo also die Einmischung des Epischen im Pindar wirklich gelungen ist, da stellt er einzelne Bilder — wirkliche Personen und Charaktere oder Handlungen und Begebenheiten — auf, die, indem sie die Phantasie beschäftigen, zugleich das Gemüth seiner lyrischen Absicht gemäß stimmen. Die Eigenthümlichkeit des Dichters zeigt sich alsdann darin, daß er auf der einen Seite der Phantasie ein ausführlicheres, glänzenderes, reicheres Gemählde darbietet, und auf der andern dennoch das Gemüth durch den festen und bestimmten Charakter seiner Züge stärker erschüttert, so daß durch beides zusammengenommen die Stimmung, die er hervorbringt, und in der extensiver Reichthum sich mit intensiver Stärke verbindet, zwar minder heftig und plötzlich, aber voller, dauernder, und mehr über die ganze Seele verbreitet ist, als bei andern lyrischen Dichtern. Fehler hingegen, in welche er nicht selten verfällt, sind theils epische Episoden da einzuweben, wo sie der lyrischen Absicht eher schaden, als nützen, oder sie weiter, als in dieser Rücksicht vortheilhaft ist, fortzuführen.

45.

(Pindars didaktischer Theil, seine Sentenzen.)

Das zweite hauptsächliche Mittel, dessen sich der Dichter zu seiner Absicht bedient, sind die Sentenzen. Diese braucht er zuweilen beinah mit zu freigebiger Hand, und fast überall dienen sie ihm, die verschiedenen Theile längerer Abschnitte seiner Gedichte, oder des Ganzen selbst zu verbinden.

46.

Ihr Inhalt ist nicht von sehr großem Umfang und ganz aus der Sphäre genommen, aus welcher er zugleich

seinen epischen Stoff, insofern derselbe Charakter an sich trägt, schöpft. Fast alle sind eigentliche Aussprüche der Weisheit, und sagen oft nur in veränderten Formen die einfachen Verhältnisse aus, in welchen der Mensch auf der einen Seite zu den Göttern und dem Schicksal, auf der andern zu seinem Vaterlande, seinen Mitbürgern, seiner Familie steht. Nur sehr wenige (näher zu untersuchende) beziehen sich auf mehr verborgne, nur gewissen Vorstellungsarten eigenthümliche Meynungen. (Olympien II. v. 96—149. Nemeen VI. v. 1—13.) Vorzüglich beschäftigt sich der Dichter häufig mit der gegenseitigen Lage der Götter und Menschen, und indem er beide beständig einander nähert, dennoch aber die Ueberlegenheit der ersteren unaufhörlich darstellt, erfüllt er die Seele wechselsweis mit den Gefühlen von Würde und Ehrfurcht. Eigentlich feine Sentenzen, intellectuelle Raisonnements, nüancirte Empfindungen sind ihm durchaus fremd. Ueberall spricht ein gerader und schlichter, durch Erfahrung geleiteter, scharf und tief in die wahren Verhältnisse der Dinge eindringender, rein moralischer Sinn, nirgends ein grübelnder, spitzfindiger oder auch nur vorzüglich entwickelnder Verstand.

47.

Nie also geben seine Sentenzen dem Geist eine abgesonderte Beschäftigung. Indem sie an die wichtigsten Verhältnisse der menschlichen Natur erinnern, und ihre wirkliche Beschaffenheit in einfacher Wahrheit aufdecken, rühren sie das ganze Gemüth und diejenige Empfindung, die durch den Einfluß der wirklichen Lage der Dinge entsteht, und wieder auf diese zurückwirkt. Ihre Tendenz ist schlechterdings moralisch. Allein indem sie so der Natur völlig nah bleiben, fehlt es ihnen dennoch nicht an idealischem Schwunge. Denn sie stellen die Natur selbst in einer unendlichen Erweiterung, einer in Stufen fortgehenden Erhöhung dar, die unter dem Bilde des Helden und Göttercharakters der Phantasie näher gebracht wird.

Der Totaleindruck wird nun nur um so größer, da die begeisterte Stimmung, in welche die Einbildungskraft versetzt wird, durch die Wahrheit und Innigkeit des natürlichen Gefühls, an das sich der Dichter zuerst wendet, mehr Gehalt und Dauer empfängt. Pindars Eigenthümlichkeit — denn im Ganzen bezeichnet derselbe Charakter alle frühere Griechische Dichter — liegt hiebei darin, daß seine Weisheit noch gediegener und kraftvoller, aber auch noch einfacher und auf einen noch kleineren Kreis beschränkt, die Aussicht ins Idealische aber mehr für die Phantasie und die Sinne, glänzender und lachender ausgemahlt ist.

48.

(Einheit der Pindarischen Gedichte.)

Nichts mußte bei den Siegeshymnen so schwierig seyn, als in diesem Stoff ein lyrisches Ganzes hervorzubringen. Der Sieger sollte gepriesen werden. Das Thema war hier immer der Ruhm, die Hauptempfindung die Freude. Aber beides war zu einförmig und unbestimmt, als daß leicht ein individuelles lyrisches Ganze daraus hätte gebildet werden können. Auch giebt es mehrere Oden im Pindar, die im eigentlichsten Verstande bloße Siegesfeier sind, einzelne poetische Schönheiten besitzen, aber im Ganzen, und vor allem, von Musik entblößt, keine Wirkung machen. Auch findet sich in sehr vielen eine gewisse Einförmigkeit der Anlage, die sie in drei Stücke, eine Exposition, Verkündigung des Sieges, eine historische oder sententiöse Digression, und ein Zurückkehren zu dem Sieger und seinem Lobe, sehr natürlich abtheilt.

49.

An eine Einheit, wie man sie in andern lyrischen Dichtern findet, die eine einzelne Empfindung, ein einzelnes Bild, einen einzelnen Gedanken aufstellen, zu denken verbietet daher schon die episch-lyrische Gattung, die uns allein

4*

von Pindar übrig ist. So wie seine Gedichte längere, durch wechselnde Schilderungen und Gedanken fortlaufende Stücke sind, so erregen sie auch eine Reihe von Empfindungen und Vorstellungen, in welcher zugleich auf die Uebergänge von der einen zur andern, und auf das, was in allen herrschend ist, bei der Beurtheilung geachtet werden muß.

50.

In den Uebergängen herrscht die größeste lyrische Freiheit. Die Phantasie allein bringt sie gewöhnlich herbei, und die bloße Erwähnung eines Gegenstandes ist dem Dichter ein hinlänglicher Grund, um bei diesem zu verweilen. Oft indeß beruht auch die neue Wendung auf einer Sentenz, zu welcher das Vorige führte, und die nun wieder für sich eines Beispiels zum Belege bedarf. Manchmal sind die Uebergänge loser, als sich auf irgend eine Weise vertheidigen läßt. Allein auch im Ganzen muß man keine strenge, gebundene Folge erwarten. Der Dichter läßt seine Phantasie in der Stimmung, in die er sich versetzt hat, frei herumschweifen; ergreift alles, was sich, derselben gemäß, auf seinem Wege ihm darbietet, und bricht am Ende willkührlich ab, wenn er sich zu weit verirrt hat.

51.

Indeß ist hierin doch nicht ganz soviel Willkührliches, als es auf den ersten Anblick vielleicht scheinen möchte. Zwar ist es gewiß, daß Pindars Gesänge keinen so künstlich angelegten Plan, und nicht so sorgfältig einander angepaßte Theile kennen, als andre spätere lyrische Stücke; auch scheint es wohl, als hätte der Dichter sich wenigstens oft begnügt, nur durch eine Reihe lose verbundener Schilderungen und Betrachtungen, unterstützt von der Sprache und dem Rhythmus die Gemüther der Zuhörer zur Feier des Sieges zu stimmen, und als habe er nur allgemein das Gebiet überschlagen, das ihm die jedesmalige Veranlassung öfnete und hier mit willkührlicher

Freiheit die einzelnen Gegenstände gewählt. Indeß wirken dennoch wenn nicht alle, doch die schönsten Oden als ein Ganzes auf die Einbildungskraft, indem entweder Ein Thema durchgeführt oder wenigstens Eine dauernde Empfindung durch alle Theile des Stücks hindurch unterhalten ist. Dieser letzten Art der Einheit bedient sich der Dichter oft mit vorzüglichem Glücke. Jede Ode hat in dieser Rücksicht ihren eignen Ton, ihre eigne Haltung, bewegt sich schneller oder langsamer, erhebt sich stärker oder fließt sanfter dahin. Vorzüglich zeichnen sich hierin einige aus, so wie andre und nicht wenige, es wiederum so schwach andeuten, daß es sich kaum mit Genauigkeit bestimmen läßt. (Pythien I.)

52.

Sind also Pindars Gedichte selten als Ausdrücke einzelner und bestimmter Empfindungen anzusehen, so sind sie doch Ergießungen der Seele in einzelnen und dauernden Stimmungen, die ihren Charakter der Behandlung jedes Gegenstandes aufdrücken, den er berührt. Bei der Einförmigkeit seines Stoffs läßt sich hier keine große Mannigfaltigkeit erwarten. Feierliche Würde verbunden mit fröhlicher Anmuth verrathen sich so gut als überall. Allein außerdem, daß bald mehr die eine, bald die andre das Uebergewicht hat, auch beide den Graden nach verschieden sind, so finden sich auch ganz eigenthümliche heftigere oder sanftere Stimmungen. Die letzteren zeichnen sich alsdann durch vorzüglichere Anmuth und Lieblichkeit aus, und merkwürdig ist es, daß auch die ersteren, selbst wenn der Dichter gegen Neid und Misgunst kämpft, diese Eigenschaften dennoch nie verläugnen.

53.

(Diction.)

Pindars Sprache hat einen eigenthümlichen lyrischen Charakter. Kühne Metaphern, ungewöhnliche Zusammensetzungen, neue Verbindungen der Sätze geben dem Vor-

trag eine ganz eigne Farbe. In dem Vortrage selbst ist etwas Abgerissenes. Einzelne Theile sind vollendet und prächtig dargestellt; andre um sie herum mehr vernachlässigt. Daher wohl die nicht seltne Mattigkeit des Ausdrucks, selbst in den schönsten Stücken. (Ueber den Periodenbau ist mehr nachzudenken.) Dem Sinne schmiegt sich Pindars Sprache erstaunlich an, und wie die Stimmung des Dichters wechselt, verändert sich auch augenblicklich der Ton des Vortrags.

54.

(Rhythmus.)

Ueber das Silbenmaaß ist es schwer zu urtheilen, da wir es nur ohne begleitende Musik kennen. Pindar ist darin erstaunlich genau, und bewahrt nicht bloß die Zahl und das Maaß der Silben, sondern auch die einmal gewählten Abschnitte in sehr vielen Silbenmaaßen. Jede rhythmische Periode hat einen sehr großen Umfang, den unser Ohr kaum noch zu fassen vermag. Nie, ein einzigesmal ausgenommen, haben zwei Oden dasselbe Silbenmaaß. (Ueber den Unterschied dieser Silbenmaaße von den kürzern, die ordentliche Kanons geworden sind, und ihre Gründe ist genauer nachzusuchen, wie auch über alles historische, was das Silbenmaaß betrift.) Gewiß war jeder Rhythmus dem Ton der Ode angemessen; einigermaaßen läßt sich dieß auch jetzt noch zeigen, und man muß nie vergessen, daß es hier auf die Musik eigentlich ankam, und das Silbenmaaß sich nur insofern zur Beurtheilung brauchen läßt, als es mit der Musik übereinstimmte.

55.

(Bestimmter Begriff der Siegshymnen, als Recapitulation des Vorigen.)

Am richtigsten stellt man sich daher die Pindarischen Siegshymnen als musikalisch-poetische Ganze vor, in welchen der Dichter, ...

III.

Betrachtungen über die Weltgeschichte.

Es giebt mehr als Einen Versuch, die einzeln zerstreuten, und scheinbar zufälligen Weltbegebenheiten unter Einen Gesichtspunkt zu bringen, und nach einem Princip der Nothwendigkeit aus einander herzuleiten. Kant hat dies zuerst am meisten systematisch und abstract gethan; mehrere sind ihm nachher hierin nachgefolgt; alle sogenannte philosophische Geschichten sind Versuche dieser Art, und die Sucht, Betrachtungen über die Geschichte anzustellen hat fast die Geschichte, wenigstens den geschichtlichen Sinn, verdrängt.

Aber diese Systeme haben meistentheils, außer dem Fehler, nicht geschichtlich und am wenigsten weltgeschichtlich zu seyn, d. h. die Begebenheiten gewaltsam zu behandeln, und ganze Theile, die nicht in den sichtbarer verknüpften hineinpassen, zu übergehen, noch den, das Menschengeschlecht zu sehr intellectuell, nach seiner individuellen, oder gesellschaftlichen Vervollkommnung, die oft auch noch, als bloße Cultur, einseitig aufgefaßt wird, und nicht genug nach seinem Zusammenhange mit dem Erdboden und dem Weltall, rein naturgeschichtlich, zu betrachten.

Die Aufgabe indeß läßt sich auf keine Art zurückweisen. Es ist einmal zuviel offenbarer Zusammenhang unter den Ereignissen, als daß der dunklere nicht aufgeklärt, der scheinbar mangelnde nicht ergänzt werden sollte. Die Macht, welche Ideen Jahrhunderte hindurch auf die Menschheit ausüben, fällt zu sehr in die Augen, um es nicht zu wagen, alle Umänderungen, die mit ihr vorgehn, Einer großen leitenden unterworfen zu glauben, und die Kühnheit zu hegen, diese zu errathen. Das Interesse des Einzelnen und der Gesellschaft ist endlich innigst an die Beantwortung der Frage geknüpft: welcher künftige Zustand sich aus dem jetzigen, so wie dieser aus dem zunächst vorhergegangenen, entwickeln wird?

Um daher eine so anziehende Untersuchung zu verfolgen, aber dem fragmentarisch uns überlieferten Inbegriff weltgeschichtlicher Begebenheiten sein volles Recht zu lassen, wollen wir im Folgenden, sowohl von Seiten der Idee, als der Erfahrung, Alles sorgfältig aufsuchen, und treulich zusammenstellen, was den Zusammenhang der Umänderungen des Menschengeschlechts, sein vermeintliches Fortschreiten ins Unendliche, oder seinen in sich selbst zurückkehrenden Kreisgang, zu beurkunden und darzustellen vermag. Allein uns wohl hütend, ein zu erreichendes, vorherbestimmtes Ziel im Auge zu haben, wollen wir lieber unsern Blick rückwärts auf die Anfänge unsres Geschlechts, und in seine einzelne und gesellschaftliche Natur werfen, um wenigstens entweder ein sichres Fundament zu einem künftigen, geschickteren Händen vorzubehaltenden Gebäude zu legen, oder die Stellen zu zeigen, wo der zu unsichre Grund kein haltbares und festes erlaubt.

Eine solche Arbeit dringt zugleich in das größeste Leben der Geschichte ein, und führt über ihre gewöhnlichen Gränzen, ja in einigen Theilen über alle Erfahrung hinaus. Sie hält daher das Nachdenken wechselsweis bei der reizendsten Mannigfaltigkeit, und den höchsten Gegenständen fest. Zugleich aber, das engbeschränkte Interesse der Gegenwart verschmähend, zeigt sie, wie das

oft groß Geachtete klein ist, und wie am kleinsten und winzigsten gegen die Schicksale des Menschengeschlechts im Ganzen und Wesentlichen die Herrsch- und Streitsucht der angeblich civilisirten Nationen, das Zerstören und Gründen nur auf politischer Eintheilung beruhender Staaten, und Alles, was einzelne Willkühr schaft, nicht getragen vom selbstständigen Willen ganzer Nationen.

---

1. Einleitung. — Philosophischer, — Historischer Theil.

2. Einleitung. — Was ist zu erwarten und zu thun? — Was sind die treibenden Kräfte der Weltgeschichte? — Worin hat man bis jetzt bei ihrer Bearbeitung gefehlt?

3. Was ist zu erwarten und zu thun? — Das Menschengeschlecht ist eine Naturpflanze, wie das Geschlecht der Löwen und Elephanten; seine verschiedenen Stämme und Nationen Naturproducte, wie die Racen Arabischer und Isländischer Pferde, nur mit dem Unterschied, daß sich im Keim der Bildung selbst zu den Kräften, die sich in jenen, uns sichtbar, allein zeigen, die Idee der Sprache und Freiheit gesellt, und sich besser oder schlechter bettet. nr. 4.

Der Einzelne ist im Verhältniß zu seiner Nation nur in der Art ein Individuum, wie ein Blatt im Verhältniß zum Baum, ebenso kann die Stufenfolge der Individualität weiter gehen, von der Nation zum Völkerstamm, von diesem zur Race, von ihr zum Menschengeschlecht. Nur innerhalb eines gewissen Kreises kann dann der Untergeordnete vorwärts gehen, zurückschreiten, oder anders seyn. nr. 5.

Es giebt einen Moment der moralischen Erzeugung, auf dem das Individuum (Nation, oder Einzelner) wird, was es seyn soll, nicht stufenweis, sondern plötzlich und auf einmal. Alsdann fängt es an zu seyn, denn vorher war es ein Andres. Dieser Anfang nun ist auch seine

Vollendung; von da geht es unmittelbar in bloßer Entwickelung des Vorhandenen, und mit Kraftabnahme, rückwärts. Aber zwischen dem eigentlichen Bewußtseyn des Gipfels, und dem Sichtbarwerden der Abnahme giebt es ein Schwanken, und dies ist die schönste Periode.

Die Natur im Großen, wie im Kleinen erzeugt nur in einer gewissen Periode der Fruchtbarkeit, die man ihre Jugend nennen kann, und was sich, ohne neue Erzeugung, nur fortentwickelt und bildet, nähert sich seinem Untergang. Die Veredlung des Menschengeschlechts ist daher nicht eigentlich von stufenweiser Ausbildung, und an demselben Individuum, nicht einmal Complexus von Individuen zu erwarten, sondern nur durch immer neue Versuche der mit Kraft zeugenden Natur, und überrascht immer durch Neuheit. Allein es erhalten sich bisweilen von den Untergegangenen Ideen, welche die künftige Naturerzeugung befördern, oder ihr aufhelfen, obgleich auch sie nur fruchten, wenn sie mit junger oder erneuter Kraft ergriffen werden.

Außer der Veredlung des Menschengeschlechts giebt es ein Leben desselben, das in verschiednen und nahen Beziehungen auf sie steht, und zugleich einen unabhängigen Werth für sich hat. Dieses liegt innerhalb der Gränzen menschlicher Erhaltung und Beförderung, und ist, wenn es nicht durch die Fluth des Schicksals durchbrochen wird, einer regelmäßigen, stufenweisen Verbesserung fähig.

Aus beidem nun, aus der Entwicklung, deren Stufen sich verfolgen lassen, und den neuen Erzeugungen und Revolutionen ist die Weltgeschichte zusammengesetzt, und mit Rücksicht auf Beides muß ihr Gang beobachtet und aufgesucht werden.

Man muß aber durchaus aufhören, mit einer gewissen distributiven Gerechtigkeit immer die Individuen zu verfolgen, nur auf das Ganze sehen, und den Gang der Veredlung nur an ihm bemerken. Denn alle Kraft des Daseyns in der Schöpfung macht nur Eine Masse aus, und wie die Individualität, als etwas gleichsam Relatives,

einer stufenweisen Erweiterung fähig ist, so ist ihr Bewußtseyn auch nur das eines individuellen und momentanen Daseyns, und selbst nur den Zusammenhang des Daseyns verloren halten, wenn die Individualitäten anders zusammenfließen, heißt über etwas aburtheilen, wovon weder Anschauung, noch Begriff möglich ist. Das Seyn in der Zeit ist ein bloßes Erzeugen und Untergehen, und die Erhaltung in demselben Zustand ist nur ein trügender Schein. Die Weltgeschichte ist daher und in dem getheilten irrdischen Daseyn nur die uns sichtbare Auflösung des Problems, wie — sey es bis zur Erschöpfung des Begriffs, oder bis zu einem, nach unbekannten Gesetzen gesteckten Ziele — die in der Menschheit begriffene Fülle und Mannigfaltigkeit der Kraft nach und nach zur Wirklichkeit kommt. Die Menschheit aber kann nur in der, der Erscheinung nach, ganz körperlichen Natur leben und weben, und trägt selbst einen Theil dieser Natur in sich. Der Geist der diese beherrscht, überlebt den Einzelnen, und so ist das Wichtigste in der Weltgeschichte die Beobachtung dieses, sich forttragenden, anders gestaltenden, aber auch selbst manchmal wieder untergehenden Geistes. Die Natur und er sind aber nicht im Kampf mit einander, indem er sich vielmehr ihrer und ihrer Zeugungskraft bedient. Ihre Verschiedenheit selbst ist vermuthlich außer ihrem — eigentlich Eins seyenden — Wesen, und nur in der Beschränktheit unsrer Ansicht. Vd. nr. 7.

Zu erwarten ist also nicht eine immer fortschreitende Vervollkommnung in dem Stückwerk von Zeit, Raum und Daseyn, das wir übersehen, nicht die gepriesene, verheißene, gewissermaßen nur von unsrem Fleiße abhängende der Civilisation, die kaum so zu nennen ist, und sich immer selbst in Ueberbildung ihr Grab gräbt; sondern nur zu vertrauen, daß die Kraft der Natur und der Ideen unerschöpft bleibt, daß nirgend etwas Neues erzeugt werden kann, ohne nicht auch in unser mit dem Ganzen eng vereinigtes Wesen, und unsern Genuß überzugehen, und daß in der Gegenwart und auf uns gekommenen Vergangen-

heit ein auch für die längste Lebenszeit unerschöpflicher Stoff zu fruchtbarer Bearbeitung liegt.

Zu thun ist, die Fruchtbarkeit zu neuen, lebendigen geistigen Erzeugungen immer zu erhalten, entgegen zu arbeiten allem Todten und Mechanischen, das gewöhnlich sich fortentwickelnde Leben immer mit Ordnung und Ernst zu behandeln, und soviel es möglich ist, durch Geist und Gemüth zu beleben.

4. ad nr. 3. S. 5 [57]. Das Menschengeschlecht entsteht auf der Erde, wie die Geschlechter der Thiere; es pflanzt sich so fort; vereinigt sich so in Herden, geht so aus einander in Nationen, nur mit größerem Bedürfniß nach Geselligkeit, bleibt oder wandert, nach physischen Bedürfnissen oder Imaginationsgelüsten, hat durch eben diese Bedürfnisse, verbunden mit den Leidenschaften, Revolutionen, Kriege u. s. f. in Allem diesem muß man nicht nach den Endabsichten, sondern nach den Ursachen fragen, und diese sind oft physisch und animalisch. Die Bewegung des Menschengeschlechts, welche die Weltgeschichte zeigt, entspringt, wie alle Bewegung in der Natur, aus dem Drange zu wirken und zu zeugen, und den Hemmungen, die dieser Drang erleidet, und folgt Gesetzen die nur nicht immer sichtbar sind. An alles dies chaotische Fluthen knüpft sich, da der Mensch einmal eine intellektuelle Natur ist, Geist und Idee an, gelingt, oder mißglückt, pflanzt sich in gewissen von Nationen zu Nationen übergetragenen Formen fort, und ändert, erweitert oder verengt, veredelt oder verschlechtert sich. Aber plötzlich wird wieder das Edelste, das er hervorgebracht hat verschlungen von Naturbegebenheiten, oder Barbarei; es ist sichtbar daß das Schicksal das Geistig-Gebildete nicht achtet, und das ist die Unbarmherzigkeit der Weltgeschichte. Aus den Revolutionen gehen aber wieder neue Formen hervor, die Fülle der Kraft tritt in immer wechselnden und sich immer veredelnden Gestalten auf, und die Endabsicht, wie das Wesen alles Geschehenden besteht nur darin, daß sie sich ausspricht, und sich aus chaotischem

Fluten zur Klarheit bringt. Jede noch so rohe und wilde Naturbewegung begleitet aber die nie untergehende Idee. Wo ein Krater einstürzt, ein Vulkan sich erhebt, hängt sich Schönheit, oder Erhabenheit um seine Formen; wo eine Nation auftritt lebt geistige Form, und Phantasie und Gemüth rührender Ton in ihrer Sprache. Drum ist in jedem Untergang Trost, und in jedem Wechsel Ersatz.

5. ad nr. 3. S. 5 [57]. Leben heißt durch eine geheimnißvolle Kraft eine Gedankenform in einer Masse von Materie, als Gesetz, herrschend erhalten. In der physischen Welt heißt diese Form und dies Gesetz Organisation, in der intellectuellen und moralischen Charakter. Zeugen heißt, jene geheimnißvolle Kraft beginnen lassen, oder mit andern Worten eine Kraft anzünden, die plötzlich eine gewisse Quantität von Materie in einer durchaus bestimmten Form von der Masse losreißt, und nun fortdauernd diese Form in ihrer Eigenthümlichkeit allen andern Formen entgegenstellt. Die wahre Individualität entsteht also von innen heraus, plötzlich und auf Einmal, und wird so wenig durch das Leben hervorgebracht, daß sie nur im Leben zum Bewußtseyn kommt, und oft noch verdunkelt, oder verdreht. Da aber der Mensch ein Thier der Geselligkeit ist — sein distinctiver Charakter — weil er eines Andern nicht zum Schutz, zur Hülfe, zur Zeugung, zum Gewohnheitsleben (wie einige Thierarten) sondern deshalb bedarf, weil er sich zum Bewußtseyn des Ichs erhebt, und ich ohne Du vor seinem Verstand und seiner Empfindung ein Unding sind; so reißt sich in seiner Individualität (in seinem Ich) zugleich die seiner Gesellschaft (seines Du) los. Die Nation ist also auch ein Individuum, und der Einzelne ein Individuum vom Individuum. Durch den nicht zu begreifenden, aber darum doch unläugbaren Zusammenhang der Organisation mit dem Charakter wird diese Individualität fester, und es sind verschiedene Kreise derselben möglich, in deren jedem entfernterem immer die Organisation eine wichtigere Rolle spielt.

6. Was sind die treibenden Kräfte der Weltgeschichte? Es sind die bewegenden der Schicksale des Menschengeschlechts, und — im Ganzen und Großen betrachtet — die Kräfte der Zeugung, Bildung und Trägheit.

Durch die erste entstehen neue Nationen; und neue Individuen, oder Umformungen alter, die neuen Entstehungen gleich kommen. Die Naturrevolutionen spielen hierbei die erste und wichtigste Rolle. Die Trennungen und Verbindungen, die Ansiedelungen und Wanderungen, welche in den ersten Uranfängen unsrer Geschichte, und noch über sie hinaus, Stämme gebildet und geschieden haben, gehören wohl größtentheils geographischen, klimatischen, und physischen Ursachen an. Auf sie folgen die Umwandlungen, welche Nationen durch geschichtliche Revolutionen erfahren, und endlich die, welche ohne einzelne große Ereignisse nur eine Folge des einmal eingeleiteten Laufs der Begebenheiten sind. Es ist gleich wichtig und anziehend, zu untersuchen, was zur Erzeugung merkwürdiger Nationen und Individuen vorzüglich beigetragen hat. Daß die leuchtendsten Beispiele von Nationen, welche die Geschichte aufstellt nicht allmählich gebildet, sondern auf Einmal und aus dem Nichts hervorgegangen sind beweisen die sich so sehr verschiedenen Griechen und Römer. Der Kunstcharakter der ersteren läßt gar nicht den Begriff stufenweiser Bildung zu; und wie Rom da stand, war auch in ihm die Idee eines nie nachgebenden und immer weiter greifenden Staates gegeben.

Die Kraft der Bildung ist das wozu Nationen und Einzelne sich emporarbeiten. In diesem Gebiet üben Ideen ihre Macht aus, und hier entsteht die wichtige Frage, die Gränzen der Bildung, das wozu sie führen kann, zu bestimmen. Die Nation, die, da sie, soviel es möglich ist, fast ganz nur aus Bildung besteht, hierin am besten zum Beispiel dienen kann, ist die Französische. Es giebt einen gewissen Cyclus allgemeiner Ideen, welche durch die Denk- und Empfindungskräfte der Menschen unmittelbar überall mehr von selbst vorhanden, als mitgetheilt sind. Es sind

dies vor allen diejenigen, auf welchen Religion, Verfassung, öffentliches, häusliches und einsames Leben (also zugleich Vergnügungen, Kunst, Philosophie und Wissenschaft) beruht. Sie vorzüglich sind die bildenden Kräfte der Nationen. Aber Aehnlichkeiten der letzteren in ihnen führen nicht immer auf Abstammung, oder Mittheilung, so wenig als Aehnlichkeit in den Sprachen.

Die Kraft der Trägheit, zeigt sich in dem animalischen, und im intellektuellen moralischen durch Gewohnheit und Leidenschaft animalisch werdenden Leben der Nationen und Einzelnen. Die Einförmigkeit der Aegypter, Indianer, Mexicaner, u. s. f. ist eine Frucht dieser Kraft.

Aus diesen verschiedenen, einzeln oder zusammen wirkenden Kräften, deren Wirkung aber oft schwer zu erkennen ist, gehen die Schicksale des Menschengeschlechts hervor, und bei jeder in demselben auftretenden merkwürdigen Gestalt (sey es einer Nation, oder eines Individuums) läßt sich, außer ihrer Beschreibung und Würdigung, nur fragen, wie sie entstanden, wie zu dem geworden ist, was wir in ihr erblicken?

7. ad nr. 3. S. 7 [59]. Unter dem Ganzen, auf das man sehen soll, wird aber hier nicht die jetzt oder jedesmal lebende Menschheit, sondern der Begriff des Menschengeschlechtes verstanden. Dieser stellt sich theilweise in jeder einzelnen Nation und jedem einzelnen Individuum, allenfalls wegen des möglichen Zusammenhanges aller zugleich lebenden in jedem einzelnen Zeitalter, aber als Ganzes nur in der nie zu erreichenden Totalität aller nach und nach zur Wirklichkeit kommenden Einzelheiten dar. Daß der Begriff der Menschheit, auch durch die so ganze Totalität, jemals wirklich erweitert, die alten Marksteine der Schöpfung verrückt würden, ist in der Zeit unmöglich. *Μη ματευε θεος γενεσθαι!* Aber möglich und nothwendig ist, daß der Inbegriff der Menschheit, die Tiefe innerhalb ihrer Gränzen nach und nach zur Klarheit des Bewußtseyns komme, und der Geist durch das Streben danach, und das theilweise Gelingen die Idee der Mensch-

heit und (wie eines durch das Ich gegebenen Du's) die der Gottheit, das ist der Kraft und der Gesetzmäßigkeit an sich, rein und fruchtbar in sich aufnehme. Wenn dies aber Nutzen der Weltgeschichte ist, so ist es nicht Zweck der Menschenschicksale. Solche Zwecke, wie man sie nenne, giebt es nicht; die Schicksale des Menschengeschlechts rollen fort, wie die Ströme vom Berge dem Meere zufließen, wie das Feld Gras und Kräuter sprießt, wie sich Insecten einspinnen und zu Schmetterlingen werden, wie Völker drängen und sich drängen lassen, vernichten und aufgerieben werden. Die Kraft des Universums, vom Standpunkte der Zeit betrachtet, auf dem wir befaßt sind, ist ein unaufhaltsames Fortwälzen; und nicht daher aus wenigen Jahrtausenden herausgegrübelte, einem fremden, mangelhaft gefühlten, und noch mangelhafter erkannten Wesen angedichtete Absichten, sondern die Kraft der Natur und der Menschheit muß man in der Weltgeschichte erkennen. Da aber das Ganze nur an Einzelnen erkennbar ist, so muß man Nationen und Individuen studiren.

8. Die Fehler bei der jetzigen Ansicht der Weltgeschichte sind:

daß man fast nur auf Cultur und Civilisation sieht, schlechterdings eine fortschreitende Vervollkommnung im Kopfe hat, daher sich willkührlich Stufen dieser Vervollkommnung bildet, und dagegen die wichtigsten Keime, aus denen sich Großes entspinnen wird, so wie sich aus ähnlichen Großes entsponnen hat, übersieht.

daß man die Geschlechter der Menschen zu sehr als Vernunft und Verstandeswesen, zu wenig als Naturproducte betrachtet.

daß man die Vollendung des Menschengeschlechts in Erreichung einer allgemeinen, abstract gedachten Vollkommenheit, nicht in der Entwicklung eines Reichthums großer individueller Formen sucht.

9. Nach dem hier angegebenen Gesichtspunkt muß man in der Weltgeschichte achten:

auf die einzelnen Nationen und Individuen von

denen man gleichsam eine Reihe von Monographien, soviel möglich, nach ihren Abstammungen geordnet aufstellen muß:

auf die Einwirkung, die sie auf einander und auf ihre Bildung ausgeübt haben;

auf das Verhältniß, in dem sie einzeln und zusammen mit dem Begriff der Menschheit überhaupt und den einzelnen durch ihn gegebnen allgemeinen Ideen, und mit einander in Beziehung hierauf stehen;

auf den Einfluß der jedesmal zugleich existirenden auf die ganze Masse und die ganze Dauer des Menschengeschlechts;

auf die Entstehung neuer interessanter Erscheinungen in der Menschengeschichte, und auf das Fortleben der einzelnen Völkerhaufen in dem einmal betretenen Gleise.

Bei dieser Methode werden zugleich alle Fäden des Zusammenhanges menschlicher Begebenheiten von ihren Anfängen bis zu ihrem Ende verfolgt, und auch da, wo dieser Zusammenhang nicht vorhanden, oder nicht sichtbar ist, die ganze Mannigfaltigkeit menschlicher Gestalten, so weit sie anziehend, oder belehrend sein kann, durchmustert. Die Weltgeschichte wird unter einem dreifachen Gesichtspunkt:

als einer der wichtigsten Theile der Wirksamkeit der Kraft des Universums;

als ein durch Studium und Scharfsinn zu entwirrender Knäuel oft kurz abgerissener, oft aber auch lang zusammenhängender Fäden;

als ein Maßstab der für das Menschengeschlecht zu erwartenden Glückseligkeit und Vollkommenheit, und eine Lehre beide zu erhalten und zu erhöhen

betrachtet.

Um aber diese Betrachtungen an der wirklichen Geschichte anstellen zu können, müssen erst viele philosophische Untersuchungen vorhergehen, um vorher im Allgemeinen die Möglichkeit der Erscheinungen und ihres Zusammenhanges zu prüfen, und ihren Werth an sich und Einfluß um sich her richtig zu würdigen. Diese Prüfung und

Würdigung ist es aber besser, immer zugleich an der Hand der Erfahrung anzustellen, und gleich in sie, soviel als irgend nothwendig ist, von der Geschichte aufzunehmen, da hier immer zugleich mit von Erfahrungsgegenständen die Rede ist. Auf das, nach dieser Methode, in dem raisonnirenden Theil schon historisch Ausgeführte darf sich der geschichtliche alsdann nur kurz beziehn.

IV.

[Über das antike Theater in Sagunt.]
[An Goethe.]

Murviedro, das ehemalige Sagunt, liegt vier Meilen von Valencia, eine halbe Stunde vom Meere entfernt, am rechten Ufer des Flusses Palancia. Der Hügel, an dessen Abhang die Stadt sich anlehnt, ist gleichsam das letzte Glied zwei beträchtlicher aus dem Innern des Landes kommender Gebirgsketten, die hier, sich gegen das Meer hinabsenkend, zusammenstoßen. Die eine an der rechten Seite des Flusses hängt mit der Sierra da Peños-cola, die andre, an der linken, gegen Almenara zu, mit den Bergen von Espadon zusammen, und beide lassen dem Strome zwischen sich ein oben breites, aber nachher immer schmaler zulaufendes Thal.

Keine andre Gegend an diesem ganzen Theile der Küste bot aukommenden Pflanzvölkern so viele und reizende Lockungen dar. Sich auf den Vorhügeln dieses Gebirges festsetzend konnten sie der vereinigten Vorzüge der Meeres-nähe, der fruchtbarsten Ebne Spaniens, und eines milden und schönen Himmelsstriches genießen, und fanden zugleich in der natürlichen Lage des Orts eine bequeme Schutz-wehr gegen feindliche Angriffe. Auch gehört Sagunt unstreitig zu den ältesten spanischen Pflanzstädten, und ihr

Ursprung verliert sich in den fabelhaften Zeiten des Alterthums. Ihre Gründer und ersten Bewohner waren, den Zeugnissen der Geschichtschreiber zufolge, Zakynther, und von ihnen schreibt sich vermuthlich auch der Name der Stadt her.

Bei dem Anblicke dieses Hügels, von dem der Fall Karthagos und die Größe Roms ausging, und den jetzt in einer weiten Strecke hin die Trümmer verschiedner Jahrhunderte und Nationen bedecken, drängten sich alle Bilder der alten Geschichte auf einmal in mir zusammen. Unläugbar bestimmte die Zerstörung Sagunts das Schicksal der damaligen Welt, indem sie das Loos zu dem erbitterten Kampf der beiden mächtigsten Nationen warf. Dieser Kampf endigte sich auf eine, wie man mit Recht annehmen kann, wohlthätige Weise für die Menschheit, die unter der Herrschaft der mistrauischen und habsüchtigen Karthager schwerlich hätte gedeihen können. Aber bedauern muß man immer, daß diese Entscheidung zugleich das Ende der Freiheit so vieler Griechischer Colonien an allen Küsten des Mittelmeers nach sich zog, deren ungestörtes Emporblühen vermuthlich dem westlichen Europa eine durchaus andre Gestalt gegeben haben würde. Den Griechen öfneten sich gern alle wirthlichen Busen des Meeres. Gleich frei von dem ehrsüchtigen Eroberungsgeiste der Römer, und dem kaufmännischen der Karthager erschienen sie überall nur als friedliche Anbauer, verbanden sich mit den Eingebohrnen durch Gestattung gegenseitiger Vortheile, und verbreiteten im Stillen ihre Sprache und ihre Cultur. Hätte die Macht Roms nicht nach und nach alle diese Pflanzstädte niedergedrückt, so wären eine große Menge kleinerer Staaten entstanden, die Einfälle der Barbaren hätten an freien Völkern einen mannigfaltigeren Widerstand gefunden, als an gemietheten Legionen und verweichlichten Provincialen, die alte Geschichte zeigte uns nicht das Einerlei Römischer Siege, das Mittelalter selbst hätte vielleicht eine andre Gestalt gewonnen und unsre Abendländischen Sprachen wären aus der reichen Fülle

der Griechischen, nicht aber aus der ärmeren und rauheren Lateinischen geflossen.

Die alte von den Zakynthern gegründete Stadt stand auf dem Gipfel des Hügels, und oft mögen, während der entsetzlichen Bedrängnisse der fürchterlichen Belagerung die unglücklichen Saguntер ihre Augen mit schmerzlicher Sehnsucht nach dem Meere gerichtet haben, auf dem sie eine Römische Flotte und von dieser ihre Rettung erwarteten. Nur eine Ecke der Mauern, sagt Livius, neigte sich in das ofnere und freiere Thal, und an einigen Stellen erlaubte die Lage des Orts nicht einmal die Heranbringung der Belagerungswerkzeuge. Die nachmalige Römerstadt erstreckte sich zugleich über den Hügel und die darunter liegende Ebne, wie die Ueberreste mehrerer Römischer Gebäude, unter andern der Rennbahn beweisen. Die Mauren hatten ihre Burg und ihre Festungswerke auf der Spitze des Hügels. Die heutigen Bewohner haben diese der Verwüstung und den Trümmern überlassen, deren Einsamkeit nur ein einzelner Einsiedler theilt, und nur einige wenige Häuser stehen gegen das Theater zu am Abhange der Anhöhe.

Die Stadt ist klein, aber reinlich und hübsch gebaut, und zählt, nach Cavanilles 1525. Familienhäupter. Es muß ihr weder an Gewerbe, noch an Wohlstand fehlen; wenigstens hat sich ihre Bevölkerung seit 1749. um 600 Familien vermehrt.

Der merkwürdigste Ort in Murviedro sind die Ueberreste des alten Theaters, das in seinen wesentlichsten Theilen noch so vollständig erhalten ist, daß es noch jetzt von Zeit zu Zeit zu dramatischen Vorstellungen dient.

Wir brachten den größten Theil des Tages dort zu, und hätte uns auch nicht die Erinnerung des Alterthums und die Neugier, dies merkwürdige Denkmal desselben genauer zu untersuchen, an diesen Fleck gefesselt, so hätten wir uns doch schwerlich früher von der entzückend schönen Aussicht auf die reichbewachsne Ebne und das Meer losreißen können. Ihnen zwar, liebster Freund,

kann diese Gegend nur eine noch schönere ins Gedächtniß zurückrufen. Sie waren in Taormina, und es muß freilich ein noch wundervolleres Schauspiel seyn, wenn sich zu dem Anblick des Meeres und einer fruchtbaren Flur, noch über den Trümmern der halb verfallenen Scenenwand die Gipfel des rauchenden Aetna gesellen. Aber wenn der Gegend von Murviedro ein so furchtbar erhabener Gegenstand abgeht, so trägt sie dafür einen desto schöneren Charakter der Lieblichkeit an sich.

Wie das Taorminer ist das Saguntische Theater dem größten Theile nach im Felsen ausgehauen. Es fehlen nur die beiden Felsstücke, welche in jenem auch die Enden der Scene begränzen, und dadurch die überall zurückprallende Stimme noch mehr zu verstärken beitragen.

Es ist wunderbar, daß die neuere Kunst so sehr den Vortheil verschmäht, sich ihr Geschäft durch die Benutzung glücklich gewählter Naturlagen zu erleichtern. Wieviel sie gewinnen würde, wenn sie zu der eignen Schönheit ihrer Werke noch die Größe der Natur hinzufügte, empfinden wir zum Beispiel sehr lebhaft bei dem Anblicke der alten Theater, wenn wir — nach dem nicht unglücklichen Ausdruck eines späten Schriftstellers — jene Hölen sehen, die, durch hängende Felsbögen zusammengewölbt, da die Kunst alle geheimen Verbindungen versteckt hat, von selbst in die Gestalten des Ebenmaßes und der Schönheit zusammengetreten scheinen, und natürlichen Grotten eines mächtigen Berges gleichen.

Das Theater von Sagunt liegt etwa auf der Mitte der Bergseite, welche gegen Mitternacht und Morgen gekehrt ist. Es genießt daher des kühlenden Meerwindes, und ist durch den Berg in seinem Rücken vor dem schädlicheren und unbequemeren Süd und West geschützt.

Wenn man auf dem Wege von dem Marktplatze des Städtchens aus hinaufgeht, tritt man zur Rechten Seite der Orchestra durch die Ruinen der Seitengebäude ein. Von diesen steht noch ein großer Theil, und eine Mauer unter andern erreicht noch jetzt, wie es scheint,

die Höhe, welche ehemals das ganze Theater hatte. Zum Theil aber sind die Bogen eingestürzt und einige der vordern dieser verfallnen Gemäuer dienen Wohnungen der jetzigen Bewohner zur Stütze. Man sieht hier in die Thüren zu den inneren Treppen und Zugängen hinein, aber erst in der Mitte der Orchestra gewinnt man einen bestimmten Ueberblick des Ganzen.

Denn der Halbcirkel der Sitze mit seinen verschiedenen Treppen und Thüren ist noch größtentheils unversehrt. Nur ein Theil des oberen Bogenganges, durch den man zu den höchsten Volkssitzen einging, ein etwa gleich großer der obersten, wie man glaubt, den Weibern bestimmten Stufen, so wie des Ganges, durch den diese sich zu ihren Sitzen begaben, und der den Gipfel des Gebäudes umkränzt, ist eingestürzt. Da die Sitze sämmtlich im Felsen gebaut sind, so dient ihnen der Berg selbst zur Hinterwand, die äußere Mauer wird von den Seiten an, so wie die Anhöhe allmählig aufsteigt, immer niedriger und hat zuletzt nur eine sehr unbeträchtliche Höhe. Von den Seitengebäuden, welche die Haupteingänge ausmachten, sprach ich Ihnen so eben. Sie sind halb verfallen, allein zum Theil stehen noch hohe Mauern derselben, und überall genug, um die Thüren und Verbindungen der innern Gänge zu erkennen. Die Scenenwand — welche bei den Alten eigentlich und fast ausschließend scena heißt, da die Schaubühne, die wir Scene oder Theater benennen, ihnen die Vorscene und das pulpitum ist — diese nebst den zu ihr gehörigen Theilen ist zwar gänzlich zerstört, aber es stehen noch hie und da Stücke niedriger Mauern, und da man überall sorgfältig den Schutt weggeräumt hat, so lassen sich noch die Fundamente des Gebäudes erkennen. Man hat daher wenigstens einen ziemlich vollständigen Grundriß dieses dunkelsten und schwierigsten Theils der alten Theater.

In diesem Zustand befindet sich das Theater jetzt. In Architektonischer Rücksicht ist es nicht merkwürdig. Es hat so viel man sehn kann, auch ehemals nicht, wie

man sonst gewöhnlich findet, oben einen eignen Säulengang gehabt, und man sieht jetzt keine Spur eigentlicher Verzierung, welche jedoch der Scenenwand nicht gemangelt haben wird. Ich begreife nicht einmal, woran man erkennen will, daß wie man anzugeben pflegt, seine Bauart Toscanischer Ordnung gewesen sey.

Für die Beurtheilung der inneren Einrichtung dieser Gebäude aber sind nur wenige andere gleich lehrreich. Soviel ich wenigstens die Reste der übrigen, die man in Spanien, Frankreich, Italien und Griechenland antrift, nach den verschiednen Reisebeschreibern habe vergleichen können, so gewährt kaum ein einziges einen so vollständigen Begriff aller Theile auf einmal. Die Scenenwand (ein hohes und schmales Gebäude) muß ihrer Natur nach leicht der Zerstörung ausgesetzt seyn, und selbst ihre Fundamente wurden hernach durch die sie bedeckenden Trümmer unkenntlich. Denn allerdings ließe sich durch Nachgraben an diesem Theil noch wohl einige Aufklärung über streitige Punkte erhalten. An den meisten Orten steht also nur das Gerippe der Sitze; denn auch sie hat man großentheils zerstört, um sich der breiten Steine zu bedienen, mit welchen sie gewöhnlich belegt waren. So ist vom größesten Theater Griechenlands, dem in Epidaurus, nur noch ein Theil der Marmorstufen unter verwachsnem Gesträuch übrig geblieben. Unter den 30 bis 40 Theatern, von denen man Nachrichten sammeln kann, sind nur etwa das Oranger, das Taorminer, und das Herculaner (von dem es aber nur leider ganz und gar an einer guten und vollständigen Beschreibung fehlt) für die Scene, den wichtigsten Theil, und für die Uebersicht des Ganzen lehrreich. Die übrigen dienen fast bloß, das schon sonst bekannte zu bestätigen. Doch geben manche von ihnen noch über einzelne Punkte interessante Aufschlüsse. Das Sagunter ist das Einzige bei dem sich noch zugleich die Sitze ganz und gar, und die Scene wenigstens nach ihren Fundamenten beurtheilen läßt.

Wenn man sich erinnert, wie ähnliche Ueberreste des

Alterthums an andern Orten vernachlässigt werden, wie sie mit Schutt bedeckt liegen, wie man sie von allen Seiten plündert und zertrümmert, wie man oft ihre verschiedenen Theile auf Höfen und sogar in Kellern neuerer Wohnungen nachsuchen muß, so freut es doppelt, dies Denkmal mit so ausgezeichneter Schonung behandelt zu sehen. Es ist durchaus von Schutt gereinigt, und steht von allen Seiten frei. Einige wenige kleine Häuser, die sich an die äußeren Grundmauern der Scene anlehnen, liegen so viel tiefer, daß sie dem Auge auf keine Weise hinderlich sind.

Einer solchen Sorgfalt genießt dies Theater indeß freilich erst seit etwa 15 Jahren. Bis dahin verdeckten große Schutthaufen nicht bloß den Platz der Scene, sondern auch die Orchestra und sogar einige der unteren Stufen, und daher ist die Beschreibung desselben, welche Emmanuel Marti, Dechant in Alicante, 1705. dem damaligen Päbstlichen Nuncius am Spanischen Hofe Antonio Felix Zondadari überschickte, und welche bisher die einzige bekannte, und überall ausgeschriebene war, theils unvollständig, theils falsch. Doch bewirkten die Bemühungen Marti's, daß da man das Theater bis auf seine Zeit zum Bau von Kloster und Privatgebäuden geplündert hatte, wenigstens nachher der muthwilligen Zerstörung Einhalt geschah. Noch mehr aber leistete der thätige Eifer eines heutigen Bewohners von Murviedro, Don Enrique Palos y Navarro. Dieser verdienstvolle Mann ließ auf seine Kosten den Schutt von der Orchestra und der Scene wegräumen, maß von neuem alle Theile des Gebäudes, und gab im Jahr 1793. eine ausführliche Beschreibung desselben heraus, die ich genau mit den Ruinen verglichen, und überall vollkommen wahr gefunden habe. Zur Belohnung dieser Bemühungen ernannte ihn der König von Spanien zum Aufseher der Alterthümer von Murviedro, und wies dieser Stelle ein ordentliches JahrGehalt an.

Herr Palos hatte das Vergnügen im Jahr 1785. in den letzten Tagen des Augusts und den ersten des

Septembers hier Schauspiele aufführen zu sehen. Er ließ nur auf der Vorscene eine bretterne Bühne aufschlagen, und die zur Stellung der Decorationen nothwendigen Einrichtungen treffen; das Volk fand auf den Stufen von selbst einen bequemen Sitz. Auch nachher hat man diese Vorstellungen wiederholt. Es ist ein sonderbarer Gedanke, ein spanisches Stück auf die Bühne zu verpflanzen, die ehemals des Griechischen Kothurns würdig war; aber immer muß es ein interessantes Schauspiel gewesen seyn, das Volk des jetzigen Städtchens auf den Sitzen zu erblicken, auf welchen sich vor so vielen Jahrhunderten auch das ehemalige zu gleichem Zwecke versammelte. Ein andres Beispiel moderner Vorstellungen auf alten Schaubühnen findet sich bei den sonderbaren Ruinen, die man in einem tiefen Thale bei Doué im ehemaligen Anjou (Département de la Mayenne et Loire) findet, und die man bald für ein doppeltes zirkelförmiges Theater, bald für ein Amphitheater, bald endlich für einen Pallast der Könige von Aquitanien gehalten hat. Im Jahr 1539. gab man hier Scenen aus der Apostelgeschichte, und 1620. führten die Bürger von Doué daselbst die Einnahme Jerusalems durch Gottfried von Bouillon auf. Man schätzte die Zahl der Zuschauer bei den Vorstellungen in Murviedro auf 4000 Personen, und es blieb auf die Hälfte der Sitze und der ganze oberste ehemals für die Weiber bestimmte Platz leer. Daher mag das ganze Theater, wie Palos vermuthet, etwa 12000 Menschen gefaßt haben. Marti nimmt nur etwas über 9000 an. Der äußere Umkreis der Sitze der Zuschauer ist von 420. Französischen Fußen (654. Kastilianischen Palmen), der Durchmesser des halben Cirkels, welchen die Orchestra beschreibt von 47. Französischen Fußen (74. Kastilianischen Palmen) und die Höhe schätzt Palos auf 70. Französische Fuß (108. Kastilianische Palmen).

Die Schwierigkeit, uns einen richtigen Begriff von den Theatern der Alten zu machen, entsteht größtentheils aus den irrigen Begriffen, welche wir von unsern heutigen

Schaubühnen auf die ihrigen übertragen, da es doch gewiß ist, daß dieselben nicht bloß ihrer Bauart, sondern auch ihrer ursprünglichen Bestimmung nach einander durchaus unähnlich waren.

Die Theater der Alten waren im eigentlichsten Verstande Versammlungsplätze des Volks. Nicht bloß um sich zu ergötzen, sondern auch, um bei dringenden Vorfällen zu berathschlagen, um einen erlauchten Verbannten wieder in seine Mitte aufzunehmen, um eine politische Neuerung durchzusetzen, kam es hier ganz oder zum Theil zusammen. Wenigstens war das der Fall in den griechischen Städten. Unsre ersten Schauspielsäle dagegen, wenn Sie Marionettengerüste abrechnen, um die sich zufällig ein Haufen Pöbels versammelte, waren Säle in welchen ein Fürst seinem Hofe, ein nur für eine mäßige Gesellschaft bestimmtes Fest gab. Daher wurden in Frankreich, und noch zu Ludwigs 14. Zeit gewöhnlich die Ballhäuser, also lange viereckte Gallerien, zu diesem Behuf eingerichtet, und das wenige Volksmäßige, was unsre jetzigen Schauspiele noch haben, haben sie erst später, als man stehende Schauspielhäuser errichtete, und regelmäßig und für Geld spielte, erhalten. Bei den Alten nahmen Zehntausende von Menschen in aufsteigenden Halbkreisen die ganze Seite eines Berges ein. Sie erfreuten sich außer dem reichen Schauspiel der Kunst zugleich des Anblicks der Natur, und fügten zu dem natürlichen Genuß der freien Luft im Griechischen und Italischen Himmelsstrich noch vielerlei andre künstliche hinzu. Gegen die Stralen der Sonne schützten sie ausgespannte reichgestickte Teppiche, die Hitze des Sommers kühlten überall und zum Theil in den Bildsäulen des oberen Bogenganges angebrachte Springbrunnen, und ihnen beigemischte Wohlgerüche durchdufteten die Luft. So umgaben sie sich zugleich mit allem, was die Kunst und die Natur dem Auge Großes, dem Ohr Volltönendes, dem Gefühl Liebliches darbieten kann. Wir dagegen sperren uns, wie Diderot — wenn Sie Sich der Stelle erinnern — einmal sehr gut sagt, in traurige, anfangs schlecht erleuch=

tete Kerker ein, vor denen ein Grieche gewiß ebenso geflohen wäre, als Diderots mit städtischen Sitten unbekannter Freund vor den eisernen Stäben zurückbebte, die man in Paris gewöhnlich bei den Cassen der Schauspielhäuser antrift.

Der wohlerhaltenste Theil des Sagunter Theaters sind die Sitze der Zuschauer. Sie bilden keinen vollkommenen Halbcirkel, sondern etwas weniger, so daß der Mittelpunkt des Bogens, den die Orchestra beschreibt, um mehr als ein Drittheil des Halbmessers unter die Sehne desselben fällt. Allein auch andre alte Theater zeigen uns in diesem Punkt die Regelmäßigkeit nicht, welche die Alterthumsforscher gewöhnlich zu streng nach Vitruvs Vorschriften verlangen. Das Delische, Taorminische und andre machen mehr als einen Halbcirkel aus, und das in Valogne in der Normandie (dem alten Alauna) bildet vollkommen die Gestalt eines Hufeisens.

Dieser ganze Halbcirkel der, wie gewöhnlich amphitheatralisch emporsteigt, ist in drei beim ersten Anblick auffallende Abschnitte getheilt.

Den untersten bilden drei KreisStufen, welche den nächsten Platz unmittelbar an der Orchestra einnahmen. Diese waren bei den Griechen allein, bei den Römern zugleich mit der Orchestra selbst, den Senatoren gewidmet. Sie sind fast noch einmal so breit, als die übrigen, und um ein weniges niedriger. Man ging von der Orchestra aus zu ihnen, in die man durch die beiden HauptThüren zu den Seiten des Theaters und einen überwölbten Gang kam, welcher von ihnen bis nah an die Stufen heranführte, jetzt aber zerfallen ist.

Der mittlere faßt 26, die durch 9, gleich Radien des Halbcirkels von unten nach oben laufende Treppen in 8 Keile (cunei, κερκίδες) getheilt werden. Diese keilförmigen Stufenhaufen werden wieder durch zwei breitere, concentrisch laufende Absatzstufen (praecinctiones, διαζώματα) in drei Gürtel zerschnitten, von denen die beiden unteren einander gleich, der oberste aber breiter ist. Oben

bekränzt diesen Abschnitt ein Porticus zu dessen Thüren die Treppen führen. Dieser Theil war, nach der Sitte der Römer unten den Rittern und oben dem Volk bestimmt. Die ersteren nahmen bekanntlich 14 Stufen ein, die hier durch einen Absatz welcher die doppelte Breite der Sitze hat, in zwei gleiche Haufen vertheilt sind. Man gelangt zu ihnen theils durch die schmalen von dem obern Bogengang heruntersteigenden Treppen, theils durch einen inneren Porticus, der seine Eingänge an den Seitenwänden des Theaters, und zwei Ausgänge auf dem ebenerwähnten Absatz hat. Auch führte zu jeder Seite eine eigne kleine von außen angebrachte Treppe zur 7ten Stufe, die zur Bequemlichkeit der Ein- und Ausgehenden von gleicher Breite mit den Absätzen ist.

Dem Volke, dessen Sitze ein zweiter Absatz von den Rittern trennt, sind hier 10 Stufen angewiesen. Es strömte zu denselben durch die 6 Thüren des oberen Bogenganges ein welche auf eben so viel Treppen stoßen, und auch in der Mitte der Stufen hat man hier für mehrere Eingänge gesorgt, vermuthlich weil man unter diesem Theil der Versammlung das meiste Gedränge und am wenigsten Ordnung erwartete.

Der oberste Theil des Theaters endlich erhebt sich mit vier Stufen und einem Eingangsporticus zu denselben über den mittleren.

So sind in allem 31 Kreissitze und zwei Absätze, also zusammen 33 Stufen gerade wie im Herculaner Theater.

In der Mitte des Theaters hat der zuletzt erwähnte Theil so wie der obere Porticus des mittleren einen beträchtlichen Einschnitt, in dessen Mitte eine viereckte Erhöhung befindlich ist. Vermuthlich war diese das Fußgestell einer Bildsäule. Saßen auf den kleinen Stufen neben diesem Fußgestell die Gerichtspersonen oder Soldaten, welche Ordnung unter der Volksmenge zu halten bestimmt waren, so konnten sie durch die mittlere Treppe zu allen Sitzen der Versammlung unter sich, und durch zwei kleinere

Seitentreppen zu den Weibern, auf den vier ganz obersten gelangen. Vermuthlich aber waren ihrer Aufsicht nur die beiden mittleren Keile anvertraut. Denn an jedem der beiden Enden des Theaters waren wieder unmittelbar über dem mittleren Abschnitt 4 und zwar längere Stufen, zu gleichem Behuf wie man glaubt, und der doppelte obenerwähnte Porticus nebst den Weiberstufen brach auch hier ab, und ging nicht bis an den Winkel des Gebäudes. Für diese Gerichtspersonen scheinen 3 Treppen, eine zu jeder Seite und eine dritte in der Mitte bestimmt gewesen zu seyn. Denn von den 9 obenerwähnten Treppen führen nur 6 auf Eingangsthüren des obern Porticus, 3 aber auf diese eben beschriebnen kleinen Stufen.

Die Schwierigkeit Gänge in den Felsen zu hauen, an die sich gewöhnlich die Theater anlehnen, macht, daß man fast überall vermied, von innen herkommende Ausgänge auf die Sitze anzubringen, und bei keinem andern Theater erinnere ich mich dergleichen gefunden zu haben. Hier erleichterte vielleicht die Natur der Felsart die Arbeit. Doch hat man auch hier der Lage nachgegeben. Die Thüren sind nicht symmetrisch und einer der inneren Gänge ist von so ungleicher Weite, daß sich während seines Laufes seine Breite um noch einmal so viel erweitert, seine Höhe aber um $^1/_4$ vermindert. Ich halte Sie nicht mit den andern Gängen und Treppen im Innern auf, die bloß die Gemeinschaft zu erleichtern dienen, und bemerke nur, daß um zwei Orte, die sonst kein Licht gehabt haben würden, zu erhellen, zwei Fensteröfnungen nach den Sitzen heraus angebracht sind.

Kein anderes altes Theater, soviel mir bekannt ist, zeigt eine solche regelmäßige und mit den Nachrichten, welche uns die Alten über die Rangordnung der Sitze vorzüglich bei den Römern hinterlassen haben, übereinstimmende Abtheilung der Stufen. Viele haben gar keine Absätze, andre nur Einen, oder zwar zwei, aber wie es scheint in andern Entfernungen von einander. Allein freilich kommt es darauf an, wie genau die Reisenden, auf deren

Nachrichten wir uns verlassen müssen, in den Angaben dieser kleineren Umstände gewesen sind. Die Treppen gehen, wie Sie bemerkt haben werden, gegen Vitruvs Vorschrift in gerader Linie von oben bis unten, und wechseln nicht, wie er verlangt, so ab, daß die oberen, bis zum mittleren Absatze hin, gerade auf die Mitte der Zwischenräume der untern stoßen. Allein alle mir bekannten Theater stimmen hierin mit dem Saguntischen überein, und auch unter den Amphitheatern erinnere ich mich keiner Ausnahme hievon. Zwar werden Sie in vielen Abbildungen der letzteren die Vitruvische Anordnung finden; allein die Beschreiber derselben haben auch fast sämmtlich die Unart gehabt, nach seinen Angaben zu ergänzen, was die Zeit zerstört hatte. Maffei, der sich oft hierüber beklagt, findet es sogar nöthig, um seine manchmal unvollkommener scheinende Zeichnungen zu retten, ausdrücklich hinzuzusetzen, daß er nun einmal nicht zeichnen könne, was er nie mit Augen gesehen habe. Wie gut erhalten, und zur Erklärung der Bauart der alten Theater merkwürdig das Saguntische ist, sieht man daher erst dann recht ein, wenn man von dem Plane der übrigen das wegnimmt, was bloß die Einbildungskraft des Zeichners hinzugefügt hat.

Was Maffei vermuthete und für die Amphitheater durch das Veronische unläugbar darthut, daß nemlich an der untersten Stufe auf der Ebne der Orchestra bei Theatern, oder des Kampfplatzes bei Amphitheatern, nicht (wie es die Uebersetzer und Commentatoren des Vitruv gewöhnlich zeichnen) von innen kommende Eingangsthüren gewesen sind, dies beweist für die Theater das Saguntische vollkommen, da die drei völlig unversehrt erhaltenen Senatorstufen nicht die mindeste Spur einer Unterbrechung durch eine Thür oder Treppe zeigen, ja sogar die großen 9 Treppen nicht einmal bis auf die erste von ihnen, sondern nur bis auf die letzte darüber führen.

Für die Bequemlichkeit, die Füße dergestalt auf die untere Stufe aufzusetzen daß dadurch die auf ihr befindlichen Zuschauer nicht gehindert wurden, scheint hier nicht gesorgt

zu seyn. Doch findet sich auch von der Einrichtung, die man in dem Theater zu Tyndaris zu diesem Behuf durch Aushölung der hintern Hälften der Stufen getroffen hatte, sonst nirgend ein andres Beispiel. Sie erinnern sich gewiß, daß in den früheren Zeiten Roms durch einen eignen Rathsschluß in den Schauspielen zu sitzen verboten war, damit wenigstens, sagte man, bei der Geisteserschlaffung, welche das müßige Zuschauen bewirkte, die männlichere Austrengung des Stehens den Römer bezeichnete. In Paris, wo man auch bis vor wenigen Jahren im Parterre stand, dachte man wohl nicht an einen so strengen Sitten-Grund, aber die Abänderung dieses Gebrauchs soll eine ähnliche Folge bewirkt haben, als man in Rom befürchtete. Man klagt nemlich, daß das Publicum, seitdem es sitze, an kritischer Strenge verloren habe. Wenn dies schon auf den fürchterlich unbequemen Pariserbänken der Fall ist, wie würde es erst seyn, wenn man den Zuschauern gar gepolsterte Lehnstühle hinsetzte, wie in der luneta (dem Platz den wir Orchester nennen) in Madrid geschieht. In einer so bequemen Lage ist es in der That, wie ich aus eigner Erfahrung weiß, sehr schwer, der schon in Spanien an und für sich großen Neigung zur Nachmittagsruhe zu widerstehen. Aber ich kehre nach Murviedro zurück.

Ebensowenig weicht hier (wie im Cataner Theater) die Höhenseite der Stufen zurück, damit die Zuschauer ihre Füße unter sich zurückziehn und vermittelst des dadurch ersparten Platzes einige Stufen mehr angebracht werden können.

Sie werden jetzt einen hinreichenden Begriff von demjenigen Theile unsres Theaters haben, welcher die Sitze der Zuschauer enthält. Lassen Sie uns nun zu dem andern, weniger gut erhaltnen, der Scene, übergehn.

In den meisten der alten Theater, von denen wir nur irgend vollständige Beschreibungen besitzen, waren diese beiden Theile durch Seitengebäude der Scenenwand verbunden, die entweder bis ganz an die Seitenmauern des

Halbcirkels hinangingen, oder doch nur einem schmalen Säulengang dazwischen Platz ließen. Vorzüglich deutlich ist dies im Oranger und Taorminer Theater. In dem in Herculanum sind die Eingänge, welche zu beiden Seiten in das Orchester führen, überwölbt, und haben jeder sogar ein ordentliches Balcon, wie wir es noch in unsern Schauspielhäusern antreffen.

In dem Saguntischen ist von diesen Seitengebäuden nichts zu entdecken. Man sieht bloß daß den Eingang zur Orchestra zu jeglicher Seite ein überwölbter etwa 13. Französische Fuß (20 Castilianische Palmen) hoher und weiter Gang bildete. Allein der äußere Pfeiler dieses Bogens stützt sich nur auf die noch jetzt deutlich zu erkennende Mauer, welche die Vorscene gegen die Orchestra zu begränzt, und zwischen derselben und der eigentlichen Scene, ist nichts mehr von Mauerwerk zu sehen. Wären hier ehemals noch andre Verbindungsmauern gewesen, so wäre es wenigstens auffallend, daß sich auch nicht einmal die Spuren ihrer Fundamente erhalten hätten.

Wie es jetzt steht, machen die Fundamente des Scenengebäudes ein schmales länglichtes Viereck aus, an das sich ein noch schmaleres, als Hinterscene anschließt. Die äußere Mauer des ersteren springt zu jeder Seite etwa um $^1/_7$ ihrer Länge über und dies überspringende Stück bildet die Vorderwand zweier Gemächer, deren Tiefe gerade um die Breite des Scenengebäudes über die Hinterscene hinausgeht. Anstatt also, daß in den vorhin erwähnten Theatern die Scene zwei gegen den Zuschauer zu laufende Flügel hat, trift man hier — wie Sie auf beiliegender Zeichnung mit Einem Blick übersehen werden — vielmehr zwei zurückgehende an, und die, ohne Theile des Hauptgebäudes auszumachen, sich nur an die äußeren Ecken desselben anschließen.

Auf welche Weise diese verschiedenen Gemächer durch Thüren in Verbindung gesetzt waren, läßt sich jetzt, da nur ihre Fundamente noch vorhanden sind, nicht mehr beurtheilen. Man sieht bloß in der inneren Scenenwand,

an der Mitte derselben und zur linken Seite daneben (ich stelle mich nemlich hier an den Platz der Schauspieler) die Ueberbleibsel der Schwellen von zwei halbcirkelförmigen Nischen oder Thoren. Die zur linken Seite ist noch so gut als ganz, von der andern nur der eine Bogen erhalten. Vor der mittleren dieser Nischen befindet sich auf der Vorscene eine Erhöhung, die aber jetzt nur wenig mehr als das Drittel der Oefnung des Thores einnimmt. Die übrige Vorscene ist von allen Seiten frei und wird von der tiefer liegenden Orchestra durch die vorhinerwähnte Mauer geschieden.

Sie werden in dieser kurzen Anzeige, welche genau den Zustand der jetzigen Ueberbleibsel schildert, alle Haupttheile der alten Scene, so wie man sie gewöhnlich beschreibt, wiedererkennen: die Scenenwand mit ihren drei großen Thoren, die Bühne der Schauspieler, (pulpitum, λογεῖον) die Vorscene (proscenium) ihre Begränzung nach der Orchestra zu (κατατομή) hinten das Postscenium und zu beiden Seiten, die zur Anordnung und Vorübung des Chors bestimmten Plätze (choragia).

Wie es aber möglich gewesen sey, mit diesen Theilen eine nur irgend erträgliche theatralische Vorstellung zu Stande zu bringen, darüber werden auch Sie gewiß sich mehr als Einmal gewundert haben. In der That muß man nicht bloß die ganze Einrichtung unserer heutigen Theater vergessen, sondern auch alle Ansprüche auf ein nur irgend natürliches und wahrscheinliches Spiel aufgeben, wenn man dabei stehen bleibt, sich eine lange und hohe Wand, in ihr drei große Thore, und in diesen drei Maschinen zu denken, die, je nachdem man sie umdreht, einen Pallast, ein Bürgerhaus, oder ein Gebüsch vorstellen. Und doch bleibt nach den Zeichnungen Barbaro's, Serlio's, Montfaucon's, Perrault's und andrer, nicht viel mehr zu thun übrig. Galiani in seiner Uebersetzung des Vitruv geht nur um wenige Schritte weiter, und Maffei ist der einzige, welcher seinen Unglauben an diese Vorstellungsart lebhaft zu erkennen giebt. Der Grund der hierüber

herrschenden Ungewißheit ist unstreitig der, daß von den beiden einzigen Schriftstellern welche diesen Gegenstand ausdrücklich abhandeln, Vitruv und Pollux, der erstere nur den Architekten zum Zweck hatte, und also alle nicht architektonische Einrichtungen entweder ganz übergeht, oder nur mit wenigen Worten berührt, der letztere nur zum Theater gehörige Ausdrücke erklären wollte, und also ohne sorgfältige Scheidung der Orte, Umstände und Zeiten bloß einen Haufen derselben zusammenstellt, beide aber zu einer Zeit lebten, wo sie selbst schon von gewissen Theilen keinen deutlichen Begriff mehr hatten. Die mangelhaften und dunklen Vorstellungen aber auch abgerechnet, fehlt es unsern Nachrichten noch an Vollständigkeit. Es konnte noch viele theatralische Einrichtungen geben, und gab deren, aller Wahrscheinlichkeit nach, in der That, von denen uns weder, in den alten Schriftstellern, noch in den Ueberresten der Gebäude die mindeste Spur übrigbleibt.

Viele Theile der Griechischen und Römischen Theater waren offenbar aus Holz aufgeführt; die Natur der Sache erfordert es; das Zeugniß der Schriftsteller bestätigt es; und das Herculaner Theater zeigt noch jetzt die deutlichen Ueberbleibsel der zu Kohlen und Asche verbrannten Balken und Bretter. Was wir daher von den alten Theatern noch jetzt übrig sehen, ist (wenn auch unsre Einbildungskraft alles Mauerwerk bis zu seinem Gipfel wiederherstellt) nicht viel mehr, als das leere Gehäuse, aus dem sich die Art der Schauspiele ohne die Zeugnisse der Schriftsteller, gar nicht würde begreifen lassen, und selbst mit Hülfe derselben nur sehr unvollständig erkannt wird. Es sind die Wände der Schauspielhäuser, die bloß darum lehrreicher für uns sind, als es die unsrer heutigen Säle seyn würden, weil bei den Alten die Rückwand des Theaters (um nach unsrer Gewohnheit zu reden) theils die Stellung der Decorationen bestimmte, theils selbst ein beträchtliches Stück derselben ausmachte.

So wenigstens sehe ich das an, was die Alten scena nannten. Bei der glücklichen Gewohnheit, welche die

Griechen und Römer in ihrem milden Clima, und mit ihren mehr abgehärteten Körpern hatten, alle größeren Zusammenkünfte unter freiem Himmel zu halten, konnte es ihnen nicht einfallen, sich, wenn sie des Höchsten aller Vergnügungen, eines Volksfestes, genießen wollten, in ein enges Gebäude einzuschließen. Es kam also darauf an, durch die Kunst nur soviel zu thun, als die Bequemlichkeit der Zuschauer und das Bedürfniß der Schauspieler forderte. Für jene diente der Halbkreis der Sitze; aber auch diese brauchten etwas aus dem sie hervortreten, in dem sie sich zurüsten und vorbereiten konnten, das ihnen zum Hintergrunde diente. In den noch roheren Hirtenfesten waren sie aus einem Gebüsch hervorgekommen, oder hatten sich eine Laubwand gemacht; dafür mußten die steinernen Theater einen Ersatz gewähren. Auch fand man unstreitig bald, daß das Auge des Zuschauers so wie die Stimme des Schauspielers es bedurften, innerhalb gewisser Gränzen gehalten zu werden. Endlich kam Liebe zur Kunst, und zur Pracht, Eitelkeit oder Absicht sich das Volk günstig zu machen hinzu, und so bildete sich die Art der Scenen, welche uns die Alten beschreiben. Da ihr vorzüglichster Endzweck war, zum Augenpunkte und Hintergrunde zu dienen, so war ihr hauptsächlichster Theil bloß eine lange der Höhe des Theaters gleiche, mit Säulen, Statuen, und allen andern architektonischen Verzierungen geschmückte Wand, die sich manchmal bis zu drei über einander stehenden Säulenordnungen erhob, und mit nichts andrem verglichen werden konnte, als allenfalls mit der Vorderseite eines ungeheuren Prachtgebäudes. Hinten schlossen sich zwar Gänge und Gemächer an diese Wand an, so daß sie ein eigentliches schmales Gebäude bildete. Allein die Breite war nicht nur äußerst gering, sondern es ist auch wahrscheinlich, daß sich diese Hintergemächer nicht viel über das erste Stockwerk hin erstreckten, darüber aber die Vorderwand allein hervorragte.

Daran daß diese Scene zugleich zur Decoration diente, muß man wenigstens nicht hauptsächlich denken.

Dies geschah nur, wenn, wie in der That häufig der Fall war, die Natur des Stücks sich mit der Vorstellung eines solchen Pallastes vertrug. Sonst konnte die Scene ganz und gar oder doch bis auf eine gewisse Höhe mit Vorhängen, oder andern Decorationen verdeckt werden. Ihr eigentlicher Zweck war nur Rückwand des ganzen Theaters, Hintergrund fürs Auge, Begränzung der Stimme, endlich und vor allem prachtvolle Verzierung des Gebäudes zu seyn, wenn dasselbe zu Volksversammlungen und überhaupt zu andern Absichten, als den Spielen gebraucht wurde.

Der Platz zwischen dieser Rückwand und den untersten Sitzen war bei den Griechen ganz und gar den Schauspielern und dem Chor gewidmet. Bei den Römern verdrängten die Stühle der vornehmsten Magistratspersonen den Chor auf die Bühne selbst. Ueberhaupt hatten beide Völker eine verschiedene Art ihre Theater zu bauen, welche Vitruv ausführlich beschreibt, und die sich auf diesen Gebrauch gründet.

Die Römer stellten die Scenenwand näher an die Sitze, ließen aber die Bühne bis an die Ecken der untersten Stufe hinangehn. Die Griechen entfernten die erstere mehr, machten aber die letztere schmaler, so daß das Orchester dadurch viel weiter ward. Bei jenen durfte also auch die Bühne bei weitem nicht so hoch seyn, als bei diesen, wenn die ihr so nah sitzenden Zuschauer in der orchestra nicht am Sehen gehindert werden sollten. Vitruv giebt ihre Höhe bei den Römern auf 5 Fuß, bei den Griechen die kleinste auf 10 die größeste auf 12 Fuß an. Zu der Bühne führten von der Orchestra aus eigene Stufen.

War aber die Bühne bei dem einen und dem anderen Volke, ein einziger ebener Bretterboden? oder gab es auf derselben verschiedne, bestimmt abgesonderte, und sogar an Höhe ungleiche Plätze? Diese Frage ist nicht bloß bei den Schriftstellern über diesen Gegenstand streitig, sondern ihre Entscheidung ist gerade für die Erklärung des Saguntischen Theaters von besonderer Wichtigkeit.

Die Alten bedienen sich, wenn sie dieses Theils des

Theaters erwähnen, eines doppelten Ausdrucks; sie reden bald von der Vorscene, bald von der Bühne (pulpitum, λογεῖον) und dies hat Veranlassung gegeben, die letztere bisweilen, als eine eigne, auf der ersteren angebrachte Erhöhung anzusehen. Untersucht man indeß ihre Beschreibungen genauer, so zeigt sich deutlich, daß sie den einen Ausdruck nur durch den andern bestimmen und einschränken, der Vorscene nur insofern den Namen der Bühne geben, als die Schauspieler auf ihr auftreten, und daher beide als gleichbedeutend gebrauchen, wo diese Begriffe zusammenfallen, als verschieden, wo sie auseinandergehen. So verwechselt z. B. Vitruvius beide durchaus mit einander, sobald er von der Breite der Bühne gegen die Orchestra spricht, bedient sich hingegen immer des Ausdrucks der Vorscene, wenn er von dem Ganzen derselben gegen die Seiten zu redet. Und in der That ist es nicht wahrscheinlich, daß sich die alten Schauspieler, denen soviel daran lag, ihre Stimme zu verstärken, sehr weit gegen die Seiten des Theaters hin verirrt haben sollten, da sie sich hingegen der Orchestra, ohne alle Gefahr, so sehr sie nur wollten, nähern konnten.

Schwerer ist es, die Einfachheit der Bühne, ohne die wir uns kaum ein irgend harmonisches Spiel vorstellen können, auch bei den Griechen zu der Zeit zu retten, wo der Chor von den Schauspielern abgesondert erschien. Denn bei den Griechen stand der Chor in der Orchestra und seine Stellung war ihm in derselben durch eigne gezogene Linien angegeben. In dieser war auch die Erhöhung, welche man Thymele nannte, und da allen Sängern, Tänzern, Mimen und Gauklern überhaupt die Orchestra angewiesen war, so machte man den Unterschied zwischen Thymelikern und Scenikern, einem lustigeren und ausgelaßneren, und einem ernsteren und mehr feierlichen Spiel. Darum ladet Martial seine Domitia ein, seine Gedichte mit der heitern Stirn zu lesen, mit der sie auf die Thymele und den latrinischen Gaukler schaute

Wo aber der Chor in der Orchestra gestanden, ob

auf oder neben der Thymele, ob in dem Grunde der Orchestra oder auf einer erhöheten Bühne? darüber erklären sich die alten Schriftsteller nicht. Nur ist es auf jeden Fall unmöglich, daß die Bühne desselben, wenn sie sich so sehr den Sitzen der Zuschauer näherte, gleiche Höhe mit der viel weiter entfernten Bühne der Schauspieler haben konnte. Dies hat einige Alterthumsforscher bewogen, (um nach unsrer Art zu reden) ein doppeltes Theater anzunehmen; ein entfernteres auf der Vorscene für die Schauspieler und ein näheres in der Orchestra für den Chor, und beiden eine ihrer verschiedenen Entfernung angemessene verschiedene Höhe, dem erstern nemlich die der Griechischen Bühne von 10 Fuß, dem letzteren die der Römischen von 5 Fuß zu geben; und diese Meynung scheint ziemlich allgemeinen Eingang gefunden zu haben. Dennoch kann sich eine solche Annahme einer verschiedenen Höhe beider Bühnen nur auf Vermuthungen gründen, da keine Stelle eines alten Schriftstellers die Stellung der Schauspieler mit ausdrücklichen Worten höher als die Stellung des Chors angiebt. Die bis an gänzliche Unmöglichkeit gränzende Schwierigkeit, den Chor, der überall tief in das Stück verwebt ist, so sehr von den Schauspielern zu trennen, wird hiebei gar nicht in Betrachtung gezogen, und doch scheint mir dieselbe so groß, daß sie allein zur strengsten Prüfung jener Behauptung hätte führen sollen.

Die Thymele war, wie schon ihr Name anzeigt, ursprünglich nichts anders, als ein Altar oder Opfertisch. Aber von diesen Tischen ging auch überhaupt die ganze Erfindung der Schaubühnen aus. Denn anfangs darf man sich statt alles Theaters unstreitig nichts anders, als die Tische vorstellen, auf welchen das Opferfleisch zerlegt worden war. Auf einen von diesen trat, noch vor Thespis Zeit, der Zwischenredner und antwortete dem Chor. Von einem andern herab wurde gesungen. Auf sie folgte Thespis Wagen, und Aeschylus war der erste, welcher eigne erhöhte Bretterbühnen einführte. Auch nachher in dem Theater scheint die Thymele nur ein dem Bacchus

geweihter Altar gewesen zu seyn; vermuthlich aber wurde ihr Name auch auf den Theil der Bühne oder Orchestra, (um dies noch unbestimmt zu lassen) ausgedehnt, der sich in ihrer Nähe befand. Nur muß man sich vor der Vorstellung hüten, als wäre der Chor auf einem kleinen viereckten, altarähnlichen Raum zusammengedrängt gewesen. Er stand entweder nur neben der Thymele. oder, befand er sich auf derselben, so bezeichnete dieser Name die Gegend um sie herum.

Daß der Chor in der Orchestra auftrat, ist unläugbar. Ein wenig zu voreilig aber hat man, dünkt mich, hier unter diesem Ausdruck den ganzen Platz vor der Bühne bis an die Sitze verstanden, der daher auch natürlich beträchtlich niedriger, als die erstere seyn mußte. Mir scheint die Orchestra in diesem Sinne vielmehr eine bloße, gegen die Sitze zu, nicht aber gerade bis an sie hinan gehende Verlängerung der Bühne selbst zu seyn, die, wie ihr Name schon anzeigt zum Tanzplatze bestimmt war. Wenigstens muß man gestehen, daß eine Stelle des Suidas diese Vorstellungsart gar sehr begünstigt. „Um mich“ (sagt er in derselben) „deutlicher zu erklären, so folgt „auf die Scene und ihre Seitentheile (παρασκήνια) die „Orchestra. Diese ist nemlich ein mit einem Bretterboden „versehener Platz, von welchem herab die Mimen spielen. „Nach der Orchestra kommt der Altar des Bacchus, den „man Thymele nennt; nach der Thymele aber die Konistra, „d. i. der untere (natürliche) Fußboden des Theaters selbst.“ Aus dieser Stelle sieht man deutlich, daß man den Tanzplatz des Chors von dem Platze unmittelbar vor den Sitzen unterschied, und daß dieser tiefer als jener lag. Es ist aber sehr natürlich, daß man gewöhnlich, wo es auf diese Unterscheidung nicht ankam, beide Plätze unter dem allgemeinen Namen der Orchestra zusammenfaßte, und wenn es daher heißt daß von der Orchestra auf die Scene eigene Treppen führten, so muß man hier unter diesem Wort den unteren Theil derselben (die eigentliche Konistra) verstehen. In der That scheint die Bühne des Chors

nicht sehr nah an die Sitze der Zuschauer hinaugegangen zu seyn; denn hinter ihr war noch für die Thymele Platz, und hinter dieser sogar blieb noch ein Raum übrig, der groß genug war, einen eignen Namen zu verdienen. Auf diese Weise aber fällt die Nothwendigkeit hinweg, der Bühne des Chors eine geringere Höhe, als der Bühne der Schauspieler zu geben.

Immer indeß waren beide getrennt, jeder hatte seine abgesonderte Stellung und dies mußte wenigstens zu der Rolle, welche der Chor in der spätern Tragödie spielte, eine sehr gute Wirkung thun. Wie das versammelte Volk bei dem Schauspiel, so ist er bei der Handlung selbst, theilnehmender, aber nicht wesentlich mithandlender Zuschauer; und in dieser Eigenschaft ist ihm seine Stelle sehr zweckmäßig zwischen den Schauspielern und dem Volk angewiesen. Nur bestimmt, die Handlung, wo es nöthig war, zu unterbrechen, oder ihre Lücken auszufüllen, den Zuschauer in seinen Betrachtungen und Ahndungen lenkend, den handlenden Personen bloß seine mitleidsvolle Theilnahme weihend, ohne sich durch die Trugschlüsse ihres leidenschaftlichen Wahns bestechen zu lassen, durfte er sich nicht in ihre Mitte mischen. Seine Stimme hatte ein doppeltes Gewicht, wenn sie von einem andern Platze, gleichsam als der unmittelbare Ausspruch des Schicksals und der Gottheit selbst ertönte.

Allein auch so konnte es nur erst in späteren Zeiten seyn. In der früheren Tragödie darf man sich den Chor schlechterdings nicht von den Schauspielern abgesondert denken. Wo er, wie in Aeschylus Danaiden und seinen Eumeniden als Hauptperson des Stücks auftritt, mußte er nothwendig auf demselben Theile der Bühne mit ihnen erscheinen. In den Eumeniden sagt die Pythia ausdrücklich, daß sie die furchtbare Schaar der Rachegöttinnen auf ihren Sesseln vor dem Orest eingeschlafen erblicke. Indeß sind auch alle im Vorigen angeführte Nachrichten aus spätern Schriftstellern, und am wenigsten läßt sich eine so regelmäßige Vertheilung der Scene, und eine so gebundne

Stellung des Chors zu Aeschylus Zeit erwarten, wo kaum erst die Schauspieler den Wagen des Thespis verlassen, und eine Bühne bekommen hatten. Jene Einrichtungen bildeten sich vermuthlich erst nach der Erbauung steinerner Theater, wo die Einführung mehrerer und zusammengesetzterer Maschinen leicht Veranlassung geben konnte, den Chor von der eigentlichen Bühne zu entfernen. Vielleicht war auch diese Aenderung mit der Verringerung seiner Personenzahl verbunden, die unmittelbar auf die Vorstellung der Eumeniden folgte. Wenigstens findet sich ein bestimmtes Zeugniß, daß die Thymele, in deren Nähe der Chor nachher seinen Platz fand, nicht von Anfang an im Theater war, sondern erst später eingeführt wurde.

Auf unserm Theater befindet sich vor der Mitte der Scenenwand, eine viereckte $10^1/_4$ Fuß lange und breite Erhöhung. Diese hält der neueste Beschreiber desselben für die eigentliche Bühne, die er daher von der Vorscene unterscheidet, und setzt hinzu, daß man sich, da bei den Alten immer nur wenige Personen auf Einmal auftraten, nicht über ihre Kleinheit wundern dürfe.

Es bedarf keines Beweises, daß diese Erklärung unrichtig und schlechterdings unmöglich ist. Wollen wir auch auf einen Augenblick die Enge dieses Platzes vergessen, so waren Vorscene und Bühne Eins, selbst der Chor stand nur auf einer Verlängerung derselben.

Was indeß jene Erhöhung nun wirklich gewesen sey? ist sehr schwer zu bestimmen. Versucht man es, dies Theater (indem man nemlich die Länge des Durchmessers der Orchestra zum Grunde legt) nach der Art zu verzeichnen, welche Vitruv den griechischen Theatern vorschreibt, so bestimmt die vordere Seite dieser Erhöhung fast mit völliger Uebereinstimmung das Ende der Vorscene. Allein alsdann wird dieselbe ungeheuer schmal (nur $10^1/_4$ Fuß breit) und auf jeden Fall müßte man alsdann doch annehmen, daß diese Erhöhung sich die ganze Länge der Scene hin auch zu den Seiten erstreckt habe, welches so viel sich jetzt schließen läßt nie der Fall war.

Mit mehrerem Rechte ließe sich vermuthen, daß diese Erhöhung entweder ein Altar war, oder einer Gruppe von Statuen zum Fußgestell diente, in welchem Fall sie gerade in der Mitte des Theaters und vor dem Hauptthore der Scene eine schickliche Stelle fand. Das Theater in Catana zeigt sogar zwei dergleichen Erhöhungen, deren jede, wie man noch deutlich sieht, von vier Säulen umgeben war. Nur muß man gestehen, daß die Saguntische für diesen Gebrauch, viel zu groß scheint.

Da die Bühne aus Holz aufgeführt war, und uns daher hier vieles fehlt, woraus sich die Einrichtung des Ganzen sonst übersehen ließ, so darf es uns, dünkt mich, nicht wundern, wenn uns hier Ungewißheiten in der Erklärung eines einzelnen Mauerstücks übrigbleiben. Vielleicht diente diese Erhöhung bloß den Balken der Scene zu einem stützenden Fundament. Gerade aus den Thüren wurden bekanntlich die Maschinen hervorgerollt, welche die Griechen Ekkyklemata nannten, und welche das Innere der Gemächer zu zeigen bestimmt waren, und da sich aus dem größesten Thor auch die schwerste und größeste Maschine erwarten ließ, so war nur vor diesem vorzüglich eine Unterlage nothwendig.

In den Fundamenten der Scenenwand erkennt man noch deutlich die Schwellen zwei großer Nichen, zu denen man, wie es scheint, durch Stufen emporstieg. Die größere, in der Mitte befindliche hat über 25 (40. Kastilianische Palmen) die kleinere zur linken Seite über 20 Französische Fuß (32 Kastilianische Palmen) im Durchmesser. Von der dritten, welche, der Symmetrie zufolge nothwendig zur rechten Seite vorhanden war, ist jetzt nichts mehr zu sehen.

Als ich dies zuerst bemerkte, wunderte ich mich, statt der bloßen Thore, welche die Alten gewöhnlich ihrer Scenenwand gaben, hier Nichen zu finden. Allein jetzt nach genauerem Nachdenken über den Gebrauch derselben, scheint mir sogar diese Gestalt bei weitem vortheilhafter und bequemer, als die andre.

Die Thore bildeten die Zugänge zu der Scene für die Schauspieler. Ihre Zahl selbst entstand aus der zur festen Sitte gewordenen Gewohnheit, in jedem Stück nur drei Schauspieler für drei dem Range nach verschiedene Rollen anzunehmen. Denn nur diese bestimmte bei den feierlichen dramatischen Wettkämpfen das Gesetz durch das Loos, und traten noch andere Personen auf, so zählte man sie nicht eigentlich zur Classe der Schauspieler. Nach unsern Begriffen scheint dies freilich höchst sonderbar. Allein da die griechische Tragödie zuerst nur damit anfing daß man den Chor durch Zwischenredner unterbrach, so behielt man immer mehr Rücksicht auf diese Personen, ihre Anzahl und ihre Abstufung bei, als womit unsere Forderungen an ein gutes Spiel verträglich sind. Der zweite und dritte Schauspieler ordneten sich gänzlich dem ersten unter, und da das Lob eines guten Schauspielers vorzüglich auf der Stärke, der Reinheit und dem Wohllaut seiner Stimme beruhte, so mäßigten beide die ihrigen nach der seinigen. Dabei richtete sich die Vertheilung der Rollen nicht einmal immer nach dem Bedürfniß des Stücks; wenigstens wurden Königs- und Tyrannenrollen meistentheils ohne Weiteres dem niedrigsten Schauspieler Preis gegeben. Unter diesen Umständen ist es nicht zu verwundern. daß jeder Schauspieler auch seinen eignen Eingang und sein eignes Gemach verlangte, um nicht von den Zuschauern mit seinen Gefährten verwechselt zu werden.

Doch scheint es, als wären zuerst nur zwei Thore eigentlich wesentlich gewesen. Wenigstens drückt sich Pollux, nachdem er die beiden ersten bestimmt dem ersten und zweiten Schauspieler angewiesen hat, über das dritte unbestimmter aus. Es gehört, sagt er, entweder dem geringsten Schauspieler an, oder stellt einen verlassenen Tempel, oder unbebauten Platz vor.

Bei der Aufführung steinerner Theater erhielt diese Einrichtung noch mehr Festigkeit. Nichts konnte dem Baumeister gleich erwünscht erscheinen, als seiner reichverzierten Scenenwand durch drei große Pforten die Ge-

stalt der Vorderseite eines Pallastes zu geben. Seit dieser Zeit nun wurden die drei Thore eine bleibende Einrichtung und erhielten von der Aehnlichkeit mit einem wirklichen Gebäude die Namen der königlichen und der gastlichen Pforten. In der That hatte jedes größere Griechische Haus neben dem Hauptgebäude zwei kleinere Nebengebäude, welche Gäste aufzunehmen bestimmt waren.

Auf diese Weise wird, was anfangs so fremd und sonderbar scheint, warum die Scenenwand immer Thore, und warum gerade drei hatte, wenigstens historisch begreiflich.

Außer diesen drei Haupteingängen der Schauspieler gab es aber noch zwei andre zu beiden Seiten der Bühne. Nicht immer nemlich erlaubte der Inhalt des Stücks, daß die Schauspieler aus dem Hintergrunde der Scene hervorkamen; es traten auch Boten, Fremde, neue Ankömmlinge auf, und für sie waren diese Nebenthüren bestimmt. Sie befanden sich in den Seitengebäuden, welche von der großen Scenenwand auf die Ecken des Theaters zuliefen. Pollux und Vitruv erwähnen derselben; aber nur der letztere bestimmt ihre Lage genauer. Doch unterscheidet er sie sehr sorgfältig von den ersterwähnten dreien, vermuthlich weil sie sich nicht in der Prachtseite des Theaters befanden, und daher dem Architekten weniger wichtig waren.

Im Oranger und Taorminer Theater sind diese vorlaufenden Seiten der Scene noch sichtbar. Das Unsrige hat dieselben, soviel sich jetzt beurtheilen läßt, nie gehabt. Vielleicht indeß waren sie aus Holz aufgeführt, und am wenigsten darf man in allen Theatern der Alten durchgängige Gleichförmigkeit der Bauart erwarten.

Es kommt mir wahrscheinlich vor, daß die Seiteneingänge, von denen ich hier rede, sich erst von Aeschylus Zeiten herschreiben. Denn so wie er der erste war, welcher dem ganzen scenischen Apparat eine gewisse Form gab, so wird auch ausdrücklich von ihm erwähnt, daß er zuerst Boten auf die Bühne gebracht. Da aber die Ankunft eines Boten ein so gewöhnliches Ereigniß in dra-

matischen Handlungen ist, so konnte, dünkt mich, nur eine in der Anordnung der Scene liegende Schwierigkeit, dieselben auf eine schickliche und verständliche Weise einzuführen, ihren früheren Gebrauch verhindert haben.

Die Alten forderten, daß jeder Schauspieler, indem er auftrat, durch sein Erscheinen selbst zu erkennen gäbe, wer er sey und woher er komme. Dazu diente vor allem die Beständigkeit der Masken, die (wo sie auch nichts individuell charakteristisches an sich trugen) doch, immer nach dem Alter und Stande der Personen in der Farbe, dem Haarwuchs und selbst den Zügen vorzüglich der Stirn und der Augenbraunen gleichförmig eingerichtet, wenigstens die Classe der Person angaben, aus der sich, zusammengehalten mit dem Inhalt des Stücks, ihr Name leicht errathen ließ. Allein vorzüglich war auch der Ort, aus welchem der Schauspieler hervortrat, und die Decoration ein Mittel, ihn den Augen der Zuschauer kenntlich zu machen.

Personen, die nicht die vorgestellten Hauptgebäude selbst bewohnten, konnten von sehr verschiedenen Orten, aus der Stadt, aus dem Hafen oder vom Lande herkommen. Um dies anzugeben ließ man zugleich mit ihnen eine vorher nicht sichtbare Decoration erscheinen, welche diesen Ort bildlich darstellte. Dies bewerkstelligte man durch dreieckige Drehmaschinen, auf deren verschiedenen Seiten verschiedene Vorstellungen waren, und die man zugleich auch als eine Art von Wagen gebraucht zu haben scheint. Denn es wird ausdrücklich gesagt, daß man Flußgötter und andre für schwebende Maschinen zu schwere Gegenstände vermittelst ihrer eingeführt habe. Von diesen Maschinen nun stand zu jeder Seite der Bühne eine, und ihre Vorstellungen sowohl, als ihre Veränderungen bezogen sich wechselseitig auf einander. Soviel sieht man aus Pollux Beschreibung deutlich ein. Uebrigens aber ist die Stelle, in welcher er von ihnen redet, entweder an sich so dunkel, oder durch die Abschreiber so verdorben, daß bisher wenigstens ihre Er-

klärung immer mislungen ist. Wenn der Schauspieler abging, verschwand die Decoration wieder mit ihm. Denn die Theaterkunst scheint noch so sehr in ihrer Kindheit gewesen zu seyn, daß man nicht bloß das zeigte, was der Zuschauer aus seinem Standpunkt natürlich auf einmal übersah, sondern auch entferntere Dinge, indem man gleichsam dem Begriff nur das Gemälde beifügte. So erzählt Pollux von halbcirkelförmigen Decorationen, die an die Orchestra gestellt wurden, und in einiger Entfernung von der Stadt vorgehende Dinge, z. B. im Meere schwimmende Personen vorstellten.

Auf diese Weise, dünkt mich, hieng die Möglichkeit fremde, und nicht natürlicherweise in dem Hauptgebäude der Scene wohnende Personen einzuführen von einer eignen Einrichtung des Theaters ab, und so wird es begreiflich, wie eine so einfache und natürliche Sache, als die Ankunft eines Boten in einem Schauspiel ist, als eine eigne Erfindung und als ein Fortschritt in der Schauspielkunst angegeben werden kann.

Wenn man die hiehergehörigen Stellen der Alten im Zusammenhange liest, so wird es über jeden Zweifel hinaus klar, daß jene dreieckigen Maschinen allein zur Seite des Theaters standen, und bloß dazu dienten theils die Gegenden anzudeuten, aus welchen fremde Personen herkamen, theils sie selbst auf die Bühne zu führen. Ihr Griechischer Name: Periacten deutet sogar nichts anders als „umdrehbare Wege“ an. Es ist daher unbegreiflich, wie die Vorstellungsart hat entstehen können, die wenigstens in architektonischen Schriften über die Theater der Alten durchaus die herrschende und soviel ich weiß, noch von niemand bestritten ist, daß nemlich jene Maschinen auf ihren drei Seiten das tragische, komische, und satyrische Schauspiel angezeigt, und daß alle Decorationen hauptsächlich nur in ihnen bestanden hätten. Mir ist keine einzige Stelle der Alten bekannt, welche die wunderbare Meynung einer solchen dreifachen Scenenvorstellung auf Einer Maschine auch nur begünstigte; vielmehr geben

Pollux und Vitruvius ihren Gebrauch und letzterer auch ihre Stellung deutlich an. Daß es irrig war, ihnen ihren Platz in den Hauptthoren der Scene selbst anzuweisen, hat zwar Galiani richtig eingesehen. Allein auch er bleibt bei der alten, falschen Meynung stehen, daß sie nur, als Gemälde zur Seite hingestellt, gleichsam den Titel dessen angaben, was sich der Zuschauer einzubilden hatte, die Mitte der Scene aber, ohne alle weitere Decoration, unverändert dieselbe blieb, und führt zur Rechtfertigung dieser sonderbaren Sitte die älteren Italiänischen Theater an, welche gleichfalls eine in der Mitte immer gleichförmige Verzierung hatten, die man sogar: das Haus (il domo) nannte — eine Einrichtung also, die mit der in Palladios Theater in Vicenza übereinkam.

Ich habe mich auf einen Augenblick von den Mittelnichen unsres Theaters zu den Seiten entfernen müssen, um Ihnen zu sagen, welchen Begriff ich mir von der ganzen Anordnung überhaupt bilde. Lassen Sie mich jetzt wieder dahin zurückkehren.

Wenn jene Drehmaschinen, wie wir gesehen haben, bloß auf den Seiten der Bühne standen, so zeigte die Mitte nichts, als die bloß architektonisch verzierte Scenenwand. Hier war es nun, wo die eigentlichen Haupt-Decorationen ihren Platz fanden. Denn daß die Alten (die Griechen sowohl als die Römer) diese kannten, ist keinem Zweifel unterworfen. Schon zu Aeschylus Zeit gab es einen Schriftsteller über die perspectivische Decorationsmalerei. Bei der wirklichen Vorstellung muß man daher jene engen Begriffe von königlichen und gastlichen Pforten gänzlich vergessen. Diese Thore stellten nach Bedürfniß der gegebnen Stücke sehr verschiedene Gegenstände dar, eine Höle, ein Gefängniß, einen unbebauten Platz u. s. f. Wenn man ihnen einzelne und bestimmte Namen gab, so war es nur, weil sie vielleicht häufig gerade zu diesem Gebrauche dienten, oder weil vielleicht auch manchmal eine Reihe von Stücken eine gleichförmige Anordnung hatte. Dies ist z. B. im Lustspiel offenbar.

In diesem stand gewöhnlich neben der Wohnung ein aus Teppichen gebildetes Zelt, das ein ländliches Gebäude mit weitem Thorweg vorstellte. Als aber Antiphanes seine „Schneiderin" gab, änderte er dies ab, und was vorher ein Stall gewesen war, wurde nun eine Werkstatt.

Wie aber vertrugen sich diese wechselnden Decorationen mit der steinernen und also unveränderlichen Scenenwand? Diese Frage, die man sich nicht enthalten kann aufzuwerfen, ist in der That schwer zu beantworten, solange man sich diese Wand durchaus unverdeckt dem Auge des Zuschauers frei dargestellt denkt. Allein wenigstens in der Epoche, wo die Theaterkunst einen höheren Grad der Vollkommenheit erreicht hatte, scheint dieselbe entweder ganz, oder doch großentheils durch Teppiche verdeckt gewesen zu seyn, obgleich auch darin gewiß, je nachdem mehr oder weniger geschmackvolle und richtige Ideen über Theateranordnung herrschend waren, zu verschiednen Zeiten und in verschiednen Städten große Verschiedenheiten obwalteten.

Zwar waren die Teppiche deren die Alten bei den Theatern erwähnen allerdings von verschiedener Art, und derjenige, dessen am gewöhnlichsten gedacht wird, ist nichts anders, als unser Vorhang, der vor dem Spiel und während der Zwischenakte heruntergelassen wird, nur daß die Alten denselben von unten auf in die Höhe rollten. Denn dieser ist es, mit dessen Figuren Ovid die Drachensaat des Kadmos vergleicht, wenn er sagt:

Also, wenn sich erhebt dem Festtheater der Vorhang,
Steigen die Bilder empor und enthüllen zuerst die Gesichter,
Dann allmählig den Leib, und in sanftem Zuge gerichtet,
Stehen sie ganz und setzen den Fuß auf die untre Verbrämung.

Allein es gab auch andre bleibende im Hintergrunde des Theaters, die nur bestimmt waren, dem Zuschauer die Zurüstungen der Schauspieler zu verdecken. Dieser wird an verschiednen Orten erwähnt, an Einer Stelle aber so

ausführlich und deutlich, daß schlechterdings kein Zweifel darüber übrigbleiben kann. Da Synesius in seinem Buch über die Vorsehung von dem geheimnißvollen Schleier spricht, in den sie bisweilen ihre Rathschlüsse hüllt, vergleicht er die Menschen mit den Zuschauern im Theater. „Nur der“, sagt er, „ist ein gesitteter Zuschauer, der „ruhig auf seinem Platze abwartet, bis das, was man „dem Volke darstellt, einzeln und der Reihe nach aus „dem Vorhang hervortaucht. Wer selbst auf die Bühne „dringen, und mit neugierigem Blick durch die Vorscene „hindurch in denselben hineinschauen wollte um auf Ein„mal die ganze Zurüstung zu übersehen, gegen den würden „die Hellanodiken ihre Geißelträger aussenden. Gelänge „es ihm aber auch, verborgen zu bleiben, so würde er „nichts deutlich erkennen, sondern bloß einen verwirrten „und undeutlichen Haufen von Dingen erblicken“. Offenbar war also hier, auch während des Spiels, ein bleibender Vorhang, der daher natürlich einen Theil der steinernen Scenenwand (wenn vielleicht auch ein anderer frei blieb) verdeckte. Mit solchen Vorhängen scheint überhaupt das ganze Proscenium (die Vorscene) behängt gewesen zu seyn. Wie könnte sonst Antiphanes in seinem Buch über die Buhlerinnen eine derselben darum proscenium genannt haben, weil sie, in reiche und prächtige Kleider gehüllt, reizend und schön erschien, aber, nackt, häßlich und ekelhaft dastand? Denken wir uns die Bühne mit der bloßen freien Scenenwand und einigen Decorationen zur Seite, so fällt alle Täuschung und jede Möglichkeit einer solchen Vergleichung hinweg.

Um nun zwischen diesem Vorhang und der Scenenwand den Zurüstungen des Dekorateurs und des Schauspielers gehörigen Platz zu verschaffen, waren die Nichen, welche wir im Saguntischen Theater finden, eine schickliche und äußerst bequeme Einrichtung. Sie waren es um so mehr, als sie eine beträchtliche Größe haben, und als sie sich gerade an den Orten befanden, an welchen die Schauspieler hervortreten sollten. Denn die vorzüglichsten Schauspieler

kamen gewöhnlich aus ihren Wohnungen, also aus dem Mittelthore, und den beiden Nebenpforten des Scenengebäudes hervor. Es scheint, daß sie in dasselbe durch die Seitenflügel, und zwar dergestalt von oben eingingen, daß sie an den Thoren durch eine Treppe wieder herabstiegen. Wenigstens beschreiben es uns einige Schriftsteller auf diese Weise, und im Taorminischen Theater finden sich noch ein solcher Gang und eine solche Treppe, welche aus den Seitengebäuden in das Hauptgebäude führen. Daher kommt es auch, daß die drei Thore die Stellung der verschiednen Theile der Decorationen bestimmten. Denn wir sehen aus den Beschreibungen der Alten deutlich, daß das hauptsächlichste Stück derselben immer vor dem Mittelthore stand, das nächst diesem wichtigste vor dem rechten, endlich ein andres (denn auch hier fand symmetrische Anordnung statt) vor dem linken. Außer den Vorstellungen konnten die Thore in diesen Nichen zugleich zu Zugängen für das Volk dienen. Ihre Flügel scheinen von Holz gewesen zu seyn, da Vitruvius sagt, daß sich die Flötenspieler, wenn sie sehr hohe Töne anstimmen wollten, gegen sie wendeten, um ihre Stimme durch das leicht wiederhallende Holz zu verstärken.

Uebrigens ist das Sagunter Theater nicht das Einzige, welches diese Einrichtung zeigt. Auch in dem des Pompejus, in einem andern zwischen Ferento und Vetulonio bei Viterbo, in dem Oranger, Arler, Cataner, einem nur noch sehr wenig erhaltenen in Vicenza und andern sind die sogenannten Scenenpforten entweder selbst Nichen, oder doch in Nichen angebracht.

Der hintere Theil der Scene hatte bei dem Saguntischen Theater, wie Sie auf dem Plane sehen, noch verschiedene Gemächer, unter denen die größern zu beiden Seiten zurückweichenden die Choragia gewesen zu seyn scheinen, welche dem Chor zu seinen Vorübungen und Zurüstungen dienten. Schwieriger aber ist es zu bestimmen, wozu die dreizehn schmaleren Oefnungen dienten, die Sie unmittelbar hinter der Scenenwand erblicken.

Es sind dies nemlich 13 tiefe und kellerartige Löcher, welche durch Zwischenwände, ohne daß eine Verbindung unter ihnen gelassen ist, getrennt sind. Das mittelste ist noch nebst seiner Bedeckung ganz vorhanden. Von den übrigen fehlt die letztere an den mehresten Orten, und zur linken Seite lassen sich überhaupt nur noch zwei deutlich erkennen. Die Länge dieser Vertiefungen ist überall gleich groß, und beträgt beinah 13 Französische Fuß (20 Kastilianische Palmen) in der Breite kommen die drei mittlern, welche $6^1/_2$ Französische Fuß (10 Kastilianische Palmen) und die übrigen, die nur etwas über 5 Französische Fuß (8 Kastilianische Palmen) messen, unter einander überein. Die Tiefe läßt sich nur bei den mittleren noch beurtheilen, da die andern nicht mehr ganz verschlossen, zum Theil verschüttet sind. Die mittlere aber ist über $19^1/_4$ Französische Fuß (30 Kastilianische Palmen) tief. Die Bedeckung ist von Stein, nach unten zu gewölbt, oben aber glatt; doch scheint sie bei einigen höher als bei andern emporgestanden zu haben. Den Zwischenmauern dieser Vertiefungen mehr Festigkeit zu geben, sind dieselben in Einschnitte eingefugt, welche man in den Fundamenten der äußern und innern Scenenmauer gelassen hat. Thüren oder Treppen, durch welche man in diese Löcher habe hineinkommen können, zeigen sich nirgends, vielmehr ist es offenbar, daß sie weder oben mit der Scene noch unten mit andern Gewölben die mindeste Gemeinschaft gehabt haben, außer daß gegen die Bühne hin die Wölbung ihres Deckels, wie es scheint, eine unbeträchtliche Oefnung ließ.

Marti, dessen Aufmerksamkeit diese schon durch ihre Regelmäßigkeit auffallende Anordnung nicht entgehen konnte, glaubte, daß diese Vertiefungen zur Veränderung der Decorationen dienten, und in den Einfugungen, deren ich erst erwähnte Balken auf und nieder gezogen wurden, welche die Ekkyklemata bewegten, von denen die Alten oft reden.

Dieses Letztere zwar ist unmöglich, da diese Ein-

fugungen von den Zwischenmauern eingenommen werden, und nur da jetzt leer stehen, wo diese Mauern umgestürzt sind. Indeß scheint es übrigens gewiß, daß ähnliche Vertiefungen dazu dienten Balken in sie einzulassen, die wenn auch nicht Decorationen, doch den Bretterboden der Bühne zu tragen bestimmt waren. Houël hat diese Vertiefungen im Taorminer Theater mit großer Sorgfalt untersucht und beschrieben; und eine gleiche Bestimmung mögen die Löcher gehabt haben die man im Delischen Theater, im Telmisser und Herkulaner antraf, obgleich dieselben genauere Untersuchung und mehr Aufmerksamkeit verdient hätten, als die Reisebeschreiber ihnen gewidmet haben.

Die Vertiefungen unsres Theaters aber können diese Bestimmung nicht gehabt haben. Sie befinden sich nicht vor, sondern hinter der Scene, und stehen, soviel sich sehen läßt, mit keinem andern Gewölbe in Verbindung.

Palos ist auf den Einfall gerathen, daß vielleicht diese Vertiefungen für die Schallgefäße bestimmt gewesen seyn möchten, von denen Vitruv erzählt, und glaubt daß sie vielleicht mit andern noch in den Präcinctionen befindlichen zusammengewirkt hätten. Er beruft sich dabei auf ein Loch, das sich auf der 1sten der 14 Ritterstufen befindet, und gerade nach der Wölbung der ersten Präcinction gerichtet ist. Ich lasse es dahingestellt seyn, inwiefern diese Muthmaßung Beifall verdient oder nicht. Allerdings ist die Uebereinstimmung der Anzahl, da auch Vitruv 13 Cellen für seine Schallgefäße fordert, auffallend. Allein wunderbar bleibt es immer daß diese Vertiefungen gerade hinter den Schauspielern sind, daß sie eine so sehr beträchtliche Tiefe haben, und daß an den Präcinctionen, dem einzigen rechtmäßigen Sitz dieser Schallgefäße, auch nicht eine einzige Cellenöfnung zu sehen ist.

Auf jeden Fall ist bei dieser Muthmaßung das schon an sich Dunkle durch etwas noch Dunkleres erklärt. Denn in der That ist es schwer, sich einen Begriff davon zu machen, wie durch so künstlich gestellte eherne Vasen nicht

vielmehr ein störender Nachhall als eine Verstärkung des Tons hätte entstehen sollen. Zwar darf man sich unstreitig dieselben nur als eine Art von Resonanzboden vorstellen. Indeß müßten, wie es scheint, auf einzelne Töne gestimmte Gefäße eher einem bestimmten Ton antworten, als bloß alle verstärken. In den bis auf uns gekommenen Gebäuden finde ich keine sichere Spur derselben. Zwar soll Onorio Belli, ein Vicentiner, bei der Reise, welche er 1583. nach Creta vornahm, im dortigen Theater die Oefnungen der Vitruvischen Cellen bemerkt haben. Allein da die Handschrift, aus welcher Maffei dies schöpfte, nie gedruckt worden ist, so ist es schwer hierüber zu urtheilen. Noch unsicherer sind mündlich überlieferte Nachrichten, nach welchen man in Griechischen Tempeln in den einander gegenüberstehenden Mauern kleine Oefnungen gesehen haben will, welche die Mündungen weiter eherner dort eingemauerter Gefäße sind, und die dem Gesang in diesen Tempeln eine wundervolle Klarheit, Stärke und Harmonie geben sollen. Unter den Trümmern des Theaters von Arles zeigte man noch vor wenigen Jahren große thönerne Gefäße, die man für diejenigen hält, welche, dem Vitruv zufolge, manchmal zur Ersparung an der Stelle der ehernen gemacht wurden. Allein auch dies ist nicht mehr als Vermuthung. Denn dergleichen Gefäße dienten noch weit gewöhnlicher zur Aufbewahrung von Früchten und die Gewölbe der Theater wurden bisweilen zugleich zu Vorrathskellern gebraucht. Ein Fall dieser Art kommt ausdrücklich bei Marcellinus comes vor, wo Verschwörer in einem solchen Gefäße Waffen verborgen und oben mit Früchten überdeckt hatten. Im Cataner Theater befinden sich in der That regelmäßig angebrachte Vertiefungen auf der mittleren Präcinction. Allein Houël redet nur so flüchtig von ihnen, daß sich ihre Bestimmung nicht beurtheilen läßt.

Gewiß ist es, daß das Saguntische Theater den Schall von der Bühne bis zu den entferntesten Sitzen auf eine wunderbare Weise ungeschwächt fortpflanzt. Ich

habe die Probe gemacht, dicht an der Mittelpforte der Scene mit gewöhnlich lauter Stimme vorzulesen, und Personen, die auf der obersten Stufe in einer Entfernung von etwa 120 Französischen Fußen von mir, saßen vernahmen jedes Wort mit vollkommener Deutlichkeit. Dasselbe bemerkt man auch in dem Taorminischen. Ich glaube aber nicht, daß bei der Bauart der Theater der Alten noch künstliche Mittel nothwendig waren, den Schall zu verstärken. Da sie dasselbe gewöhnlich an Felsen anlehnen, so mußten natürlich mehrere Gänge in diesen gehauen seyn, und diese Hölen verstärkten nothwendig zugleich die Stimme. Zu der gleichen Wirkung trugen die Gewölbe bei, die fast bei allen theils zum Abfluß des Wassers, theils zu anderm Gebrauch unter der Vorscene und der Orchestra vorhanden waren. Endlich aber kam noch das amphitheatralische Aufsteigen der Sitze hinzu, und es ist bekannt, daß die Stimme immer mit Leichtigkeit von der Tiefe aus in der Höhe vernommen wird. Auch anderwärts findet man hievon merkwürdige Beispiele. In der Einsiedelei von Santiago im Monserrat bei Barcelona, die gerade über dem Kloster in sehr beträchtlicher Entfernung in Felsklüften hängt, hört man mit vollkommener Deutlichkeit die Orgel und den Chorgesang der Mönche, ja, wie man versichert, das gewöhnliche Sprechen auf dem Klosterplatz; und ähnliche Erfahrungen hat man neuerlich an den Aegyptischen Pyramiden gemacht.

Wenn es dem Wunsche gewährt werden könnte, sich auf einige Stunden nach dem alten Athen und mitten unter die Griechen zu versetzen; so wüßte ich mir keinen interessanteren Zeitpunkt auszuwählen, als den einer theatralischen Vorstellung. Nirgend sonst wäre es möglich gleich stark und vollständig den ungeheuren Unterschied zu empfinden, der zwischen den Alten und uns herrscht. Soviel auch schon das Studium ihrer Stücke davon zeigt, so fühlen wir dennoch ihre Eigenthümlichkeit weniger, weil wir sie nur zu oft auf unsre Weise verstehen, und sie durch die Erinnerung an neuere Nachahmungen in unsern

Kreis herüberziehen. Näher der Wahrheit gelangt man schon durch richtige Vorstellungen von ihrer Schauspielkunst, aber nirgend wird das Bild gleich lebendig und anschaulich, als auf den Stufen eines alten Theaters selbst, wo man durch die Größe des Gebäudes, den Abstand der Sitze von der Bühne, und eine weite Aussicht auf Land und Meer auf einmal lebendig fühlt, was es heißt, ein Schauspiel von dem Blendlicht eines erleuchteten Saales an die Helle des Tags, und in die ofne Natur zu versetzen.

Was wir theatralische Täuschung nennen, fällt allein durch diesen einzigen Umstand hinweg. Die vollkommenste Decorationsmalerei und das treflichste Maschinenwesen würde bei Tage den größesten Theil seiner Wirkung verlieren. Allein alle Effecte, die wir durch künstliche Beleuchtung hervorbringen, und die in unsern Vergnügungen eine so große Rolle spielen, scheinen den Alten überhaupt fremd gewesen zu seyn; sie kannten (soviel sich aus ihren Werken beurtheilen läßt) nicht einmal die feenartige Stimmung der Phantasie, welche durch den magischen Wechsel von Glanz und Dunkel hervorgebracht wird, und eine Geburt des so gern im Halbdunkel und Wunderbaren spielenden Orients scheint. Ihr Auge war überall mehr auf Form, als auf Farbenwechsel gerichtet, und ihre Einbildungskraft drang auf entschiedene Reinheit und Klarheit der Gestalten. Selbst ihre Tonkunst war äußerst einfach, und doch haben jene Wirkungen eines künstlichen Zauberlichts noch am meisten Aehnlichkeit mit musikalischen Effecten.

Die Magie unsrer Opern, mit welchen übrigens die Griechischen Stücke allerdings Aehnlichkeit zeigen, fiel daher von selbst hinweg. Noch weniger war an eine so sehr ins Feine gehende Schilderung der Charaktere, wie in unserm Lustspiel, oder an eine so mannigfaltige Darstellung des Lebens zu denken, als die Englische und Deutsche Tragödie sie kennen. Dazu gehört offenbar feines und natürliches Spiel des Schauspielers, Absonderung des Zuschauers in ein verschlossenes Haus, und unter eine kleinere Anzahl von Menschen, ja unstreitig noch außerdem Ab=

wesenheit des Gesanges und der Musik. Das Griechische Schauspiel war ein Fest, und zwar ein Volksfest, es besaß und verlangte einen sinnlichen Gehalt, der sich mit unsrer Intellectualität nicht vertragen würde. Die Griechen, vor dem Verfall ihrer Kunst, sahen alles im Großen an, sie forderten einfache, aber mächtig ergreifende Eindrücke; wir dringen überall auf Feinheit, und alles verwickelt sich vor unsern Augen, weil wir eine andre Art das Einzelne zu verknüpfen haben, als sie.

Der individuelle Unterschied von einem Menschen zum andern ist stärker und feiner unter uns, als bei ihnen, und unser Blick mehr darauf geübt, als der ihrige. Dieser Hauptunterschied zwischen ihnen und uns aber, der vorzüglich durch den Fortschritt der Bildung entsteht, ist gerade der, welcher auf das Theater den wichtigsten Einfluß ausübt. Wir verlangen immer die idealische Schilderung des Individuums, sie begnügten sich an dem Bilde der Menschheit.

Wie aber verstanden sie, dieses Bild aufzustellen, wie den einfachen Begriffen der Menschheit und der Gottheit, der Tugend und des Schicksals eine Erhabenheit und eine Macht zu geben, hinter der unsre Dichtkunst ebenso weit zurückbleiben muß, als unsre bildende hinter der Bestimmtheit und der reinen Größe ihrer Formen! Und dazu trug ihr Theater und ihre Schauspielkunst unläugbar sehr viel bei.

Wir mit unsern Vorstellungen müssen zwar freilich über Steifheit und Unnatürlichkeit schreien, sobald wir von helmartigen Masken und Kothurnen hören, und in der That ist es schwer mit der Feinheit des ästhetischen Gefühls der Griechen die Hörner der Jo, oder das Geweih Aktäons zusammenzureimen. Ja, noch wunderbarer kommt es uns vor, wenn Theo in einem Stücke des Sophokles auf ihrer Maske die bläulich unterlaufenen Striemen der Schläge ihrer Stiefmutter an sich trug.

Wie aber alles Colossalische, so mußte im Ganzen die riesenmäßige Größe der Gestalten, die Stärke der

Stimmen, die dennoch in vollkommnem Wohllaut, und in einer einfachen, aber tief eindringenden Harmonie fortrollten, selbst die steife Geberdenlosigkeit des Spiels, ja sogar jene rohe und wunderbare, aus dem tiefsten Alterthum geschöpfte Vorstellungsart fabelhafter Personen, eine große und erschütternde Macht ausüben. Es waren einzelne, aber gewaltsam anschlagende Töne, und wenn unter diesen Umständen die Schaar der Eumeniden aus dem Hintergrunde hervortrat, so erschienen sie nicht als armselige Theaterpuppen, wie bei uns, sondern als Grausen erregende Gespenster, fähig die Einbildungskraft eines ganzen versammelten Volks bis zu bleichem Entsetzen zu spannen.

Ueber die Zeit, in welcher das Saguntische Theater erbaut ist, läßt sich nichts mit Gewißheit bestimmen. Selbst ob dasselbe von der früheren Griechischen, oder von der späteren Römischen Stadt herrührt? ist schwer zu entscheiden. Alle Schriftsteller kommen darin überein, daß Sagunt eine reiche, blühende, und mächtige Stadt war. Ihre Zerstörung fällt in eine Zeit, wo, beinahe hundert Jahre nach Alexanders Tode, die eigentliche mit dem Chor versehene Griechische Tragödie schon gänzlich aufgehört hatte. Die Theater, deren Reste wir in Sicilien und dem untern Theile Italiens antreffen, sind, aller Vermuthung nach, älter als das erste steinerne in Athen, und daher mehr als drittehalbhundert Jahr vor der Zerstörung Sagunts erbaut. Wäre es daher nicht im höchsten Grade wunderbar, wenn diese Stadt noch zu Hannibals Zeit keine Schauspiele gekannt, oder kein Theater besessen hätte? Gab es aber ein solches in ihr, so konnte es sich nicht leicht anderswo als in der Seite des Hügels befinden, wo wir es noch jetzt sehen. Hannibals Zerstörung mußte es natürlich in Trümmer verwandeln. Vielleicht blieben nicht einmal die in den Felsen hinein gebauten Sitze verschont. Allein als die Römer die Stadt wieder aufbauten, benutzten sie vermuthlich denselben Platz, behielten die im Felsen ausgehauenen Gänge bei, und blieben dem alten Plane getreu. In der That scheint die verhältniß-

mäßig weite Entfernung der Scene von den Sitzen keine Römische Anordnung zu verrathen.

Palos, welcher das Theater gleichfalls Griechischen Ursprungs hält, ihm aber ein bei weitem zu hohes Alter beimißt, gründet sich vorzüglich auf eine Inschrift in unbekannten AltSpanischen Charakteren, die man auf einem Backstein in einem Fenster eines der Choragien fand. Er beruft sich zugleich auf eine Reihe Ziegel, die in der Mauer, welche die Bühne von der Orchestra schied, eingemauert sind, und die von den früheren Bewohnern herzukommen scheinen. Allein schon der Ort, wo man diese Inschrift fand, läßt nicht glauben, daß dieselbe auf das Theater Bezug hat. Vielmehr ist es wahrscheinlich, daß die Römer, von denen, wenn auch das Theater an sich Griechischen Ursprungs ist, doch unstreitig alles noch jetzt vorhandne freistehende Mauerwerk herrührt, diese alten Steine gerade ebenso einmauerten, als es die Araber und Spanier nachher mit den Römischen Inschriften thaten.

Die Spitze des Hügels ist nur um einige hundert Schritt vom Theater entfernt. So wie man aber durch das Thor des Kastells hindurch, dieselbe betritt, fühlt man sich aus Griechischer und Römischer Größe, in die öde Barbarei des Mittelalters versetzt. Alle Völkerhaufen, die vom 5ten bis ins 13te Jahrhundert diese Küste hinauf und hinunterzogen, bemächtigten sich wechselsweise dieses Hügels, als eines bequemen Befestigungsplatzes und fügten der Zerstörung immer neue Trümmer hinzu.

Die ersten neuern Zerstörer Murviedros waren die Gothen im Anfange des 5ten Jahrhunderts. Unter ihren Streichen sanken vermuthlich die Mauern des Theaters, und der Name Sagunts fing nun an zu verschwinden. Als im Anfange des 8ten Jahrhunderts die Araber nach Spanien herüberkamen, fiel auch Valencia und die umliegende Gegend bald in ihre Hände. Unter ihnen gelangte Murviedro wieder zu einigem Ansehen. Nach dem Zeugnisse Arabischer Schriftsteller, war es sogar mehr, als Valencia selbst, Hauptort der Gegend. Allein immer war

es damals so viel mehr durch die Spuren der Zerstörung, die es an sich trug, als durch seine dermalige Gestalt berühmt, daß es jenen Trümmern sogar seinen heutigen Namen dankt. Denn in den Urkunden des 12ten Jahrhunderts findet man auf einmal statt der alten Benennung die vorher unbekannte von murus-vetulus (Altmauer), die in die heutige übergegangen ist, und wer von Valencia kommend, die Stücke verfallener Mauern gesehen hat, welche die ganze Länge des Hügels bekränzen, und über deren Zinnen halb eingestürzte Thürme hervorragen, der muß es äußerst natürlich finden, diesen Ort gerade, als ein altes Mauerwerk zu bezeichnen.

Der erste, welcher Murviedro den Händen der Ungläubigen entriß, war der Cid. Damals mußte es für jene Zeiten stark befestigt seyn. Denn der Cid wandte alle Belagerungswerkzeuge an, und mußte es dennoch einschließen, um die Vertheidiger durch Hunger zur Uebergabe zu zwingen. Die Belagerten erbaten sich einen Waffenstillstand von 30 Tagen, um Hülfe bei Maurischen und Christlichen Fürsten in Spanien zu suchen, und der Cid nach der damaligen rittermäßigen Sitte, Kriege wie eine Art Zweikämpfe zu behandeln, verstattete ihnen nicht allein diesen Stillstand, sondern verlängerte ihn auch, „um, wie „er ihnen sagte, der ganzen Welt zu zeigen, daß er keinen „ihrer Könige fürchte, und damit niemand sich mit Mangel „an Zeit gegen ihn zu erscheinen entschuldigen könne." Die Fürsten verweigerten die Hülfe. Der Maurische König in Zaragoza antwortete den Gesandten der Murviedrer: „Geht und leistet soviel Widerstand, als ihr „vermögt. Rodrigo hat einen harten Nacken, er ist ein „tapferer und unbesiegter Streiter, und ich getraue mir nicht, „den Kampf mit ihm zu bestehen." Auf diese Weise mußten die Belagerten sich ergeben, und der Cid zog in das Kastell ein.

Allein drei Jahr nach Rodrigo Diaz Tode nahmen die Mauren Valencia und die umliegende Gegend den Christen wieder ab, und diese letztern erlangten beide

nicht eher dauernd wieder, als bis Jakob der Eroberer von Aragonien die Araber 1238. daraus vertrieb. Seit dieser Zeit ist das Aragonische Wappen über der Thüre des Kastells eingehauen, unter dem man noch jetzt in die Mauern desselben eintritt.

Man theilt die Ruinen des Kastells die sich wohl eine Viertelstunde weit erstrecken in fünf verschiedene Plätze ein, denen man eigene Namen giebt, man zeigt Ihnen Ueberreste von Säulen, und Altären, Fußböden von Tempeln, auf deren einem man noch die Rinne zu sehen glaubt, in welcher das Opferblut abfloß, Cisternen, Mauern mannigfaltiger Gebäude; Sie erkennen an einigen Stellen noch einzelne Figuren von halb zerstörten Mosaikpavimenten; aber vergebens würden Sie versuchen, etwas Einzelnes genau zu unterscheiden. Ueberall ist nur Graus und Verwüstung. Der größte Theil der neuern Mauern ist von den Arabern aufgeführt, die sich aber dazu Römischer Steine bedient haben, so daß Sie mitten in neuem Mauerwerk Römische Kapitäle, verkehrt eingemauerte Inschriften u. s. f. antreffen. Ueber einer Thür in einer Nische steht noch eine bekleidete marmorne Bildsäule, welcher aber der Kopf fehlt. Aus den niedrigeren Trümmern heben sich von Strecke zu Strecke halb eingestürzte Thürme hervor. Der erste ist, wenn ich mich nicht irre, der, welchen man den Münzthurm nennt. Er scheint kein Werk der Araber; er ist inwendig mit Erde ausgefüllt; von allen Seiten gehn Stufen hinauf und man hält ihn für ein Grabmal. Weiter hin steht ein größerer, dem man den Namen des HerkulesThurms giebt, und der unstreitig von den Arabern gebaut ist, an dem sich aber viele antike Säulenstücke befinden. Am Ende des Hügels beschließt die Aussicht ein anderer, von dem, als wäre er durch die Gewalt des Blitzes gespalten, nur zwei dünne, aber sehr hohe Stücke in die Luft emporragen. Etwa in der Mitte des Hügels ist eins der merkwürdigsten Echos, das ich mich je erinnre gehört zu haben. Die Stimme des Rufenden tönt in der stillen Einsamkeit dieser verlassnen

Ruinen mit außerordentlicher Stärke und Deutlichkeit aus den Ueberresten eines alten Gewölbes wieder, das man für das Gefängniß des ehemaligen Prätoriums hält.

Ich erinnere mich, an den Küsten der Ostsee Denkmähler Nordischen Alterthums gesehen zu haben. Man bemerkt da kaum die Spuren bildender Menschenhände; nur an der Regelmäßigkeit aufgeschütteter Hügel, oder etwa an einem ungeheuren Feldstein, der zum Altar diente, und an einigen andern im Kreise herumgestellten, ist noch die Stätte kenntlich, an der sich jene rohen Haufen zum Opfer versammelten. Mit unwilltührlichem Schauder tritt man auf der Insel Rügen an die Ufer des schwarzen Sees, dessen rings umgebenden Wall ein dichter Buchenhain begränzt, und kaum gewinnt das Gemüth durch den Anblick des ofnen Meers, zu dem es sich gern aus dem einsamen Schweigen dieses Waldes rettet, seine Freiheit und Heiterkeit wieder.

Wieviel anders fühlte ich mich dagegen durch die Milde des südlichen Himmels, die reiche Fruchtbarkeit Valencianischer Fluren und durch den Anblick des wirthlichsten aller Meere, über dessen Rücken hin zuerst Menschlichkeit und Kultur Küsten mit Küsten verband, wieviel sanfter und freundlicher gestimmt. Das Gefühl so vielfacher Zerstörungen einer ganzen Reihe von Jahrhunderten, löst sich hier in milde Schwermuth auf und die Einbildungskraft kehrt, wenn sie das Bild der Zeiten durchlaufen ist, zu sanfter Ruhe zurück.

Nichts gleicht der freundlichen Größe dieses weiten Meerbusens, den man von hier bis an das Vorgebirge von Denia übersieht, das in dunkler Ferne aus seinen Wogen hervorragt; nichts der Schönheit dieser Ebne, welche das mannigfaltige Grün ihres Teppichs seinen Fluten entgegenstreckt. Aus den Orangen und Olivenwäldern blicken die Gipfel von Dörfern und Städten hervor; eine mit Pracht angelegte Chaussée schlängelt sich zwischen ihnen hin; und hinten am Horizont schimmern die vielfachen Spitzen des thürmereichen Valencias. Geht

man weiter auf dem Hügel gegen den Herkulesthurm hin, so verliert man die fruchtbare Ebne aus dem Gesicht, und schaut tiefer in die waldbewachsnen Berge hinein, aus welchen der Fluß hervorströmt. Man sieht ihn über die Ebne fließen, die er in Zeiten von Ueberschwemmungen mit Sand und Steinen bedeckt hat, und folgt ihm gern bis ins Meer, das immer das Auge zuerst an sich zieht, und zu dem es immer zuletzt zurückkehrt. Unter sich am Fuße des Hügels sieht man in die Gassen des Städtchens und bei dem Anblick einer reinlich gepflasterten Tenne, auf denen noch jetzt bei den südlichen Spaniern, wie ehmals bei ihren Vorfahren, den Römern, das Getreide unter freiem Himmel ausgetreten wird, läßt man sich, mit williger Täuschung in die Sitten des Alterthums versetzen.

Von dem Circus, von dem kaum noch einige Ueberreste stehen, von den Fragmenten von Statuen, die man hier gefunden hat, von der Menge theils Römischer, theils unbekannter AltSpanischer Inschriften, von den Gefäßen und Schaalen aus Töpferarbeit, über die man eigne Untersuchungen angestellt hat, von den Stücken der Widder, die man auf dem Kastell als Reste der Belagerungswerkzeuge Hannibals zeigt und andern Alterthümern dieser Art sage ich Ihnen nichts, weil das Wenige, was sich darüber bemerken läßt, schon sonst gehörig gesammelt ist.

Lassen Sie mich dafür die Schilderung eines Orts, den, von dem Augenblick an, da er in der Geschichte erscheint, mehr als alles Andre, sein Unglück geadelt hat, mit einer Römischen Grabschrift beschließen, welche sich jetzt in dem Hause eines Privatmanns befindet.

Neunzehn Jahre durchlebt' er; da schied vom Lichte der Jüngling,
Welcher mit glühendem Muth früh sich dem Kriege geweiht.
Doch es betrog sich die Parze, da neidisch Fontinus sie wegriß,
Denn unsterblich hinfort, lebet der Name des Manns.

V.

Latium und Hellas
oder
Betrachtungen über das classische Alterthum.

Dionysius Halicarnassensis Antiquitates I. 3. *ἡ δε Ρωμαιων πολις ἁπασης μεν ἀρχει γης ὁση μη ἀνεμβατος ἐστιν, ἀλλ᾽ ὑπ᾽ ἀνθρωπων κατοικειται.* Die Stadt der Römer beherrscht die ganze Erde, so weit sie nicht unzugänglich ist, und von Menschen bewohnt wird.

Es giebt einen vierfachen Genuß des Alterthums:
in der Lesung der alten Schriftsteller,
in der Anschauung der alten Kunstwerke,
in dem Studium der alten Geschichte,
in dem Leben auf classischem Boden. — Griechenland, Empfindungen tieferer Wehmuth. Rom, höherer Standpunkt, mehr Vollständigkeit der Uebersicht.

Alle diese verschiedenen Genüsse geben im Ganzen denselben, nur zu anderen Graden gesteigerten Eindruck, und das Charakteristische dieses Eindrucks besteht darin,

daß jeder andre Gegenstand immer nur zu einer einzelnen Beschäftigung tauglich, das Alterthum hingegen eine bessere Heimath, zu der man jedesmal gern zurückkehrt, scheint,

daß von ihm aus alle mannigfaltigen menschlichen Sinnes und Vorstellungsarten verständlich werden, die man, wenn man unmittelbar von einer zur andern übergienge, nicht leicht verstehen würde,

daß viele andre Gegenstände auf vielfache Weise ergreifen, allein keiner so alle Ansprüche befriedigt, so in nichts anstößt, so eine vollkommene und zugleich energische Ruhe einflößt,

daß die Beschäftigung mit dem Alterthume die Untersuchung nie zu einem Ende und den Genuß nie zur Sättigung führt, daß es scheint, als könne man auf einem kleinen, eng begrenzten Felde in immer unergründlichere Tiefe graben, um immer größere Ansichten zu erhalten, daß die längst bekannten Formen immer zu neuer Erhabenheit und Lieblichkeit übergehen, und zu neuem Einklang zusammentreten.

Was diesen Eindruck hervorbringt, kann man die Behandlungsart der Alten nennen.

Das Eigenthümliche dieser Behandlungsart nun ist:

die menschliche Natur in ihren individuellsten und einfachsten Wirkungen, bloß durch Läuterung und Zusammenhaltung, überall das Idealische anspielen zu lassen;

mit der höchst möglichen Freiheit von stoffartigem Interesse immer nur diese Form vor Augen zu haben, diesen Uebergang vom Individuellen zum Idealen, vom Einfachsten zum Höchsten, vom Einzelnen zum Universum, ihn wie einen freien Rhythmus, nur mit ewig verschiedenem untergelegtem Texte überall ertönen zu lassen;

daher alles im Ganzen und Einzelnen, nur mehr oder minder, symbolisch zu behandeln, und darin mit so glücklichem Tacte begabt zu seyn, daß ebensosehr die Reinheit der Idee, als die Individualität der Wirklichkeit geschont wird. — Hierbei Bestimmung des Begriffs des Symbols und Warnung nicht das Sichtbare und Unsichtbare so zu trennen, als sey eins bloß die Hülle des sonst unabhängigen Andern.

Der Geist, der sich eine solche Behandlungsart erschafft (denn Schöpfer derselben waren die Griechen unläugbar) muß ihr selbst ähnlich seyn. Auf eine wenig verschiedene, aber die Ansicht weiter führende Weise läßt sich nun der Griechische (der, welchen allein man sich als Urheber der ächt griechischen Werke denken kann) auch so beschreiben:

daß sein wesentlicher Charakter darin besteht, die Form der menschlichen Individualität, wie sie seyn sollte darzustellen, und zwar, welches eine mehr zufällige Nebenbeschaffenheit ist, dies vorzugsweise an Gegenständen der Anschauung zu thun.

Dies zu erklären wird eine Episode über Individualität, wie sie ist und seyn sollte erfordert.

Eine fastoberflächliche Betrachtung und ein geringes Nachdenken geben schon folgende Säze an die Hand.

Soviel sich auch ein Charakter nach seinen Aeußerungen und selbst seinen Eigenschaften schildern läßt, so bleibt die eigentliche Individualität immer verborgen, unerklärlich, und unbegreiflich. Sie ist das Leben des Individuums selbst, und der Theil, der von ihr erscheint, ist der geringste an ihr.

Auf gewisse Weise läßt sie sich indeß doch als die Consequenz eines gewissen Strebens, das eine Menge anderer ausschließt, erkennen; als etwas positiv Werdendes durch Beschränkung.

Diese Beschränkung führt vermöge der Einrichtung unsrer Vernunft auf ein über dem Individuum stehendes Ideal.

Die Vergleichung mehrerer Individuen mit diesem und unter sich macht die Ansicht der gegenseitigen Ergänzung verschiedener zur Darstellung des Ideales möglich, und einige Individuen führen ausdrücklich zu derselben.

Das auffallendste Beispiel hiervon ist die Verschiedenheit der Geschlechter, und ein auf dieselbe vorzüglich aufmerksames Gemüth kann durch sie am vollständigsten das Verhältniß des Individuums zum Ideal kennen lernen,

und von ihr aus am leichtesten alle andre ähnliche in der Schöpfung vorkommende Fälle auffinden.

Besonders an diesem Beispiele lernt man, daß es auch für die beschränktere Klasse, und endlich sogar für das Individuum ein Ideal giebt, das man dadurch erreicht, daß man die Consequenz des Strebens strenger und weniger einseitig macht, oder anders ausgedrückt die Eigenthümlichkeit mehr durch das, was sie ist, als was sie ausschließt, an den Tag legt.

Da aber jedes Wesen nur dadurch etwas seyn kann, daß es etwas anderes nicht ist, so ist ein wahrer, nicht aufzuhebender Widerstreit, und eine unüberspringbare Kluft zwischen jedem und jedem auch der verwandtesten Individuen und zwischen allen und dem Ideal, und das Gebot in der Individualität das Ideal zu erreichen ist von unmöglicher Ausführung.

Dennoch kann dies Gebot nicht aufgehoben werden.

Jener Widerstreit muß daher nur scheinbar seyn, und in der That entsteht er nur aus einer unrichtigen Trennung dessen, was, richtiger gefühlt, Eins und dasselbe ist.

Nichts Lebendiges und daher keine Kraft keiner Art kann als eine Substanz angesehen werden, die entweder selbst, oder in der irgend etwas ruhte; sondern sie ist eine Energie die einzig und allein an der Handlung hängt, die sie in jedem Moment ausübt. Die längste Vergangenheit existirt nur noch in dem gegenwärtigen Moment, und das ganze Universum wäre vernichtet, wenn sein jedesmaliges Wirken vernichtet werden könnte.

Keine Kraft ist mit dem, was sie bis jetzt gewirkt hat, vollendet. Sie erhält mit jedem Wirken Vermehrung; sie hat schon einen nie bekannten Ueberschuß über jedes ihr Wirken, und Reihen künftiger Erzeugnisse lassen sich nicht nach den vorhergehenden berechnen. Es kann und muß ewig fort Neues entstehen.

Wenn man sich daher ein göttliches allgenugsames und unveränderliches Wesen denkt, so ist das ein Unding.

Denn es ist nicht bloß etwas für uns, die wir an Bedingungen der Zeit gebunden sind, Unbegreifliches, sondern enthält, als ruhende Kraft, einen eigentlichen Widerspruch und gründet sich, indem es der Zeit entflieht auf falsch angewendeten Begriffen von Raum und Substanz. Die wahre Unendlichkeit der göttlichen Kraft beruht auf dem allem Geschaffnen beiwohnenden Vermögen sich ewig neu und immer größer zu gestalten, kann aber nicht, abgesondert von dem Geschaffenen, hypostasirt werden.

Die individuelle Kraft des Einen ist dieselbe mit der aller Andern, und der Natur überhaupt. Denn ohne das wäre kein Verstehen, keine Liebe und kein Haß möglich; auch erkennt man überall dieselbe Form wieder.

Worin die Geschiedenheit der Individuen besteht? ist schwieriger zu begreifen, und eigentlich unerklärbar. Allein wie, wenn, da der Mensch sich nur durch Reflexion deutlich werden, und diese nur durch das Gegenüberstellen eines Objects und Subjectes geschehen kann, 'auch die Kraft des Universums, auf der Stufe auf der wir sie kennen, sich in Vielheit zerspalten müßte, um sich selbst klar zu werden?

Nach dieser Ansicht gewinnt nun der vorhin erwähnte Widerspruch eine ganz verschiedne Gestalt.

Es ist einmal nicht von festen, durch unveränderliche Gränzen umschriebenen Substanzen, sondern von ewig wechselnden Kraftenergien die Rede; es ist ferner überall eine gleiche, vielleicht eine einzige Kraft, die mehr verschiedene Ansichten desselben Resultats, als verschiedene Resultate giebt; und das Ideal ist nur ein Gedankenbild, das eben darum die Allgemeinheit der Idee haben kann, weil ihm die Bestimmtheit des Individuums mangelt.

Denn um sich die individuelle Kraft vollständig vorzustellen, muß man sich, außer dem beschränkten Daseyn des Moments noch zweierlei an ihr denken: das verborgene und unergründbare Vermögen derselben, das sich bloß jetzt in solcher Beschränktheit offenbart, und die Ideen, die ein unmittelbarer Abglanz dieses Vermögens sind, die

sie aber nicht Kraft besitzt als Wirklichkeit das ist als Leben gelten zu machen. Daher ist zwischen Idee und Leben zwar ein ewiger Abstand, aber auch ein ewiger Wettkampf. Leben wird zur Idee erhoben und Idee in Leben verwandelt.

So ist, um näher zu unserm Vorwurf zurückzukommen, die Form der Individualität, wie sie seyn sollte, das Aufstreben einer von dem lebendigen Bewußtseyn, daß sie auf das engste mit dem geheimnißvollen, und unergründlichen, aber auch unendlichen Vermögen der Natur zusammenhängt durchdrungenen Kraft innerhalb der Grenzen einer bestimmten Wirklichkeit zu demjenigen, was jenem verborgnen Vermögen entspricht, aber bloß als Ahndung gefaßt und bloß als Idee dargestellt werden kann.

Zu dem Uebergange vom Endlichen zum Unendlichen, der immer nur idealisch ist, taugen ausschließend die schaffenden Kräfte des Menschen: Einbildungskraft, Vernunft und Gemüth, und diese bedienen sich gewisser Formen, welche nur soviel vom Stoff annehmend, um noch sinnlich zu bleiben, mit eigentlichen Ideen in genauer Verwandtschaft stehend, und daher allbestimmbar, immer einen solchen Eindruck hervorbringen, daß ihre Bestimmtheit niemals beschränkende Gränze scheint.

Diese Formen sind Gestalt, Rhythmus, und Empfindung. Es läßt sich aber wohl noch eine vierte, aber schwer erklärbare hinzufügen, die dem ächten Philosophiren so vorherschwebt, wie das Silbenmaß dem noch nicht gefundnen Gedicht.

Die Gestalt steht unter den ewigen Gesetzen der Mathematik des Raums, hat zur Grundlage die ganze sichtbare Natur und spricht auf mannigfaltige Weise zum Gefühl.

Der Rhythmus entspringt aus den geheimnißvollen, aber nothwendigen Verhältnissen der Zahl, beherrscht die ganze tönende Natur, und ist der beständige, unsichtbare Begleiter des Gefühls.

Die Empfindung fügt zu der Form des letzteren die

Gewalt des Gefühls, und folgt den leitenden Ideen des Gemüths.

Kehrt man nun zu den einzelnen Eigenschaften des Griechischen Geistes zurück, so findet man die Form der geläuterten Individualität bei ihm in folgenden Momenten:

1. darin, daß alles in ihm Bewegung, ewig mannigfaltig quellendes Leben ist, und es ihm mehr auf Streben, als auf Erstrebtes ankommt.

2. daß das Streben immer idealischer und geistiger Natur ist.

3. daß es ihm eigen ist, in der Wirklichkeit den wahren und rein natürlichen Charakter der Gegenstände aufzufassen,

4. und ihn in der Verarbeitung idealisch zu behandeln,

5. daß er bei der Wahl eines Stoffs immer, soviel es möglich ist, die Endpunkte alles geistigen Daseyns, Himmel und Erde, Götter und Menschen, zusammennimmt und in der Vorstellung des Schicksals, wie in einem Schlußsteine wölbt.

Die Formen, deren er sich bedient, sind vorzugsweise:

1. die Gestalt der Plastik,

2. der Rhythmus der Dichtkunst,

3. die Empfindung der durch Phantasiebegeisterung geweckten Religion.

Man wird dieser Schilderung vielleicht entgegensetzen, daß sie zu künstlich sey, und behaupten: Griechischer Geist lasse sich hinlänglich durch die Einwirkung einer jugendlichen Natur auf das phantasiereiche Gemüth eines unter glücklichem Himmelstrich und günstigen Zeitumständen auftretenden Volkes erklären. Allein insofern dies von der Möglichkeit der Entstehung einer Nation, wie die Griechische, Rechenschaft geben soll, wird weiter unten die Rede davon seyn. Als Schilderung aber widerspricht ihm das Vorhergehende keineswegs, drückt es aber nur bestimmter und erschöpfender aus.

Denn es endigt darin, daß es den Griechen die Bahn von der schlichtesten NaturEinfachheit bis zur un-

erreichbarsten Schönheit uud Erhabenheit ewig von neuem beginnen und zurücklegen läßt, und seine Eigenthümlichkeit in die Verbindung eines höchst praktischen und höchst idealischen Charakters setzt.

Ueberhaupt läßt sich jede bedeutende menschliche Eigenthümlichkeit durch mannigfaltige Ansichteu schildern, von denen eine nur bald bestimmter, bald leichter erklärbar, bald fruchtbarer ist, als die andern. Eine die sich unmittelbar aus dem Vorigen ergiebt, und sich durch vielfache Anwendbarkeit empfiehlt, ist noch folgeude:

Alles, was Griechischer Geist hervorbrachte, athmet tief aufgefaßte Ansicht der Form der Natur, und unverwandte Richtung der Phantasie auf die ewigen und steten Gesetze des Raums und des Rhythmus. Beides kommt in dem Begriffe der Organisation zusammen, der die ganze lebendige Natur beherrscht, und selbst wieder durch die höheren Verhältnisse des Raums und der Zahl beherrscht wird. Da zugleich Leben und Organisation sich wechselseitig fordern, so sprach deu Griecheu in dem Organischen zugleich die von innen aus bildende Kraft au. Dieser vorherrschende Begriff des Organismus in ihm machte nun, daß er alles scheute und verachtete,

was sich nicht in klaren Verhältnissen zu Theilen und Ganzen aus einander legte,

was nicht seinen Stoff und selbst seine Form der Idee eines Ganzen unterordnete,

was nicht eiue innere, frei wirkende Kraft athmete.

Mehr aber sinnlicher, als intellectueller Natur liebt der Grieche nur was sich ohne Mühe zusammeufügt, und die Idee unendlicher, immer wieder in sich organischer Theile, die sich leicht an einander gliedern, und eines Ganzen, das leicht in solche Theile zerfällt, ist eine zur Schilderung und Erklärung Griechischer Eigenthümlichkeit überaus fruchtbare Idee.

Nachdem wir das Bisherige im Allgemeinen vorausgeschickt haben, wollen wir jetzt, die hauptsächlichsten Gegenstände, aus denen sich der Griechische Geist noch

erkennen läßt, durchgehend, versuchen, kurz und in wenigen Momenten das vorzüglich Charakteristische an ihnen darzustellen; wir thun dies nach einander an

der Kunst,
der Dichtung,
der Religion,
den Sitten und Gebräuchen,
dem öffentlichen und Privatcharakter und der Geschichte.

1. an der Kunst.

Der einzige Grundsatz, welcher zu einer richtigen Erklärung der Griechischen Kunst führt, ist der, daß sie gerade einen entgegengesetzten Weg ging, als man gewöhnlich voraussetzt, nicht, von roher Nachahmung der Natur beginnend, sich zum Götterideale erhob, sondern, ausgehend von dem reinen Sinn für die allgemeinen Formen des Raums, für Symmetrie und Richtigkeit der Verhältnisse, sich aus ihnen ein Götterideal schuf, und so zu den Menschen herabstieg.

Es wird lächerlich scheinen, der Griechischen Kunst einen Gang a priori anzuweisen, sie eher aus den trocknen Formeln der Mathematik, als der quellenden Fülle des Lebens herzuleiten. Allein ich berufe mich auf das Urtheil eines jeden, der die Antike mit gesundem Gefühle zu sehen versteht, ob — es verhalte sich auch mit der Wahrheit, wie es wolle — es nicht wenigstens vollkommen so scheint, als habe der Griechische Künstler seinen Weg von der Idee aus und nicht zur Idee hin genommen. Dann versteht es sich von selbst, daß bei der Kunst, in der nothwendig Idee und Erfahrung zusammentreten, nie von einem Ausschließen, sondern nur von einem Vorwalten einer von beiden die Rede seyn kann. Auch macht folgende Herleitung das Gesagte vielleicht begreiflicher und minder paradox.

Die neuere Kunst, insofern sie nicht die alte und im alten Sinne nachbildet, geht in der Darstellung auf Naturnachahmung aus, und hascht in der Bedeutung nach Schönheit oder Charakter, oder nach beidem zugleich. Sie

behandelt die Natur, ohne einen Schlüssel zu haben, durch den sie dieselbe zur Erkennung der reinen allein brauchbaren Formen, die von ihrer unendlichen Mannigfaltigkeit und Individualität bedeckt und gleichsam eingehüllt sind, erschließen könnte, und von den Zielen, die sie sich vorsetzt, ist eins dunkel und schwer bestimmbar, und das andere führt leicht auf ein Gebiet, dem die Kunst fremd ist.

Die neuere Kunst ist hierin zu entschuldigen, weil selbst die Leichtigkeit der Ausführung, die soviele Vorübungen ihr verschaft haben, sie verführt, weil sie unübertrefliche Vorbilder hat, und verleitet wird, diesen unmittelbar gleichkommen zu wollen, ohne nur in ihnen die mühvolle Bahn zu studiren, welche sie, so wie ihre ältere Schwester, noch gegenwärtig durchgehen müßte.

Die Griechische Kunst beherrschte die Mannigfaltigkeit der Natur durch den einfachen Begriff des organischen Verhältnisses, und gelangte zu Schönheit und Charakter, ohne unmittelbar nach ihnen zu streben, nur einzig bemüht, ihrem Werk jene einfachen Formen in möglichster Richtigkeit und Symmetrie einzuprägen.

Die Griechische Kunst hätte indeß diesen Weg nie einschlagen können, wenn sie, so zu sagen, vom Anfang hätte anheben sollen, und nicht nur aufgenommen hätte, was ein anderes Volk mit tiefem, nur zu starrem Sinn, und eisernem, nur zu einförmigem Fleiße Jahrhunderte hindurch ausgearbeitet hatte. Die Aegyptische zwar steife, aber grandiose, und in den Verhältnissen bis zur Gewissenhaftigkeit genaue Kunst durfte nur einen freieren und glücklicheren Schwung erhalten, und Aegyptische Wissenschaft machte die Griechen mit mathematischen Grundsätzen bekannt, die vielleicht (wie die Kugellehre, die Herkules aus Aegypten gebracht haben sollte) sehr einfach waren, aber den jugendlichen Geist, der hier zum erstenmal durch Ideenschönheit gerührt wurde, unendlich mächtig ergriffen.

Da die Bestimmung der Griechischen Kunstwerke ursprünglich eine religiöse war, so gewann der Begriff des

Verhältnisses eine doppelte Aufmerksamkeit. Denn die Griechen verschmähten die überirrdische Macht der Götter hieroglyphisch in Zeichen anzudeuten, und suchten dieselbe in dem Ebenmaß ihrer Glieder unmittelbar auszudrücken, indem sie ihrer Gestalt den Typus der Gesetze der Harmonie und der Ordnung anbildeten, nach welcher die Sphären und die Gestirne sich bewegten, und nach welcher sie selbst das Weltall regierten.

Diese Verhältnisse beherrschen aber Glieder eines organischen Körpers die eine ihm einwohnende Kraft belebt, und hierin nun liegt die wundervollste Eigenthümlichkeit der alten Kunst daß jeder einzelne Theil nur dieser Kraft zu entströmen, und sich in sie zurückzusenken scheint. Begreiflich zu machen, wie dies zugeht, zu zeigen, wie es zu machen sey, ist durchaus unmöglich; es ist der Theil der Kunst, der sich nicht durch Richtigkeit der Verhältnisse, Wahl der Formen, Nachbildung der Natur u. s. f. erklären läßt, da es in nichts Einzelnem liegt, sondern vielmehr alles Einzelne zusammenschmelzt und belebt. Aber auf folgende Weise ist es dennoch möglich, dem Geheimniß etwas näher zu rücken.

Der menschliche Geist hat eine unläugbare Kraft, unmittelbar selbst und in seiner eigenthümlichsten Gestalt aus sich herauszustrahlen, an einem Stoffe zu haften, sobald dieser nur von einer Idee, als etwas seiner Natur Verwandtem, bezwungen ist, und an ihm erkennbar zu seyn. Inwiefern ihm dieses gelingen soll, hängt von seiner Anstrengung und unverwandten Richtung, und der Reinheit und Macht ab, mit welcher die Idee in dem gegebenen Stoff ausgeprägt ist. Dadurch also, daß die Phantasie des griechischen Künstlers von der Idee dieser sein Kunstwerk belebenden, und jeden Theil desselben aus sich erzeugenden Kraft durchaus begeistert war, und daß sie seinem Sinn mehr Größe und Innigkeit, seinem Auge mehr Schärfe, seiner Hand mehr Sicherheit gab, läßt sich die wundervolle Erscheinung einigermaßen erklären. Denn daraus kann eine Consequenz und ein Zusammenstimmen

der unmerkbarsten Theile aller Umrisse entstehen, die jedem Maß und jeder Andeutung im Einzelnen entflieht, und selbst an der Stärke und Zartheit, mit der zwei übrigens vollkommen gleiche Linien gezogen sind, ist die verschiedene Phantasiekraft des Künstlers erkennbar.

Worauf also der Griechische Künstler vorzüglich hinarbeitete, war etwas, das er der Tiefe seines Werks anvertraute, damit es aus ihm wieder als freies Leben hervorstralte; er hielt sich gern innerhalb bestimmt abgesteckter Grenzen, weil er dies kleine Feld anders und anders fruchtbar zu machen verstand; suchte mehr Einfachheit, als Mannigfaltigkeit, mehr Festigkeit, Richtigkeit und Strenge, als Leichtigkeit und Reiz. Dadurch und durch die äußere religiöse oder doch öffentliche Bestimmung der Kunst, durch die Lehrmethode in Schulen, und durch eine edle Scheu, das einmal treflich Erfundene zu verunedlen entstand das Arbeiten in bestimmten Charakteren, und da man unverrückt die größesten und reinsten Verhältnisse der Gestalt und das tiefste Leben im Auge behielt in idealen Göttercharakteren.

Was aber am meisten Bewunderung verdient, ist daß schon in der Epoche der strengeren Kunst immer Trockenheit und Härte vermieden blieb, und hiernach alle Fülle des Lebens so sehr jene ursprünglichen großen Formen umgoß daß die schlichteste Naturnachahmung bloß in einem edleren Element ihre irdische Dürftigkeit ausgetilgt zu haben schien. Die Kunst keiner Nation und keines Zeitalters schäumt von einem solchen Reichthum und einer solchen Ueppigkeit der Gestalten über, und hier bewährt sich aufs neue die Treflichkeit der nie verlassenen Grundmethode. Denn wie er nicht der Riesenmaße der Aegypter bedarf um groß zu erscheinen, so fordert sein Reichthum nicht übermäßige Vielfachheit der Gestalten. Aus der tiefen Kraft, die er seinen Werken einhaucht, quillt eben so wohl die Ueppigkeit einer Bacchantin, als die Erhabenheit eines Zeus. Er ist groß ohne Uebertreibung und reich ohne Aufwand.

Aber wie die reine Form der Verhältnisse in der einzelnen Gestalt vorwaltet, ebenso thut sie in der Mannigfaltigkeit mehrerer verbundner, und die bloßen, ganz bedeutungslos, nur als lieblich verschlungene Linien genommenen Umrisse eines Bacchanals oder eines Tritonen und Nymphenzuges begleiten und umgeben, gleich einem anschmiegenden Element, die wirklichen Gestalten, wie das Silbenmaß die Worte und Bilder eines Dithyrambus.

Denn da der Grieche immer die zarte Gränze hielt, die Kunst als Kunst und nicht als Natur zu behandeln, so bestimmte die äußere Anordnung, gewissermaßen die Einfassung seines Werks, die Form eines Sarkophags, eines Frontons, einer Tempelnische vorzüglich mit die Behandlungsart seines Stoffs, und gab dem Werk außer seiner organischen und bedeutenden, noch eine abgesonderte architektonische Form.

Bis in die tiefste Ader der Brust fühlte der Grieche, daß die Kunst etwas Höheres als die Natur, und das lebendigste und sprechendste Symbol der Gottheit ist; mit unermüdeter Sorgfalt vernachlässigte er keinen, noch so kleinen und unwichtig scheinenden Zug, sie als Kunst von der Wirklichkeit, und als Wirklichkeit von der intellectuellen Idee abzusondern, und so innig schlang er Gestalt und Bedeutung in einander, daß nur der geistloseste Beschauer seiner Werke die eine als die träge Hülle der andern ansehen könnte.

So verfuhr er bei dem einzelnen Kunstwerk; aber in der Folge aller schied er mit gleich bestimmten Gränzen die besonderen Gattungen; und umfaßte mit ihrem vollständigen Cyclus die ganze Schöpfung, und die ihm bekannte Welt und Geschichte, ging alle Momente der Kraft des lebendigen Daseyns durch vom halb thierischen Tritonen bis zum Vater der Götter und Menschen; alle Elemente von den Lüften bis zu dem Grunde des Meers und der Erde; alle Epochen des Lebens von der Geburt bis zur Vergötterung und den Strafen der Unterwelt; die Endpunkte seiner Welttafel von den Indischen Zügen

des Bacchus bis zu den Gärten der Hesperiden; und die ganze Folge des Heroenalters von dem Kampf der Titanen bis zur Eroberung Ilions.

2. an der Dichtung.

Die Poesie hat nicht, wie die bildende Kunst ein beschränktes, sondern ein unermeßliches alles Daseyn umfassendes Feld. Sie ist Kunst, indem sie die Schöpfung als ein lebendiges, sich durch eigne Kraft von innen aus gestaltendes Ganzes darzustellen, das belebende Princip auszusprechen versucht, das keine andre Beschreibung schildern, und keine nicht von Begeisterung ausgehende Untersuchung erreichen kann, und sie bedient sich zur Vollendung ihres Geschäfts des Rhythmus, der, als ein wahrer Vermittler, als äußere Gesetzmäßigkeit, die Bewegungen der Welt, und als innere, die Veränderungen des Gemüths beherrscht.

Das Charakteristische der Griechischen ist, daß sie diesen allgemeinen Zweck aller Dichtung auf eine mehr umfassende, mit mehr Klarheit, Einfachheit, und einer sich leichter zum Ganzen fügenden Harmonie ausführt. Auch hier strebt der Grieche vor allem nur nach Größe und Reinheit der Formen; bezeichnet mehr einfach den zurückzulegenden Weg, als er bei einzelnen Punkten verweilt, und hebt aus der Mannigfaltigkeit des endlichen Stoffs die Idee heraus, die ihn unmittelbar an das Unendliche knüpft. Auch hier erreicht er dadurch auf einem leichteren Wege einen höheren Grad der Kunst, und bedeutungsvollere Symbole der Wirklichkeit.

Daß diese Empfindung, und nicht, wie bei andern Nationen, eine beschränktere und mehr subjective der Griechischen Dichtung zum Grunde liegt, beweisen die Griechischen Silbenmaße. Nie hat sich die Dichtung irgend eines Volks in einem so weiten, sich allen Empfindungen sogleich anschmiegenden, so voll wogenden Elemente bewegt. Der ursprünglichste und älteste Vers der Griechen, der Hexameter, ist zugleich der Inbegriff und der Grundton aller Harmonien des Menschen und

der Schöpfung. Wenn man bewundert, wie es möglich war einen solchen Umfang und solche Tiefe in so einfache Grenzen einzuschließen, wenn man erwägt daß dieser einzige Vers die Grundlage aller andern poetischen Rhythmen ist, und daß ohne den Zauber dieser Harmonien die wundervollsten Geheimnisse des Gemüths und der Schöpfung ewig unerschlossen geblieben wären, so versucht man umsonst sich die Entstehung einer so plötzlich auftretenden Erscheinung zu erklären. Wenn man sich das Hin- und Wiederfluten aller lebendigen Bewegung der ganzen Schöpfung nach gesetzmäßiger Harmonie hinstrebend denkt, so ist es, als hätte sie endlich ihr üppiges Ueberschwanken in diese leicht beschränkenden Maße beschwichtigt, sich beruhigend in diese Weise eingewiegt, die dann ein glücklich organisirtes Volk ergriff, und in seiner Sprache heftete. So viel mehr scheint dieser Vers dem Rhythmus der Welt, als dem Stammeln menschlicher Laute anzugehören.

Denn in der That ist eine größere Objectivität in den Silbenmaßen der Griechen, als in denen aller andern uns bekannten Nationen, und dies zeigt sich ohne Mühe in der Zusammenfügung ihrer Elemente und der Organisation ihrer Glieder. Das Gemüth verfährt in seiner Empfindungsart meistentheils stoßweise, macht harte Abschnitte, grelle Gegensätze, offenbart seine oft zur Willkühr werdende Eigenmacht. In den Bewegungen hingegen, wie in den Formen der Natur ist mehr Stätigkeit, die Uebergänge sind sanfter, die Gesetzmäßigkeit zeigt sich mehr im Ganzen, als sie sich im Einzelnen vordrängt, und gerade dies ist auch die Eigenthümlichkeit der Griechischen Versmaße, die überall die Rückkehr durchaus gleicher, besonders kürzerer Clauseln vermeiden, das Gesetz immer in Mannigfaltigkeit verbergen und wiederum in ihr, auch sie doch in feste Grenzen einschließend, auch zeigen, das einmal Angeklungene mehr von selbst austönen lassen, als willkührlich abschneiden. Die Gesetzmäßigkeit des Griechischen Metrums scheint nur bestimmt, die zu üppige und reiche Fülle des Wohllauts mäßigen, und in

leicht zu fassenden Abschnitten dem Ohr vortragen zu sollen; da sie besonders bei den neueren Nationen hingegen die Armuth des Wohllauts selbst vertreten muß.

Daß in der That die Griechische Poesie diesen Weg genommen hat, zeigt die Sprache selbst. Keine unter allen uns bekannten ist so reich an mannigfaltigen Rhythmen, bietet den Verseinschnitten so passende Worteinschnitte dar, und trägt so weit mehr den Charakter der tönenden Natur als einer einzelnen menschlichen Empfindungsart, wie z. B. die Lateinische in der Feierlichkeit, die Italienische in der Weichheit, die Englische in der Kraft ans Herz zu gehn und zu rühren an sich.

Auf welche Weise nun wäre dies möglich, wenn man nicht annähme, daß ein großes, noch außerdem in verschiedene Stämme getheiltes, unendlich lebhaftes, ewig schwatzendes und singendes Volk von einem von Natur auf Rhythmus und Wohlklang gerichteten Sinne beseelt gewesen sey? Nur in dem Munde eines solchen Volks konnten sich die Härten zusammenstoßender Silben, die ganz andre Grundsätze, als die des Ohres, zusammenführten, abschleifen, mußten sich von selbst Laute zusammenziehn und verlängern.

Das hauptsächlichste und ursprüngliche Streben des griechischen Rhythmus geht auf Fülle und Reichthum leichtgeregelter Elemente, und wenn man mit dem vorhin über die Empfindung Gesagten einig ist, daß nemlich, wo sie den Impuls giebt, die Form mehr nakt und trocken dasteht, so sieht man, daß dies Streben zugleich, wie überall bei den Griechen, ein Streben aus sich heraus, nach der Natur hin, nach der Annäherung an ihr allbelebendes Princip ist.

Denn es ist immer dasselbe Suchen des Unendlichen im Endlichen, der Gottheit im Irrdischen, da einmal unleugbar ist, daß in diesem mehr als bloß Irrdisches liegt und dieses Mehr doch nur der Begeisterung zugänglich ist. Ueberall bezeichnet dieser Trieb nach dem Göttlichen den Griechischen Charakter. In den edlen Bestrebungen der



Einzelnen und des Volks stellt er sich in seiner ganzen Schönheit dar; aber noch in den ganz unbedeutenden, selbst in den Fehlern und Verirrungen waltet sein Schattenbild, wie Herkules Schatten in der Unterwelt umherwandelt, indeß er selbst unter den Himmlischen thront. Nichts aber bringt dem unerreichten Höchsten so unmittelbar nahe, als Musik und Rhythmus, da in der bildenden Kunst die Beschränktheit auf einen bestimmten Gegenstand immer hinderlich ist, und die Alten hatten nun zugleich, was sie allein dem Wohllaut ihrer Sprache verdankten, den Vortheil geradezu mit dem Ausdruck des Gedankens eine so wundervolle Musik verbinden zu können, daß ihnen die Trennung der Poesie und Musik fremd blieb, die ohne ein Zeitalter, das zu arm an Gedanken und Sprache war, um einer würdigen Poesie fähig zu seyn, und zu reich an durch Frömmigkeit gesteigertem Gefühl um sich mit dürftiger Musik zu behelfen, vielleicht nie entstanden wäre.

Die griechischen Silbenmaße leiden daher mit den unsrigen, ihnen nicht geradezu nachgebildeten, ganz und gar keine Vergleichung. Jene sind wirkliche Musik, diese oft nur eine Künstlichkeit, die erst durch das Genie des Künstlers zur Kunst erhoben werden muß. Selbst mit der Nachbildung derselben hat es seine Gränzen. Denn es läßt sich immer vorzüglich nur die Gesetzmäßigkeit der Organisation, nicht die Fülle und Schönheit der Elemente nachbilden, und gerade in dieser liegt, wie wir gesehen haben, das wichtigste Moment bei der Wirkung derselben.

In demselben Geiste, welcher in dem Rhythmus der Griechischen Poesie herrscht, ist nun auch der Inhalt bearbeitet, nemlich so, daß auch hier alles der Form untergeordnet ist; nur wird gerade dadurch die Behandlung beinahe plastisch.

Denn es ist, als ginge der Zweck aller Griechischen Dichter nur dahin, das Menschengeschlecht, in seinem Gegensatz und seiner Gemeinschaft mit den Göttern, und zugleich mit ihnen untergeordnet dem Schicksal, als Eine

kolossale Gestalt darzustellen. So mächtig und so rein strebt alles dahin zusammen.

Alles zu Individuelle wird daher verschmäht, und mit Fleiß vermieden. Nicht der Einzelne, sondern der Mensch soll auftreten in den bestimmt geschiedenen, aber einfachen Zügen seines Charakters.

Selbst diese Züge sind schon in der Dichtung, wie in der Plastik, unveränderlich festgesetzt. Man denkt nicht darauf, sie zu vervielfachen, sondern nur sie dem Gemüth anders und anders einzuprägen. Auch hat die Dichtung ebenso einen bestimmten Kreis, und die ernsthafte steigt nicht in das bürgerliche und gemeine Leben herab.

Der Gedanke hält sich, wie die Empfindung innerhalb derselben allgemeinen, unbestreitbaren Klarheit und Evidenz. Wie in jener das zu Partikulaire, so wird in dieser das zu Abstracte vermieden.

Aber in diesem so bestimmten Umfang alles, was Tiefe, Klarheit, Sinnlichkeit und Idealität in ihrem lebendigsten Zusammenwirken hervorzubringen vermögen.

Die Tiefe ist nicht eine durch Nachdenken ergrübelte, sondern die, welche sich, so zu sagen, von selbst aufthut, so wie das Gemüth auf die rechte Weise erschüttert wird.

Die Klarheit ist keine solche, die was dunkel oder verwickelt scheint entfernt, sondern die, welche den reichsten und gehaltvollsten Stoff bestimmt aus einander legt.

Die Sinnlichkeit beruht nicht bloß auf dem Reichthum sinnlicher Gegenstände und Bilder, sondern auf der weisen Behandlung derselben, welche die dem Sinn nur hinderliche Ueberladung hinwegschneidet, und auf der Wahl, die gerade diejenigen heraushebt, die allgemein auf gleiche Weise empfunden werden.

Die Idealität endlich geht zwar großentheils aus der hohen und edlen Ansicht, den Menschen immer mit den Göttern zusammenzuknüpfen, aus der Methode ihn immer auf Standpunkte zu stellen, wo die Einbildungskraft schon gewohnt ist, alles Kleinliche und Gewöhnliche zu verbannen, und aus dem unaufhörlichen Zurückkommen

auf die tiefsten und eingreifendsten Reflexionen, aber noch außerdem ganz vorzüglich aus der Kunstmäßigkeit der ganzen Anordnung hervor.

Denn alles hier Geschilderte arbeitet allein darauf hin, die Wirklichkeit, so rein und so treu als möglich, zum Symbol der Unendlichkeit zu machen; indem man einestheils nur das an ihr heraushebt, was vorzüglich fähig ist, die sich in ihr ausprägende Idee darzustellen, und anderntheils das Gemüth stimmt in ihren Zügen nur diese Idee zu erkennen.

Alle Dichtung, die sich, erreichte sie auch von gewissen Seiten einzelne Vorzüge vor ihr, von der Griechischen entfernt, oder hinter ihr zurückbleibt, geht entweder zu einseitig auf die Idee, oder klebt an der Wirklichkeit, oder hat nicht Kraft diese mit voller Sinnlichkeit noch symbolisch zu erhalten. Die Eigenthümlichkeit der Griechischen ist, nur darauf gerichtet zu seyn, und alle Mittel, diesen Zweck zu erreichen, zu besitzen, wozu, um es mit Einem Worte zu sagen, gehört, den Typus der die ganze Schöpfung belebenden Kraft zu fühlen. Denn dieser Typus besteht darin, den jedesmaligen Moment der Wirkung nicht als für sich bedeutend und isolirt, sondern als Ausdruck der ganzen Unendlichkeit der Kraft gelten zu lassen, deren schon entwickelte Aeußerungen er als Resultat in sich trägt, und deren noch nie gesehene er in seiner Idee andeutet.

3. an der Religion.

Der Geist der Griechen offenbart sich theils in der Beschaffenheit ihrer Religion, theils in der Art, dieselbe zu gebrauchen.

In beidem wird klar, daß der Grieche sich überall zum Uebersinnlichen erhob,

daß er dies nicht bloß aus abergläubischen Beweggründen, sondern aus reiner Freude an Ideen that, denen er durchaus freies Feld ließ,

daß er die Natur des Uebersinnlichen in den reinen Ideen suchte, die in der That die Wirklichkeit, wie große und ewige Gesetze beherrschen,

daß er aber endlich doch mit ihnen wiederum auf wundervolle Weise die lebendigste Sinnlichkeit verband, und also auch hier
symbolisch blieb.

Daß den Griechen die Religion nicht bloß ein ärmliches Bedürfniß des Aberglaubens war, sondern daß sie ihren ganzen Geist und ihren ganzen Charakter in dieselbe verwebten, daß der Einzelne dazu in sich Bestreben fühlte, und die Staaten Freiheit gewährten, zeigt sich, wenn man sieht, wieviel der Grieche eigentlich in seiner Religion fand.

1., den eigentlich religiösen und moralischen Gehalt, vor allem die Scheu vor dem Unbegreiflichen, Uebersinnlichen, ohne die an keine wahre Größe und Schönheit des menschlichen Wesens gedacht werden kann.

2., eine lebendige Welt von Wesen, die, ihrer ganzen Beschaffenheit nach, Menschen bloß von ihren Mängeln frei sind, ja selbst von diesen noch das an sich tragen, was groß, stark und üppig ist, und nur auf eine wunderbare Weise das moralisch Mißfällige daran durch die eine Voraussetzung, daß sie Götter sind, austilgen. Der ächt Griechische Geist kennt im Olymp keine moralische Imputation, die Götter sind ihm nur bloße Symbole der Naturkräfte in ihrem freien Walten; sind die Kinder der Unendlichkeit und hinweg über den traurigen Ernst des Erkennens des Guten und Bösen, aus welchem der Begriff der Schuld entspringt. Von der Zeit an, da besonders Philosophen (denn der Scherz der Dichter glitt unschädlich ab) gegen die Immoralität der alten Götter eiferten, wie zuerst Socrates und Plato that, war es um die Unschuld des Griechischen Geistes geschehen, und bald darauf erhielt auch Kunst und Poesie einen tödtlichen Stoß in dem sie um ihren Ernst und ihre Wahrheit gebracht wurden. Denn übrigens ruhte das ganze Gebiet der Kunst so auf der Religion, als seiner Grundlage, daß beide sich wechselsweis in einander wiederfanden.

3., dunkle, aber selbst dadurch nur mächtiger wirkende Ideen über die Zusammenfügung und die Entstehung des

Weltalls. Denn wenn man auch die spätere, oft kindische und kleinliche Allegorie absondern muß, so liegen doch gewisse Urbegriffe davon unläugbar auch in den ältesten Vorstellungsarten zum Grunde.

4., ihre vaterländische Geschichte und die ganze Summe ihrer Weltkunde und Tradition.

Auf diese Weise war die Religion der Griechen ein Inbegriff aller tiefen und verborgnen Geheimnisse in der moralischen, physischen und historischen Welt, in dem Kunst, Philosophie und Volksglaube sich die Hände reichten, und wo die dichtende Phantasie, die grübelnde Speculation, und die allegorisirende Mystik gleich großen Reiz fanden, tiefer und tiefer einzugehen.

Die einzige Idee schon, daß an der Spitze von Allem ein Schicksal stand, dem Menschen und Götter gleich unterworfen waren, und das nach durchaus blinden und unverstandenen Rathschlüssen herrschte, gab der Religion für ein Volk von Griechischem Geist und Griechischer Empfindung eine unergründliche Tiefe. Sie zog dieselbe von dem Himmel, als einem abgesonderten, uns unzugänglichen Sitze herab, und senkte sie mitten in die Natur, aus deren wundervollen Kräften und ihrem räthselhaften Zusammenwirken doch nur jenes unverstandene Schicksal hervorgehen konnte. Sie führte den Geist von der unseligen, alles zerstörenden Methode ab, alle Erscheinungen der moralischen Welt erklären, alles Wunderbare abschneiden, überall menschlicher Weise Wirkung aus Ursach herleiten zu wollen, unter dem Namen des Zufalls übersehene, nicht beobachtete anzunehmen, und das ewige Wirken der Urkräfte zu verkennen. Sie widersetzte sich eben so sehr derjenigen, welche, die Gottheit aufs mindeste um Vieles verkleinernd, eine ewig Unglück zu Glückseligkeit wendende Vorsehung annimmt, und unter dem Scheine die Gottheit zu ehren, einer unaufhörlich vor Schmerz zitternden Kleinmüthigkeit fröhnend, die Menschheit herabwürdigt. In der Idee des Schicksals wurde frei und ohne Rückhalt das Wunder angenommen, durch welches ewig fort die

Welt dauert und wirkt, und mit Muth der Gedanke umfaßt, daß das menschliche Daseyn ein hinfälliges schattenähnliches und jammervolles, aber mit großen und reichen Freuden durchsäetes ist, und durch die Erhabenheit eben dieser Idee löste sich die Unruhe und der Schmerz, den diese Betrachtung erwecken mußte, in milde Wehmuth auf. Kein Volk hat das Gefühl der Melancholie so zu steigern gewußt, als die Griechen, weil sie in der lebendigsten Schilderung des Wehs, dem üppigsten Genuß sein Recht nicht versagen und dem Schmerz selbst Heiterkeit und Größe zu erhalten verstehen. Um hiermit durchaus einverstanden zu werden, erinnere man sich nur, ein wie viel besserer Trostgrund das Homerische: auch Herakles Kraft entfloh nicht dem Tode! als die unsrigen sind, die, dem Schmerze zum Hohne jedes Unglück in ein Gut verwandeln; und wie lebendig selbst in den wehmüthigsten tragischen Chören doch die Lust zu Licht und Luft und Leben ausgesprochen ist, und berichtige die Ideen über Glück und Unglück, Heiterkeit und Melancholie. Wenn man die letztere mehr in den Neueren findet, so verwechselt man das Physische, Unidealische mit dem Stärkeren und Höheren.

Auch ist es nicht richtig (und dies verdient hier vor Allem Beherzigung) daß der Mensch nur immer nach Genuß und Glückseligkeit jagt. Sein wahrer Instinct, seine tiefe, innere Leidenschaft ist, seine Bestimmung, und sey es auch eine unglückliche zu erfüllen, wie die Raupe sich einspinnt und andre Thiere auf andre Weise ihrem Tode entgegeneilen. Es giebt kein höheres, thätig und leidend starkes und mit edler Scheu vor einer übersinnlichen alles beherrschenden Macht ergebenes Gefühl, als das, in dem Hektor ausruft: denn es kommt einst der Tag, an dem die heilige Ilios sinkt! und doch keinen Augenblick vom muthvollsten Kampfe abläßt.

Ein zweites, überaus wichtiges Moment ist es, daß die Religion nicht in einer Reihe erweisbarer oder geoffenbarter Wahrheiten bestand, sondern ein Inbegriff von oft widersprechenden Sagen und Ueberlieferungen war.

Das Suchen nach religiöser Wahrheit das aus der moralischen Unruhe des Gewissens, oder der intellectuellen, die durch den Zweifel erregt wird, entspringt, war den Alten, wenigstens in ihrer schönsten Eigenthümlichkeit, fremd. Ihre Religion war dem Volke von der einen Seite bloßer Opfer und Götzendienst, von der andern Theil der Staatsverfassung, des öffentlichen und häuslichen Lebens, und allen die sich über das Volk erhoben, Beschäftigung mit einer überirrdischen Welt, die jeder nach der Natur seines Geistes sinnlicher und geistiger, buchstäblicher und symbolischer ansehen, in die er durch das Thor der Kunst und der Philosophie, der Wissenschaft und der Geschichte eingehen konnte. Die Griechen selbst wußten sehr gut, daß ein großer Theil ihrer Mythen fremden Ursprungs war, und sie besaßen daher in denselben die dunkel ausgesprochene Weisheit aller Völker, die Versuche, das Stammeln der Menschheit das Unendliche auszusprechen. Was isolirt nothwendig hätte verlieren müssen, hüllte sich nun in die Ehrwürdigkeit der Zeit, der ältesten und entferntesten Nationen.

Aber der Grieche goß alles Fremde immer in seine Eigenthümlichkeit, erst in den späteren Zeiten Griechenlands und Roms wurden fremde, von dem Aberglauben herbeigeführte Götterdienste ohne Verbindung neben einander aufgestellt. Er ließ sogar alles von sich ausgehn und machte Delphi zum Nabel der Welt auf dem die von Zeus zu zwei Seiten ausgeschickten Adler zusammentrafen. Alles dadurch sich und seiner Empfindungsart näher bringend verstärkte und belebte er die Wirkung auf die Einbildungskraft und das Gemüth.

Der Grieche sahe alle seine Götter, mehr oder weniger, als Söhne des Bodens an, den er bewohnte; es hatte für ihn eine Zeit gegeben, in welcher sie unter den Menschen umherwandelten; sie waren großentheils unter ihnen gebohren, und man zeigte selbst einiger Grab. Die nüchterne Erklärung, daß die Götter aus Dankbarkeit vergötterte Menschen waren, gehört nur den Späteren an.

Der frühere und schönere Glaube fragte nicht nach der physischen Möglichkeit oder der historischen Wahrheit. Er dachte sich eine Zeit, wo die Elemente der Schöpfung noch nicht so geschieden, die Lose noch nicht so regelmäßig vertheilt waren, wo sich der Olymp und die Erde noch mit einander vermischten, und jeder Stamm verwebte diese Zeit in die Geschichte seiner Vorväter. Das unmittelbare Walten der Naturkräfte wurde nicht einmal für durchaus geendigt gehalten; es dauerte einzeln noch fort, und ward nur in entfernte oder einsame Gegenden versetzt.

An das Leben der Götter auf Erden knüpft sich unmittelbar das Geschlecht der Heroen an, ihre Geschichte und ihr Dienst. Die Aegypter kannten diese nicht.

Wohl alle Nationen haben Menschen in den Himmel, und ihre Götter auf die Erde versetzt, mehrere haben vergötterte Menschen den Göttern gleich gestellt oder untergeordnet. Aber daß keins dies so weit ausgedehnt, so genau ausgesponnen, so tief in alle seine Umgebungen verwebt, keins so für die Bereicherung der Kunst und der Dichtung und die Belebung des Nationalgeistes benutzt hat, als die Griechen, zeigt, daß nur sie ein ewig lebendiges Streben besaßen, zu dem Höheren und Ueberirrdischen überzugehen, und es in edle und schöne Formen der Anschaulichkeit zu prägen.

Wie die Religion der Griechen auf der einen Seite auf die eben gesagte Weise eine gewissermaßen üppige und überschießende Ausbildung durch die künstlerische Einbildungskraft erhielt, so bekam sie bald durch ein tieferes Bedürfniß nach Religiosität, bald durch Philosophie und Forschungsgeist eine zweite von einer anderen Seite durch die Mysterien. In ihnen wurde die Fabel durch sonst verborgen gehaltene Mythen erweitert, zugleich aber auch oft durch freiere Aufdeckung ihres Ursprungs berichtigt; es entstanden allegorische Vorstellungen, welche die reineren vorbereiteten; die ersten Keime wahrer Religionsbegriffe kamen empor; und zugleich bildete sich ein Begriff einer höheren moralischen und religiösen Heiligkeit, als der ge-

wöhnliche Götterdienst forderte. Alles dies aber blickte im Leben, bei Dichtern, Philosophen und Geschichtschreibern nur immer wie durch einen Schleier durch, und belebte dadurch in einem von selbst gern die Sinnlichkeit zum Symbole erhebenden Volk immer aufs neue theils diesen Trieb, theils das intellectuelle Streben überhaupt.

Merkwürdig ist es noch, daß die Religion der Kunst so unbeschränkte Freiheit ließ, und sie nicht, wie wenigstens zum Theil in Aegypten der Fall war, an eine gewisse Strenge der Form oder ein festes Costüm band; daß ferner so viele Geburten des Aberglaubens von Hexenkünsten, Gespenstern und bösen Geistern, von denen man doch auch vielfältige Spuren antrift, schlechterdings keinen Theil der Kunst durch abentheuerliche, oder gar fratzenhafte Behandlung entstellten.

Für den rohen Menschen ist die Religion immer, mehr oder minder, Götzendienst; der besserer Empfindungen fähige schöpft daraus Ueberzeugung, Gesetz und Hofnung. Dies ist das eigentlich religiöse Bedürfniß. Aus diesem entstehen in Familien und Völkern Ueberlieferungen und Gebräuche; diese benutzt der Staat und wendet sie zu seinen Zwecken. Insoweit sind die Religionen aller, besonders der älteren Völker einander gleich.

Die Eigenthümlichkeit des Griechen in seiner Religion zeigt sich darin, daß er so weit über dies bloße Bedürfniß herausging, sich aus der Religion ein eignes Feld für seinen Hang zum Ueberirrdischen machte, und dies auf eine mit seiner Kunst, und seiner Dichtung harmonische Weise, versinnlichend und symbolisirend und sich immer in den Schranken wahrer nur vergrößerter und idealisirter Menschheit haltend, that, daß der Staat ihm hierin so viele Freiheit gab, daß die Griechische Religion nur Volks, nie Staatsreligion heißen darf, und daß er diese Freiheit nie misbrauchte.

Um dies ganz zu fühlen erinnere man sich an das Ungeheure und Unästhetische so vieler Religionen des Orients und selbst zum Theil der Aegyptischen, an den

Zwang ihrer Priesterkasten, die strenge Verwebung von Gesetz und Gottesdienst bei den Römern, die Dürftigkeit und Trockenheit ihrer Götter und Fabellehre, und die durch die schändlichsten Ausschweifungen gerechtfertigte Verfolgung einiger Mysterien. Bei den Griechen mag nicht leicht nur ein einziges Beispiel gemisbrauchter Mysterien vorkommen.

4. an den Sitten und Gebräuchen.

Aus diesem weiten Felde ist es nur möglich einige einzelne Punkte herauszuheben.

Diodor von Sicilien bemerkt an einem Ort, daß die Aegypter nicht Musik noch Palästra trieben, und an einem andern sagt er: Jolaus richtete Gymnasien und Göttertempel und alles andre ein, was zur Glückseligkeit der Menschen gehört, und man findet noch Spuren davon. Verehrung der Götter also, und Ausbildung des Körpers zu Schönheit und Kraft machten die ersten Bedürfnisse der Griechischen Menschheit aus. Rechnet man dazu nun noch die Musik in der Ausdehnung, in der sie die Griechen nahmen, und die Akademieen der Philosophen, so sieht man, daß die Griechen außer ihrem öffentlichen und häuslichen Leben noch ein drittes hatten, das keine andre Nation in dieser Ausdehnung kannte, noch in diesem Grade benutzte. Denn das Eigenthümliche davon liegt darin, daß es sich mit Dingen beschäftigte, die nicht unmittelbar auf einen äußeren Zweck gerichtet waren, daß es frei war von den Fesseln des Staats und der Gesetze, und doch fortdauernd um einen großen Theil und zwar der gebildetsten Bürger Bande schöner Geselligkeit schloß, in der Alter und Jugend eine gleich passende Stelle fanden. Auffallend contrastirt hiermit der Müßiggang einiger Orientalischer Völker, der Kastenzwang der Aegypter, und die einseitige Richtung auf Krieg, Rechtskunde und Ackerbau der Römer.

Der Werth, den die Griechen auf einen frei ausgebildeten Körper legten, zeichnet sie vor allen Nationen aus. Es liegt darin der feine und tiefe Sinn, daß das

Geistige nicht von dem Körperlichen getrennt werden, sondern sich in ihm aussprechen muß und daß der freie Mensch nicht sich der Beschäftigung, sondern diese sich unterzuordnen bestimmt ist, und diese Sorgfalt, diese Ansicht, körperliche Stärke und Behendigkeit zu ehren wurde durch zwei Dinge bis in die spätesten Zeiten unterhalten, durch das Andenken an die vaterländischen Heroen, und durch den Ruhm der Sieger in den öffentlichen Spielen.

Diese Sitte, den Olympischen Kranz höher zu achten, als den ernsthaftesten Sieg und das nützlichste Bestreben, dies Schattenbild des Ruhms bloß aus dem Alter der Spiele, der Ehrwürdigkeit ihres Stifters, den damit verknüpften heiligen Feierlichkeiten, dem Zusammenströmen aller griechischen Völker, dem lauten Beifall der sich unter einander entzündenden Menge zusammenzusetzen, zeugt lebendiger, als sonst irgend etwas, für die sinnlich ideaͤlische Natur der Griechen, so wie für ihre schlichte Einfachheit, daß der älteste und einfachste Kampf, der Lauf zu Fuß, immer bis zu den spätesten Zeiten so sehr der geehrteste blieb, daß jede Olympiade nach dem Sieger in ihm den Namen trug, und nie von dieser Stelle durch die Pracht und den Reichthum der Viergespanne verdrängt wurde.

An diese Art des Lebens schlossen sich nun und aus derselben entsprangen zwei andere, auch nur den Griechen vorzüglich eigene Dinge: gesellige, selten ganz von Philosophie, Dichtung und Kunst entblößte Feste, und Liebe zu schönen Jünglingen.

Der letzten wird niemand geradezu das Wort reden. Aber im höchsten Grade merkwürdig bleibt es, welchen Gebrauch die Griechen von einer Leidenschaft machten, die nun in ihrer eigenthümlichen Lage einmal leicht entstand, und wie sie dieselbe benutzten, statt zu schaden, vielmehr eine Quelle schöner und großer Gefühle und Ideen wurde. Daß sie aber hierin von einer gewissen Pedanterei und Gravität der Sittlichkeit frei waren, daß sie der Laune der Einbildungskraft, selbst der

Ueppigkeit der Begierde ein freieres Spiel ließen, zeigt gerade, wie sie, nicht einseitig in bestimmte Formen gegossen, zwar die Stufenleiter aller menschlichen Empfindungen durchgingen, aber sie immer zum Edleren und Höheren führten.

Man hat die Knabenliebe oft aus der geringen Ausbildung des weiblichen Geschlechts herleiten wollen. Allein es möchte schwer zu beweisen seyn, daß diese wirklich so gering gewesen sey. Die Geschichte bietet Beispiele genug dar, daß Weiber, theils im Ganzen sich für ihr Vaterland thätig bewiesen, und im Einzelnen in mehr als Einer Gattung hohes Talent verriethen. Ich würde daher jenen Geschmack mehr aus einer größeren, gleichsam überschießenden Fülle der Griechischen Sinnlichkeit und äußerlich aus dem Umstand erklären, daß da der gesellige Umgang des Griechen vorzüglich durch die natürlich allein den Männern ofnen Gymnasien und Philosophenschulen entstand, die Frauen davon, so oft derselbe sich nicht auf die nächsten Verwandten beschränkte, ausgeschlossen blieben.

Uebrigens waren aber unsinnige Prachtliebe und Ausschweifungen bei den Griechen bei weitem nicht so herrschend, als im Orient und bei den Römern. Ein gewisser von Natur feinerer Geschmack und ein mehr lebendiger Trieb, die Sinnlichkeit durch Kunst zu läutern und zu verfeinern bewahrten sie vor diesen Abwegen.

Indeß ist es nicht zu läugnen, daß das weibliche Geschlecht in Griechenland einer geringeren Achtung genoß, und daß sich hierin der Römer bei weitem edler bewies. Ich glaube nicht daß dies durch einen stärkeren Einfluß, den morgenländische Sitten in Griechenland ausübten, entstand. Denn im Heroenalter verhielt es sich damit in hohem Grade anders, und ich sehe nicht, woher in der Folge jener Einfluß entsprungen wäre. Die an sich auffallende Erscheinung kann, dünkt mich, hinreichend daraus erklärt werden, daß die Griechen in der Zeit ihrer Volksregierungen weder ein patriarchalisches, noch ein

politisches, sondern recht allgemein ein menschliches Leben führten. Ehe aber Sittlichkeit und Empfindung, die allein eigentlich das wahre Verhältniß der Geschlechter zu einander bestimmen können, eine so überwiegende Ausbildung erhielten, als ihnen die neuere Zeit besonders durch die christliche Religion und die Rittersitten gegeben hat, kann die Achtung der Frauen nur aus dem Werth entspringen, den man auf die Familienverbindung legt, und dieser ist nur in jenen beiden vorher genannten Zuständen groß. Der Grieche betrachtete alle äußeren Verhältnisse mit mehr Leichtigkeit war minder streng in seinen Foderungen, aber auch minder pünktlich in seinen Leistungen. Waren die Griechischen Frauen weniger geachtet, als die Römischen Matronen, so verdammte sie dagegen auch das Gesetz nicht zu einer so unbeschränkten Knechtschaft gegen den Mann.

Das weibliche Geschlecht ist dergestalt an seine ursprüngliche Naturbestimmung gebunden, daß es die Frage ist, ob das zarteste und edelste Verhältniß zu dem männlichen, für welches man ohne Partheilichkeit das heutige ausgeben kann, anders entstehen konnte, als indem man vorher durch ein einseitiges und gewissermaßen unnatürliches durchging.

Aus den beiden so eben erwähnten Eigenschaften des Griechen in den äußern Verhältnissen des Lebens minder mit Härte dringend zu seyn, und in seinen Vergnügungen, bis selbst in wahre Ausschweifungen seiner Sinnlichkeit hinein mehr Maß zu halten und einen feineren Geschmack zu beweisen, muß man die sanftere Behandlung herleiten, deren seine Sklaven genossen. Doch waren freilich hier, wie in so vielem Andern die verschiedenen Griechischen Stämme einander nicht wenig ungleich.

5. an dem öffentlichen und Privatcharakter und der Geschichte.

Der politische Charakter der Griechen ist oft und nicht mit Unrecht ein Gegenstand des Tadels und selbst des Spottes gewesen. Er bewies, vorzüglich bei den

Atheniensern unläugbar Mangel an Stätigkeit und oft nicht geringen Leichtsinn.

Indeß verläugneten sich doch niemals zwei Dinge in demselben: Anhänglichkeit an Volksgleichheit und vaterländischen Ruhm.

Die Bedrückung der niedrigen Bürger durch die vornehmeren, und der Armen durch die Reichen war den Griechischen Staaten durchaus fremd, und schlich sich in keiner Zeit ein.

Untergang der Freiheit in einheimischer und fremder Tyrannei hatte zwar von Zeit zu Zeit Statt, aber niemals auf eine dauernde Weise, und wenn man sich fragt, was eigentlich im Ganzen namentlich in Athen immer herrschend blieb, so war es Demagogie, also zwar Herrschaft, aber durch das Volk selbst. Selbst gegen fremde Uebermacht regte sich der alte Freiheitsgeist immer wieder, und kein andres Volk kann leicht einen so hartnäckigen, ohne alle auch die mindeste Wahrscheinlichkeit eines günstigen Erfolges geleisteten Widerstand aufweisen, als Athen in seinem letzten Kampfe den Römern unter Sylla entgegensetzte.

Auch ist nicht zu übergehen, daß die Griechen sehr gut den Werth einer edeln Abstammung und großer Reichthümer kannten, ohne dennoch weder das eine, noch das andre dieser Gefühle im öffentlichen oder im Privatleben zu misbrauchen.

Unter der Mannigfaltigkeit von Charakteren, die eine aus so vielen Stämmen zusammengesetzte Nation in einer Reihe von Jahrhunderten nothwendig aufweisen muß, lassen sich einige auszeichnen, die vorzüglich die Eigenthümlichkeiten ihrer Nation an sich tragen.

In der edelsten Art thun dies Aristomenes, den noch gewissermaßen der Glanz des noch nicht zu fernen Heldenalters umgiebt, Epaminondas, der Milde und Zartheit mit edler Ruhmbegierde und tiefem Edelmuth verband, und Philopömenes, der zeigte, was ein großer Charakter noch in der Entartung vermochte.

Unter den glänzenden Charakteren, die den (beson-

ders Athenienſiſchen) Nationalgeiſt ſelbſt in ihren Fehlern verriethen, waren Perikles und Alcibiades.

Dagegen ſtechen Ariſtides, Cimon, Phocion und andere ſo ab, daß man kaum begreift, wie ſie derſelben Nation angehören konnten.

Endlich in dem Sinken der Griechiſchen Staaten darf man die Feigheit, leere Anmaßung, Schmeichelei und Charakterloſigkeit nicht vergeſſen, welche unter den Römern der ſpäteren Zeit ſelbſt den Griechiſchen Namen verächtlich machte.

Eine Schilderung der Eigenthümlichkeit des Griechiſchen Nationalcharakters müßte alle dieſe Verſchiedenheiten umfaſſen, oder wenigſtens ihre Möglichkeit zu erklären im Stande ſeyn. Wir wollen eine ſolche mit wenigen Worten hier anzugeben verſuchen:

in dem Griechen waltete die natürlich gelaſſene, nicht auf irgend etwas beſchränkte, noch an etwas Einzelnes gebundene Menſchheit reiner und einfacher, als in irgend einer andern Nation.

Er war ofner gegen alle Eindrücke der Außenwelt und vorzüglich empfänglich für die auf Sinnlichkeit und Einbildungskraft.

Seine innern Kräfte waren immer rege, den Eindrücken entgegenzuwirken, und zwar in eben der Art, in der dieſe geſchahen.

Er ließ dem Eindruck Weile und übereilte ihn nicht; er lieh der inneren Thätigkeit Schnelligkeit und verzögerte ſie nicht. Dadurch gewann er in der Anſicht Klarheit und Anſchaulichkeit, und in dem Wirken Leben und Feuer.

Er hatte dieſes letzteren (und darin liegt vorzüglich der Schlüſſel von Allem) ſo unglaublich viel, daß es ihm ſchon darum unmöglich wurde, von irgend einer Seite in Materialität zu verſinken, die immer die Kraft abſtumpft, daß er dadurch das natürliche Gleichgewicht in ſich erhielt, weil die ſtärkere Kraft ſich einem innern Inſtinkte gemäß von ſelbſt in den Mittelpunkt verſetzt, den die einſeitige flieht, weil ſie ihn nicht zu füllen vermag, und daß ſie,

um sich nicht in ihrem Streben gehemmt zu sehen, sich lieber an die leichter zu verknüpfende sinnliche Welt hielt, als sich zu sehr in die noch tiefer liegende versenkte; wodurch er, nach den verschiedenen Stufen seines Werthes und seiner Bildung bald chimärisch und prahlerisch, bald ruhmbegierig und heldenmäßig, bald erhaben und idealisch im Denken, Dichten und Bilden wurde.

Die Angeln seiner wundervollen Eigenthümlichkeit sind also die Intensität dieser kraftvollen Beweglichkeit, und ihre natürlich richtige und gleichförmige Stimmung die ihn im Aeußern zu Klarheit und Richtigkeit, im Innern zu Festigkeit, Consequenz und der höchsten Klarheit des inneren Sinns, der Idealität fähig machte.

Auf diese Weise konnte der Griechische Charakter die sonst unbegreiflichsten Widersprüche in sich vereinigen:

auf der einen Seite Geselligkeit und Trieb nach Mittheilung, wie ihn vielleicht keine Nation je gekannt hat, auf der andern Sucht nach Abgezogenheit und Einsamkeit;

auf der einen beständiges Leben in Sinnlichkeit und Kunst, auf der andern in der tiefsinnigsten Speculation;

auf der einen der verächtlichste Leichtsinn, die ungeheuerste Inconsequenz, die unglaublichste Wandelbarkeit, wo die Beweglichkeit und Reizbarkeit allein herrschten, auf der andern die musterhafteste Beharrlichkeit und die strengste Tugend, wo sich ihr Feuer, als ernste Kraft, in den Grundvesten des Gemüths sammelte.

Vorzüglich aber begreift man wie bei einem solchen Charakter Begeisterung für Vaterland, Freiheit und Griechischen Ruhm mächtig seyn mußten, da sich in diesem Gefühl die natürlichsten und ursprünglichsten Empfindungen der Menschheit, die glänzendsten Bilder der Einbildungskraft, und die erhabensten Ideen des Gemüths verbanden.

Ganz und gar entbehren aber auch die Griechen derjenigen Vorzüge, die man nur durch Isolirung der Kraft erhält.

Das hier Vorgetragene wird vielleicht durch eine

kurze Entgegenstellung der Griechen und der cultivirtesten Nationen nach ihnen noch deutlicher und bestimmter.

Am ähnlichsten im Ganzen, aber am unfähigsten sie in einzelnen Theilen ihres Charakters zu erreichen, und beides in höherem Grade als die alten Römer sind ihnen die Italiäner.

In die Hauptelemente ihres Charakters sich getheilt haben, und ihnen in diesen Theilen so ähnlich, daß sie sich gegenseitig der größesten Unähnlichkeit mit ihnen beschuldigen, sind die Franzosen und Deutschen. Jene haben von ihnen die Reizbarkeit, Beweglichkeit und das Dringen auf eine (nur bei ihnen bestimmte, fast conventionelle) Form. Diese die Freiheit von Einseitigkeit, die Richtigkeit in der äußeren Ansicht, die Tiefe im Innern, das Streben nach Idealität, nur oft ohne hinlängliches Feuer, und immer mit mehr Streben nach dem innern nur äußerlich ausgeprägten Gehalt, als der sinnlichen Form. Obgleich aber beide Nationen die Aehnlichkeit nur unvollständig darstellen, so ließe sich nie eine Verbindung beider zur Vervollständigung des Bildes denken. Vielmehr gehen beide durchaus von einander ab, und beide leisten auch am Ende etwas von dem Griechischen fast gleich entfernt Liegendes, nur gelangen die Deutschen zu etwas, das dem Sinne des Griechen näher, vielleicht sogar höher, als das von ihm Erreichte, aber eben darum eigentlich unerreichbar ist, da die Franzosen durchaus auf Abwege gerathen und unter dem Erzielten und dem wirklich Erstrebten bleiben.

Dem Griechen schlechterdings unähnlich sind der Römer in seiner politischen, der Spanier in seiner schwärmerisch überspannten, und der Engländer in seiner düster sentimentalen stoffartigen Einseitigkeit. Doch zeigt der letztere seine Verwandtschaft mit den Deutschen dadurch, daß er in seiner politischen Beredsamkeit und seiner oft gleichfalls dahin gerichteten Satyre den Griechen als den Römern näher steht, der Franzose hingegen sich nie über die Nachahmung der Römer erhebt.

Die Geschichte der Griechen ist mehr, als irgend etwas Anderes ein triftiger Beweis des hier über den Charakter der Nation Gesagten. Denn sie verräth überall, daß die öffentlichen Begebenheiten Griechenlands nur ein Resultat des Zusammenwirkens des eben geschilderten Charakters mit den jedesmaligen Umständen waren.

Man kann sie in vier Perioden abtheilen, in denen sie vorzüglich eine verschiedene Gestalt annimmt.

Vor den Persischen Kriegen fielen überaus wenig merkwürdige Begebenheiten vor; die Staaten bedurften Muße und Zeit um sich mit ihren nächsten Nachbarn in Gleichgewicht zu setzen, und sich eine etwas dauerhafte Verfassung zu geben.

Während der Persischen Kriege verschlang die gemeinschaftliche Vertheidigung des Vaterlandes jede andere Sorge.

Den Zwischenraum zwischen diesen Kriegen und der Macedonischen Uebermacht nahm die Eifersucht der Athenienser und Lacedämonier ein, bei der sich aber, außer dem Streit über die Oberherrschaft Griechenlands noch Haß und Wetteifer der kleineren Staaten gegen einander auf vielfältige Weise zugleich mit offenbarte.

Von Philipp an war die Zeit der Entartung. Ohnmacht und Verrath brachte nach und nach alle Staaten unter das Joch des gemeinschaftlichen Feindes, und von Zeit zu Zeit schüttelte nur augenblicklich wieder auflebender Freiheitssinn es wiederum ab.

In dieser ganzen Reihe von Begebenheiten würde man vergebens Einheit suchen, die nur da Statt finden kann, wo die Nation eigentlich politischen Charakter besitzt. Aber keine zeigt eine solche wundervolle Mannigfaltigkeit, und in keiner gewinnen die an sich unwichtigsten Begebenheiten bloß durch den Charakter der auftretenden Menschen eine solche Wichtigkeit und Größe. Die Begebenheiten entstehen meistentheils durch die Beweglichkeit des Volkscharakters und werden geadelt durch die Handlungsweise der Einzelnen. Reizbarkeit und Heftigkeit des Entgegenwirkens spielen auch hier die Hauptrolle, und

nicht lang angelegte Plane, sondern eigentliche Privatleidenschaften, doch mehr der ganzen Völker, als ihrer einzelnen Anführer bestimmen das politische Betragen der Staaten gegen einander.

Wenn man nun fragt: wie hat ein Volk, wie die Griechen entstehen können? so würde es eine vergebliche Bemühung seyn, die Bildung desselben aus dem allmähligen Einfluß einzelner Umstände gleichsam mechanisch herleiten zu wollen. Alle hierüber und über die Entstehung von Nationalcharakteren herrschenden Systeme sind nicht allein in sich mangelhaft, und nur da stark, wo sie sich gegenseitig bekämpfen, sondern allen kann man die beiden Einwendungen unwiderleglich entgegensetzen, daß diejenigen Dinge, auf deren Einfluß sie bestehen großentheils selbst nur Folgen des Charakters sind, den sie erklären sollen; und daß andre Nationen unter denselben Umständen eine andre Wendung des Charakters genommen haben. Auch treten alle der menschlichen Natur zu nahe, indem sie dieselbe als durchaus gleichgültig und durch die äußeren Umstände unbedingt bestimmbar annehmen.

Das wesentlichste Element in dem ausgebildeten Charakter einer Nation, wie eines Individuums ist die ursprüngliche Form seiner Eigenthümlichkeit. Die Kraft (und eine Kraft ist nie ohne irgend eine Richtung denkbar) die derselbe schon vor allem, wenigstens vor allem erkennbaren, und mit Worten anzugebenden Einfluß äußerer Umstände besitzt, ist mehr als alles auch in seiner letzten Ausbildung entscheidend. Alles geistige Leben des Menschen besteht im Ansichreißen der Welt, Umgestalten zur Idee, und Verwirklichen der Idee in derselben Welt, der ihr Stoff angehört, und die Kraft und die Art, wie dies geschieht werden durch die äußeren Lagen nur anders bestimmt, nicht geschaffen und festgesetzt.

Eine vorzügliche Nation dankt daher ihre Vorzüglichkeit ihrer eigenen ursprünglichen Individualität, und diese entsteht, bei Einzelnen, wie bei ganzen Völkern, von selbst und durch ein Wunder. Wäre sie selbst auch von andern

Ursachen durchaus abhängig, so ist diese Reihe verborgen und daher für uns nicht vorhanden. Wie im Geiste selbst ein Gedanke, wie auf der Leinwand des Malers eine Figur, so entsteht in der Natur durch das Wirken großer, oder gerade glücklich begeisterter Kräfte eine Form des Lebens, die auf einmal eine neue Reihe geistiger Erscheinungen beginnt. Erst wenn sie erschienen ist, beginnt das Reich und der Einfluß der Umstände, die sie aufhalten und zerstören, aber auch beschützen und ausbilden können.

In der Wirklichkeit mögen vielleicht, ehe eine Form des Geistes in ihrer ganzen Bestimmtheit auftritt, unzählige Versuche vorhergehen, die gewissermaßen eine Stufenleiter zu dem ersten gelingenden abgeben. Allein da von diesem zu den verfehlten immer eine Kluft vorhanden seyn muß, für die jede Messung nach Graden unrichtig wäre, so steht in der Erscheinung eine solche Form immer plötzlich und auf Einmal da, und es bleibt nichts zu thun übrig, als den Moment des Erscheinens zu fixiren, und von da an die begünstigenden und hindernden Umstände, wohl verstanden aber, daß diese auch zum Theil durch jene Form bestimmt werden, aus einander zu setzen.

Auf die Frage also, wie kommt es, daß jene hinreißend schöne Form der Menschheit allein in Griechenland aufblühte? giebt es an sich keine befriedigende Antwort. Es war, weil es war. Selbst der Augenblick, wo? und die Art, wie? Griechheit zuerst auftrat, sind historisch schwer zu bestimmen, und die Ursachen, die zu ihrer Entwickelung beitrugen, liegen, insofern sie moralisch sind, vorzüglich in ihr selbst. Ehe wir uns aber hierüber in irgend eine Untersuchung einlassen, müssen wir vorher noch einen andern vorzüglich wichtigen Punkt erörtern.

Die meisten das Leben einer Nation begleitenden Umstände, der Wohnort, das Klima, die Religion, die Staatsverfassung, die Sitten und Gebräuche, lassen sich gewissermaßen von ihr trennen, es kann, selbst bei reger Wechselwirkung noch, was sie an Bildung gaben und empfingen, gewissermaßen abgesondert werden. Allein einer

ist von durchaus verschiedener Natur, ist der Odem, die Seele der Nation selbst, erscheint überall in gleichem Schritte mit ihr, und führt, man mag ihn als wirkend oder gewirkt ansehen, die Untersuchung nur in einem beständigen Kreise herum — die Sprache.

Ohne sie, als Hülfsmittel zu gebrauchen, wäre jeder Versuch über Nationaleigenthümlichkeiten vergeblich, da nur in der Sprache sich der ganze Charakter ausprägt, und zugleich in ihr, als dem allgemeinen Verständigungsvehikel des Volks, die einzelnen Individualitäten zur Sichtbarwerdung des Allgemeinen untergehen.

In der That geht ein individueller Charakter nur durch zwei Mittel, durch Abstammung und durch Sprache, in einen Volkscharakter über. Aber die Abstammung selbst scheint unwirksam, ehe durch Sprache ein Volk entstanden ist. Denn wir finden nur selten, daß Kinder die Eigenthümlichkeit ihrer Väter, und immer, daß Generationen die Eigenthümlichkeit ihres Stammes an sich tragen.

Auch ist die Sprache gleichsam eine bequemere Handhabe, den Charakter zu fassen, ein Mittel zwischen der Thatsache und der Idee, und da sie nach allgemeinen, wenigstens dunkel empfundenen Grundsätzen gebildet, und meistentheils auch aus schon vorhandenem Vorrath zusammengesetzt ist, so giebt sie nicht nur Mittel zur Vergleichung mehrerer Nationen, sondern auch eine Spur an die Hand den Einfluß einer auf die andern zu verfolgen.

Wir müssen daher hier erst vorläufig die Eigenthümlichkeiten der Griechischen Sprache untersuchen, erörtern, inwiefern sie den griechischen Charakter bestimmte, oder inwiefern dieser sich in ihr ausprägte.

Wenn schon die Schilderung des Charakters eines Individuums oder gar einer Nation in Verlegenheit setzt, so thut dies noch mehr die des Charakters einer Sprache. Wer sie jemals versucht hat, wird bald inne werden, daß, wenn er etwas Allgemeines zu sagen im Begriff ist, er unbestimmt wird, und wenn er ins Einzelne eingehen will, die festen Gestalten ihm entschlüpfen, so wie eine Wolke,

welche den Gipfel eines Berges deckt, wohl von fern eine feste Gestalt zeigt, aber in Nebel zerfließt, so wie man in dieselbe hineintritt. Es wird daher, um diese Schwierigkeit dennoch glücklich zu überwinden, nothwendig seyn, uns in eine ausführlichere Abschweifung über Sprache überhaupt und die Möglichkeit der Verschiedenheit einzelner einzulassen.

Den nachtheiligsten Einfluß auf die interessante Behandlung jedes Sprachstudiums hat die beschränkte Vorstellung ausgeübt, daß die Sprache durch Convention entstanden, und das Wort nichts als Zeichen einer unabhängig von ihm vorhandenen Sache, oder eines eben solchen Begriffs ist. Diese bis auf einen gewissen Punkt freilich unläugbar richtige, aber weiter hinaus auch durchaus falsche Ansicht tödtet, sobald sie herrschend zu werden anfängt allen Geist und verbannt alles Leben, und ihr dankt man die so häufig wiederholten Gemeinplätze: daß das Sprachstudium entweder nur zu äußeren Zwecken, oder zu gelegentlicher Entwickelung noch ungeübter Kräfte nothwendig; daß die beste Methode die am kürzesten zu dem mechanischen Verstehen und Gebrauchen einer Sprache führende; daß jede Sprache, wenn man sich ihrer nur recht zu bedienen weiß, ungefähr gleich gut ist; daß es besser seyn würde, wenn alle Nationen sich nur über den Gebrauch einer und ebenderselben verstünden, und was es noch sonst für Vorurtheile dieser Art geben mag.

Genauer untersucht zeigt sich nun aber von allem diesem das gerade Gegentheil.

Das Wort ist freilich insofern ein Zeichen, als es für eine Sache oder einen Begriff gebraucht wird, aber nach der Art seiner Bildung und seiner Wirkung ist es ein eignes und selbstständiges Wesen, ein Individuum, die Summe aller Wörter, die Sprache, ist eine Welt die zwischen der erscheinenden außer, und der wirkenden in uns in der Mitte liegt; sie beruht freilich auf Convention, insofern sich alle Glieder eines Stammes verstehen, aber die einzelnen Wörter sind zuerst aus dem natürlichen

Gefühl des Sprechenden gebildet, und durch das ähnliche natürliche Gefühl des Hörenden verstanden worden; das Sprachstudium lehrt daher, außer dem Gebrauch der Sprache selbst, noch die Analogie zwischen dem Menschen und der Welt im Allgemeinen und jeder Nation insbesondre, die sich in der Sprache ausdrückt, und da der in der Welt sich offenbarende Geist durch keine gegebene Menge von Ansichten erschöpfend erkannt werden kann, sondern jede neue immer etwas Neues entdeckt, so wäre es vielmehr gut die verschiedenen Sprachen so sehr zu vervielfältigen, als es immer die Zahl der den Erdboden bewohnenden Menschen erlaubt.

Dies vorausgeschickt lassen wir hier eine möglichst kurze Analyse der Natur der Sprache im Allgemeinen folgen, aus welcher sich dann bald ergeben wird, von welchen Seiten die besonderen Sprachen von einander abweichen, und in ihrem Werthe dem Grade nach verschieden seyn können.

Die Sprache ist nichts anders, als das Complement des Denkens, das Bestreben, die äußeren Eindrücke und die noch dunkeln inneren Empfindungen zu deutlichen Begriffen zu erheben, und diese zu Erzeugung neuer Begriffe mit einander zu verbinden.

Die Sprache muß daher die doppelte Natur der Welt und des Menschen annehmen, um die Einwirkung und Rückwirkung beider auf einander wechselseitig zu befördern; oder sie muß vielmehr in ihrer eignen, neu geschaffenen, die eigentliche Natur beider, die Realität des Objects und des Subjects, vertilgen, und von beidem nur die ideale Form beibehalten.

Ehe wir dies weiter erklären, wollen wir vorläufig als den ersten und höchsten Grundsatz im Urtheil über alle Sprachen festsetzen:

daß dieselben immer in dem Grade einen höheren Werth haben, in welchem sie zugleich den Eindruck der Welt treu, vollständig und lebendig, die Empfindungen des Gemüths kraftvoll und beweglich, und die Möglich-

keit beide idealisch zu Begriffen zu verbinden leicht erhalten.

Denn der reale aufgefaßte Stoff soll idealisch verarbeitet und beherrscht werden, und weil Objectivität und Subjectivität — an sich Eins und dasselbe — nur dadurch verschieden werden, daß die selbstthätige Handlung der Reflexion sie einander entgegensetzt, da auch das Auffassen wirkliche, nur anders modificirte Selbstthätigkeit ist, so sollen beide Handlungen möglichst genau in Einer verbunden werden.

Das heißt: es soll eine freie Uebereinstimmung zwischen den ursprünglichen das Gemüth und die Welt beherrschenden Grundformen geben, die an sich nicht deutlich angeschaut werden können, die aber wirksam werden, sobald der Geist in die richtige Stimmung versetzt ist — eine Stimmung, die hervorzubringen gerade die Sprache, als ein absichtlos aus der freien und natürlichen Einwirkung der Natur auf Millionen von Menschen, durch mehrere Jahrhunderte, und auf weiten Erdstrichen entstandenes Erzeugniß, als eine eben so ungeheure, unergründliche, geheimnißvolle Masse, als das Gemüth und die Welt selbst, mehr, wie irgend etwas andres hervorzubringen im Stande ist.

So wenig das Wort ein Bild der Sache ist, die es bezeichnet, eben so wenig ist es auch gleichsam eine bloße Andeutung, daß diese Sache mit dem Verstande gedacht, oder der Phantasie vorgestellt werden soll. Von einem Bilde wird es durch die Möglichkeit, sich unter ihm die Sache nach den verschiedensten Ansichten und auf die verschiedenste Weise vorzustellen; von einer solchen bloßen Andeutung durch seine eigne bestimmte sinnliche Gestalt unterschieden. Wer das Wort Wolke ausspricht, denkt sich weder die Definition, noch Ein bestimmtes Bild dieser Naturerscheinung. Alle verschiedenen Begriffe und Bilder derselben, alle Empfindungen, die sich an ihre Wahrnehmung anreihen, alles endlich, was nur irgend mit ihr in und außer uns in Verbindung steht, kann sich auf einmal dem Geiste darstellen, und läuft keine Gefahr, sich

zu verwirren, weil der Eine Schall es heftet und zusammenhält. Indem er aber noch mehr thut, führt er zugleich von den ehemals bei ihm gehabten Empfindungen bald diese, bald jene zurück, und wenn er in sich, wie hier, (wo man nur Woge, Welle, Wälzen, Wind, Wehen, Wald u. s. f. mit ihm vergleichen darf, um dies zu finden) bedeutend ist, so stimmt er selbst die Seele auf eine dem Gegenstande angemessene Weise, theils an sich, theils durch die Erinnerung an andere, ihm analoge. So offenbart sich daher das Wort, als ein Wesen einer durchaus eignen Natur, das insofern mit einem Kunstwerk Aehnlichkeit hat, als es durch eine sinnliche, der Natur abgeborgte Form eine Idee möglich macht, die außer aller Natur ist, aber freilich auch nur insofern, da übrigens die Verschiedenheiten in die Augen springen. Diese außer aller Natur liegende Idee ist gerade das, was allein die Gegenstände der Welt fähig macht, zum Stoff des Denkens und Empfindens gebraucht zu werden, die Unbestimmtheit des Gegenstandes, da das jedesmal Vorgestellte weder immer vollkommen ausgemahlt, noch festgehalten zu werden braucht, ja dasselbe vielmehr von selbst immer neue Uebergänge darbietet — eine Unbestimmtheit, ohne welche die Selbstthätigkeit des Denkens unmöglich wäre — und die sinnliche Lebhaftigkeit, die eine Folge der in dem Gebrauche der Sprache thätigen Geisteskraft ist. Das Denken behandelt nie einen Gegenstand isolirt, und braucht ihn nie in dem Ganzen seiner Realität. Es schöpft nur Beziehungen, Verhältnisse, Ansichten ab, und verknüpft sie. Das Wort ist nun bei weitem nicht bloß ein leeres Substratum, in das sich diese Einzelheiten hineinlegen lassen, sondern es ist eine sinnliche Form, die durch ihre schneidende Einfachheit unmittelbar anzeigt, daß auch der ausgedrückte Gegenstand nur nach dem Bedürfniß des Gedankens vorgestellt werden soll, durch ihre Entstehung aus einer selbstthätigen Handlung des Geistes die bloß auffassenden Seelenkräfte in ihre Grenzen zurückweist, durch ihre Veränderungsfähigkeit und die Analogie mit

den übrigen Sprachelementen den Zusammenhang vorbereitet, den das Denken in der Welt zu finden, und in seinen Erzeugnissen hervorzubringen bemüht ist, und endlich durch seine Flüchtigkeit auf keinem Punkt zu verweilen, sondern von allen dem jedesmaligen Ziele zuzueilen gebietet. In allen diesen Hinsichten ist die Art der sinnlichen Form, die nicht gedacht werden kann, ohne nicht auf eine weiter unten zu untersuchende vielfache Weise selbst als solche eine Wirkung auszuüben, auf keine Weise gleichgültig, und es läßt sich daher mit Grunde behaupten, daß auch bei durchaus sinnlichen Gegenständen die Wörter verschiedener Sprachen nicht vollkommene Synonyme sind, und daß wer ἵππος, equus und Pferd ausspricht, nicht durchaus und vollkommen dasselbe sagt.

Wo von unsinnlichen Gegenständen die Rede ist, ist dies noch weit mehr der Fall, und das Wort verlangt eine weit größere Wichtigkeit, indem es sich noch bei weitem mehr als bei sinnlichen von dem gewöhnlichen Begriff eines Zeichens entfernt. Gedanken und Empfindungen haben gewissermaßen noch unbestimmtere Umrisse, können von noch mehr verschiedenen Seiten gefaßt und unter mehr verschiedenen sinnlichen Bildern, die jedes wieder eigne Empfindungen erregen, dargestellt werden. Wörter dieser Art sind daher, auch wenn sie Begriffe anzeigen, die sich vollkommen in Definitionen auflösen lassen, noch weniger gleichbedeutend zu nennen.

VI.

Geschichte des Verfalls und Unterganges der Griechischen Freistaaten.

Quid Pandioniae restant, nisi nomen, Athenae?
Was, Pandions Athen, jetzt bleibst du, als schallender Name?
Ovidius Metamorphoses XV. 428.

I. 1. Indem ich unternehme, die Geschichte des Verfalls und Unterganges der Griechischen Freistaaten zu schreiben, habe ich einen dreifachen Zweck vor Augen: erstlich mich in eine Zeit zu versetzen, in welcher der tief rührende, aber immer anziehende Kampf besserer Kräfte gegen übermächtige Gewalt auf eine unglückliche, aber ehrenvolle Weise gekämpft ward; zweitens zu zeigen, daß Entartung die Schuld des Verfalls Griechenlands nur zum Theil trug, der mehr verborgene Grund aber eigentlich darin lag, daß der Grieche eine zu edle, zarte, freie und humane Natur besaß, um in seiner Zeit eine, damals die Individualität nothwendig beschränkende politische Verfassung zu gründen; drittens einen Standpunkt zu fassen, von dem sich die alte und neue Geschichte in ihrem ganzen Umfange bequem überschauen läßt.

1, 2. So lange ein Staat auf der Woge seines Glückes fortrollt, ist in dem freudigmuthigen Gefühl dieses

erhebenden Anblicks nichts Einzelnes zu unterscheiden; das Nachdenken wird weniger, als die Mitempfindung erregt; die zusammen wirkenden Kräfte werden nur in ihren einfachen Resultaten wahrgenommen; viele scheinen zu schlummern, da nicht in die Augen fallender Widerstand sie einzeln erweckt. Wann aber den künstlichen Bau die Klippe des Unglücks zerschellt, springen augenblicklich die verschiedenartigen Bestandtheile ins Auge; die Betrachtung erwacht; an die Stelle frohen Mitgefühls tritt tief ergreifende Wehmuth; mit dem Falle des Einen scheint Alles zu wanken; und Gedanke und Empfindung schweifen in weitere Ferne. Daher ist die Geschichte des Verfalls der Staaten meistentheils anziehender, als die ihrer Blüthe, oder vielmehr die letztere erst dann recht anziehend, wenn sie von dem Verfall aus betrachtet wird.

3. Der Untergang der Griechischen Staaten hat aber noch das Eigenthümliche, daß er mehr einem gewaltsamen, als einem Krankheitstode gleicht, wo das Leben erst weicht, nachdem die Kraft schon erloschen ist. Die wahre Periode des Verfalls Griechenlands war schon die Regierung Philipps und Alexanders; nicht bloß die innere Freiheit, sondern auch die äußere Unabhängigkeit war damals schon zum Namen geworden; und doch lebten in dieser Periode Praxiteles und Apelles; die feinste Blüthe Atheniensischer Beredsamkeit entwickelte sich in Isocrates, Aeschines und Demosthenes; Aristoteles erstieg den Gipfel seiner Größe, und Plato reicht bis an diese Zeit. Auch an weiser und unternehmender Staatsklugheit, an reiner Vaterlandsliebe, an ausharrendem Muthe, an ewig gegen seine Fesseln knirschendem Freiheitssinn fehlte es weder damals, noch lange nachher, wie die Schlachten von Chäronea und Cranon, die Unbiegsamkeit der Thebaner gegen Alexander, später Philopömenes und Aratus, und die verzweifelte Gegenwehr Athens gegen Sylla bezeugen. Gegen die Athenienser, selbst gegen die Thebaner und Spartaner waren die Macedonier und Römer, die Unterjocher und Eroberer Griechenlands, nur Barbaren zu

nennen; der bessere und edlere Theil erlag, und die rohe Uebermacht trug den Sieg davon.

4. So geschieht es oft, um nicht mit Erbittrung zu sagen immer, in der Geschichte, in der lebendigen und leblosen Natur. Die barbarischen Völker besiegten fast immer die höher gebildeten; einseitige, kalt berechnende, unruhige Nationen ihre humaneren, sich treuer und inniger den Beschäftigungen des Friedens weihenden Nachbarn; der rohere Mann beherrscht, und oft knechtisch, das zartere Weib; das Meer wälzt seine Fluten, Vulkane ihre Schlacken auf blühend angebaute Gefilde; die Naturkraft, im Moralischen wie im Physischen, schreitet ihren Weg, die geistige stemmt sich ihr entgegen, oft mit Erfolg, aber öfter umsonst, und sucht dann, wenn sie nicht im Verzweiflungsmuth untergeht, die Freiheit im Inneren wieder, die sie im Aeußern verliert.

5. Auch würde man mit Unrecht deshalb das Schicksal anklagen, wenn auch das Schicksal das freie Walten der Kräfte regierte, und nicht vielmehr selbst das freie Walten dieser Kräfte wäre, die, als Kräfte des Alls, am Ende von selbst zu der wohlthätigen Harmonie zusammenstreben, die wir als Werk des ordnenden Schicksals anzusehen gewohnt sind. Jenes Ueberwältigen des Besseren durch unwiderstehliche Gewalt zertrümmert das augenblickliche Glück, aber vermehret die innere Kraft, sie weckend und in sich zurückdrängend; und nicht, oft und meistentheils heilsames, Unglück, am wenigsten des Augenblicks, sondern Schwäche und Entartung sollen in der moralischen Welt vermieden werden. Nicht auf Glück kommt es in ihr an, sondern auf selbstständige, harmonische, aus Edlem entspringende und zu Edlem fortschreitende Kraft, aus der unmittelbar, mitten in und trotz aller Ereignisse des Zufalls, Glück und Heiterkeit von selbst hervorgehn. Das eigentliche tiefe und innige Verlangen einer wahrhaft menschlichen Brust, ist zu seyn, wozu die Natur die Anlage in sie gesenkt hat, ihre Bestimmung zu erfüllen, und sey es auch durch unaufhörliches Entbehren und Leiden.

Wenn die wirklich höhere Kraft einem schlechteren Widersacher erliegt, unterwirft sie sich nur, weil sie nicht mehr zu widerstehen vermag, aber macht nie in schimpflichem Vertrage ihre Sache mit der seinigen gemein, sammelt sich vielmehr mit verdoppelter Anstrengung in sich selbst, wählt sich mühsamer gesuchte und darum wundervollere Bahnen, und beherrscht, nachdem sie ihrem Sieger augenblicklich gewichen ist, ihn zuletzt durch das langsame, aber mächtige Ausstrahlen ihres Geistes und ihrer Treflichkeit.

6. Griechenland war schon von vielen Seiten entartet und verderbt, als der erste Angriff auf seine Freiheit geschah, es vermochte sich auch, nach Zerstörung derselben, nicht auf eine eigene, geschweige denn schönere Weise, als vorher, zu erheben. Aber es bewahrte einen Rest der alten Tugenden, seine wissenschaftliche und künstlerische Bildung hatte gerade damals ihren höchsten Gipfel erreicht, und es beherrschte von dieser Seite aus erst seine Ueberwinder, dann später die Ueberwinder dieser, und endlich alle folgenden Geschlechter bis auf uns selbst. Es bewies hierin seine edlere Natur, so wie das, was zum edelsten ihm mangelte, in der Niedrigkeit zu der sein Volk, als Nation (nicht jetzt, wo es mit Unrecht geschmäht wird, aber unter den Römern) hinabsank, in der Verächtlichkeit in der soviele Griechen in der weltbeherrschenden Stadt lebten. Denn es ist immer nur eigne, nie der Umstände Schuld, wenn eine Nation, auch besiegt, ihrem Sieger nicht Achtung und sogar Ehrfurcht einzuflößen versteht. Das Unglück, das jeder menschlichen Brust ehrwürdig ist, und die Scheu, welche der Glückliche, oft selbst im Uebermuth, fühlt, arbeiten noch für sie mit. Aber Griechenland ward, nach seiner Besiegung, den kommenden Nationen zum warnenden Beispiel, wie es ihnen ein aufmunterndes und belehrendes in der Beharrlichkeit seyn kann, mit der es den ungleichsten und ungünstigsten aller Freiheitskämpfe immer aufs neue begann.

7. Denn niemand kann den Griechen den Vorwurf machen, daß sie ihre Freiheit kampflos dem Feinde in

die Hände lieferten, eher den, daß sie dieselbe vorher schon, nicht genug sie zu sichern bedacht, leichtsinnig verscherzten. Ihre Erhaltung war von den frühesten Zeiten an mehr ein Geschenk der zarten Obhut des Schicksals, das keinen unternehmenden, wahrhaft furchtbaren Feind gegen sie aufstehen ließ, als die Frucht ihrer Staatseinrichtungen und ihres politischen Sinns. Es fehlte ihnen von jeher an einer festen und dauerhaften Verfassung; aber als wenn die Huld der Götter es sich zu einem eignen Geschäft gemacht hätte, sie zu großen, freien, durch keine Schranken gebundenen Menschen zu bilden, so weckte sie ihnen in den Perserkriegen einen Kampf, welcher die äußersten Anstrengungen muthiger Vaterlandsliebe erheischte, aber auch, gleich einem für jugendlich aufblühende Staaten bestimmten Uebungsspiel, so gemacht war, daß diese Anstrengungen nicht darin zu erliegen brauchten.

2, 8. Es wird viele gewundert haben, eine Nation für eine gute politische Verfassung zu edel genannt, und Individualität und Volksmäßigkeit gleichsam in unvereinbarem Widerstreit einander gegenüber gestellt zu sehen. Nie aber war es die Absicht, damit zu sagen, daß das Individuum gewissermaßen nur vereinzelt groß werden könne. Eine Schrankenlosigkeit, welche die wohlthätigen Bande der Bürgerliebe zerrisse, wäre verderblicher, als der gewaltsamste Druck; eine Nation, die gleichgültig bliebe bei dem Schicksale irgend eines, der ihre Muttersprache redet, für die der Name des Vaterlandes seine Bedeutung verloren hätte, die ihre Unabhängigkeit mit irgend einem Opfer zu theuer erkauft glaubte, und, wenn sie dieselbe verlöre, nicht ewig mit Unwillen gegen das fremde Joch anstrebte, eine solche Nation litte noch wenig, wenn sie bloß aufhörte, Nation zu seyn; sie wäre aber auch unfähig, noch wahrhaft große einzelne Männer hervorzubringen. Denn überall geht in der physischen und moralischen Natur die einzelne Kraft nur aus der gesammten hervor. Niemand versuche es daher, den Menschen vom Bürger zu trennen; nur in der Art, wie beide im Zu-

dividuum in einander verschmolzen sind, kann ein Unterschied liegen, und hierbei kommt die politische Verfassung in Betrachtung.

9. Eine solche aber ließ sich bei den Alten auf eine dauerhafte Weise kaum anders, als mit Vertilgung des Menschen im Bürger denken, da ihre Staaten nach innen und nach außen hin bei weitem mehr Gefahren entgegenzuarbeiten hatten, als die neueren. Auch war der Staat, in welchem, vom ersten Ursprunge an, der Mensch dem Bürger auf eine wundervolle Weise untergeordnet wurde, der Römische, der einzige, welcher sich erhielt und zur Weltherrschaft aufschwang.

In Absicht ihrer äußern Verhältnisse waren die alten Nationen durchaus ungleichartige, in allen Rücksichten verschiedene Massen; jede stand vereinselt in ihrem Gebiete, auf dem Boden da, dessen Schooße viele sogar entstammt zu seyn glaubten; es verband sie weder die Heiligkeit einer gemeinschaftlichen Religion, noch die Liebe ähnlicher Sitten, noch die Achtung gegenseitig anerkannter Bildung. Nicht einmal der Handel, geschweige denn höhere Bedürfnisse der Menschheit hatten sie gelehrt, daß, um des eigenen Wohlstandes und der eignen Freiheit recht zu genießen, fremder Wohlstand und fremde Freiheit geschont werden müssen, und sogar Carthago strebte nur nach Provinzen und Kolonien, wenig oder gar nicht nach Bündnissen mit frei handlenden Städten. 10. Das Colonialsystem war, weil es die engen Bande einer kleinen Völkerschaft auf weite Erdstriche ausdehnte, das einzige Element, aus welchem eine, unsern neueren, ähnliche politische Verfassung hätte vielleicht hervorgehen können; das heilige Feuer der Pflanzstadt war auf dem Altar der Mutterstadt angezündet, alljährlich brachte jene den Göttern, deren Obhut sie günstig weggesendet hatte, den Zoll ihres Dankes dar; fromme Bande kindlicher Ehrfurcht und elterlicher Liebe verknüpften Colonien und Mutterland, und beide waren und sahen sich fortwährend als Eines Stammes und Einer Nation an. Auch dieses System verstand keine

Nation so schön, auf eine so ausgebreitete, so dauerhafte, so wohlthätige, so heitre Weise zu gründen, als die Griechen, keine so wenig als die Römer. 11. Die Freiheit, die beide Nationen gewiß bis in die tiefste Ader ihres Busens durchglühte, hatte dem Römer alles gegeben, was nothwendig ist, äußere und innere Unabhängigkeit zu erhalten, Erbitterung gegen willkührliche oder fremde Herrscher, Mistrauen gegen jeden, der es werden, Haß und Muth gegen jeden, der es geworden seyn könnte, unabweichlichen Gehorsam gegen das Gesetz, und, alles nemlich in den Zeiten, von welchen zu reden allein die Mühe belohnt, gänzliche Unterordnung des Privatinteresses unter das gemeine Wohl; aber das sich selbst überlassene Spiel ihrer Willkühr (denn Gehorsam und Willkühr sind die beiden bildenden Elemente der Freiheit) die Wärme, welche die Freiheit auf die ganze Gesinnung, die Freundlichkeit, welche sie auf alles verbreitet, was ein freies Volk nur berührt, das, was nicht bloß finstere Staaten bildet, sondern die Menschheit ziert, und das Leben erheitert, diese ihre lieblichste und holdeste Gabe hatte sie allein dem Griechen aufbewahrt. Aber auch das griechische Colonialsystem war zu schwach um mehr zu thun, als Handel, Erdkunde und Bildung zu befördern, unwirthbare Meere in wirthbare zu verwandeln; über mächtige, angränzende, barbarische Nationen Herrschaft zu gewinnen, war ihm so wenig möglich, daß es vielmehr selbst ihrem Andrängen nur mit Mühe widerstand. 12. An wahrhaft nachbarliche Verhältnisse, an eine Politik, welche den Gegner schont, die den Nebenbuhler nur nicht übermächtig werden lassen, nicht aber vernichten will, war nur unter blutsverwandten Staaten, unter solchen, deren Streitigkeiten besser mit dem Namen der Bürgerzwietracht, als des Kriegs belegt worden wären, zu denken. Was das 18. Jahrhundert in Europa sah, ließ sich einzig und allein noch gewissermaßen in den innern Verhältnissen Griechenlands wiederfinden. Als in jener merkwürdigen Berathschlagung über das Schicksal des von den Lacedä-

moniern überwundenen Athens der Thebaner Euanthus vorschlug, die Stadt zu zerstören, und den Boden, der die Trophaeen der Griechischen Freiheit und die Meisterwerke Griechischer Kunst trug, zum Weideplatz der Böotischen Heerden zu machen, erhoben sich die Phocenser, widersprachen mit Festigkeit und sagten, man müsse Hellas nicht einäugig werden lassen.*) Wenn Scipio Nasica**) gleichfalls sich der Zerstörung von Carthago widersetzte, hatte er dagegen nur zur Absicht, seine schon ausartenden Mitbürger durch die Erhaltung eines mächtigen, und doch nicht mehr wesentlich gefährlichen Feindes im Zaume zu halten; sonst findet man keine Spur, daß man darauf bedacht gewesen sey, zwischen Rom und Carthago, oder Carthago und Syracus, oder Griechenland und Persien, oder andern fremden und wetteifernden Staaten ein Verhältniß des Gleichgewichts hervorzubringen, das die Möglichkeit eines furchtlosen, friedlichen und ruhigen Nebeneinanderbestehens zur Absicht gehabt hätte. 13. Die politische Richtung der Staaten des Alterthums nach außen hin konnte nicht auf Freiheit, sondern mußte nothwendig auf Herrschaft gehen, und die Sicherheit war für sie nur in der Weltherrschaft anzutreffen. Dies hat die Erfahrung durch Versuch und Gegenversuch bewiesen; an den Römern, welche diese Maxime, wenn auch nicht klar gedacht, befolgend, glücklich waren, und an den Spartanern, welche, von der entgegengesetzten ausgehend, mit der politischsten Erziehung und Beschränktheit, zu welcher sich je ein Volk verdammt hat, vorzüglich darum scheiterten, weil alle Lykurgische Einrichtungen nur auf Vertheidigung berechnet waren; als wäre es einem Volke des Alterthums möglich gewesen, so wie die Schweiz es bis auf die Französische Revolution konnte und that, seine Freiheit innerhalb seiner

---

*) Ulpian zu Demosthenes Rede über die After-Gesandtschaft (Reiskische Ausgabe) S. 361. Zeile 26. Plutarch im Lysander. Editio Londinensis II. 22.

**) Plutarch im Cato II. 363. Editio Londinensis.

Gränzen zu bewahren. 14. Die alten Staaten konnten nicht einmal so, wie die unsrigen, in dem Vertrauen auf Friedensschlüsse und Verträge ausruhen, sondern glichen beständig angespannten Maschinen. Mit dem Augenblick, da ihre Macht die geringere ward, oder sich ein vorher mangelnder Anlaß zum Angriff zeigte, hub auch die Gefahr an.

15. Vor dieser aber gab es noch eine, die Europa glücklicherweise seit anderthalb Jahrhunderten nicht mehr kennt, die Einfälle barbarischer Horden. Diese befanden sich sogar außerhalb der Gränzen des lockern Völkersystems, das noch (wenn es gleich auf keine Weise eigentlich diesen Namen verdient) allenfalls zwischen Italien, Griechenland, Asien und NordAfrica bestand. Da sich mit ihnen höchstens nur ihre auch schon halb barbarischen Nachbarn in einiger Verbindung befanden, man aber weiterhin nicht einmal die Namen ihrer Völkerschaften, geschweige denn die Ursachen und die Richtungen ihrer Züge kannte, so ließen sich ihre Einbrüche nur mit Naturerscheinungen, Ungewittern oder Heuschreckenzügen vergleichen. Gegen sie galt keine Politik; keine Vorsicht, keine Weisheit konnte ihren Entwürfen zuvorkommen, nur Wachsamkeit die Eindringenden von den Gränzen zurückhalten, nur Tapferkeit die Eingedrungenen wieder vertreiben.

16. Um nun auf die Dauer den Gefahren gewachsen zu seyn, welche für einen Griechischen Staat aus dem dreifachen System seiner politischen Verhältnisse (erstlich zu seinen Hellenischen Mitstaaten, dann zu den mächtigeren, Griechenland umgebenden Reichen, endlich zu den Barbaren des Nordens, welchen man für die Inseln und Küstenbewohner die Seeräuber des Südens beizählen kann) entstanden, wäre eine eigne rein politische Erziehung den Bürgern erforderlich gewesen, 17. und das um so mehr, als bei den Alten so oft an die Stelle eines leblosen Werkzeugs und einer todten Einrichtung der lebendige Mensch, und an die Stelle Einzelner, die sich einer gewissen Beschäftigung gewidmet haben, so wie es die Ge-

legenheit mit sich brachte, jeder Bürger eintreten mußte. Denn was Lykurg von seiner Vaterstadt gesagt haben soll, daß ihre Ringmauer die Brust ihrer Bürger seyn müsse, das galt mehr oder minder von jeder, auch wohl befestigten Stadt des Alterthums. Man kannte damals noch weder die Hindernisse, noch Schutzmittel, welche die neuere Zeit in den Rechten der Völkervereine, in Maximen der Schicklichkeit, Gewohnheiten und selbst Vorurtheilen, die mit jenen Rechten, sogar ohne daß man es sich selbst gestand, zu gleichem Ansehen gediehen waren, den Unterdrückern entgegenstellte, und den Unterdrückten gewährte; es war damals noch nicht daran zu denken, daß der Krieg, wie im 18. Jahrhundert, nur zwischen einer vorher bekannten Anzahl von Bürgern, mit Schonung der übrigen, nur mit Benutzung gewisser Vortheile, mit freiwilligem Aufgeben andrer, gewissermaßen bloß wie ein blutiges Schachspiel geführt worden wäre; die Gefahr traf jeden Einzelnen, seinen Heerd, sein Weib, seine Kinder; und der Mangel an Kriegswerkzeugen und eigentlicher Taktik machte, daß sich doppelt mehr, als bei uns, jeder Einzelne ihr entgegenstellen mußte.

18. Vielleicht noch nothwendiger aber ward Bürgererziehung zur Erhaltung der innern Verfassung. 19. Wenn es bei uns selten geworden ist, daß ein Einzelner mit Umsturz der Gesetze, oder Hinwegräumung des rechtmäßigen Herrschers die oberste Macht selbst an sich zu reißen versucht, oder daß entgegengesetzte Partheien die öffentliche Ruhe in Gefahr bringen; so ist es großentheils, weil es unter uns an Bürgersinn und Vaterlandsliebe mangelt, und mit diesen Tugenden auch die sie, als nothwendige Uebel, begleitenden Laster und Verbrechen vermißt werden. Privat und öffentliches Interesse sind durch eine weite Kluft geschieden, und Unglück und Schande der Nation werden nicht mehr als eignes Unglück und eigne Schande gefühlt. 20. Die körperliche Arbeit und Sorge für die Bedürfnisse des Lebens ist von den Schultern der Sklaven bei uns auf die Schultern des Volkes gewälzt, der Wohl-

habende aber kennt eine Menge von Beschäftigungen, Vermögen zu erwerben, Muße auszufüllen und Kräfte zu bilden, die vom Staate durchaus unabhängig sind, oder wenn sie auch mit der Staatsverwaltung zusammenhängen, doch ziemlich gleich gut unter jeder Staatsverfassung fortdauern können. 21. Der Geist des Griechen und Römers hingegen war ganz von diesem großen, jedes andere verschlingenden Interesse eingenommen, an diese kräftigere Nahrung gewöhnt, ekelten ihn viele unsrer Beschäftigungen, als unwürdig an, und er zog einen edeln Müßiggang einer bedeutungslosen Thätigkeit vor. 22. Vorzüglich freie und unabhängige Gemüther sind auch unter uns geneigter, sich geschäfteloser Muße hinzugeben.

23. Was daher die neueren Staaten sichert, ist die Gleichgültigkeit gegen die politische Verfassung; nur Wenige nehmen einen ernstlichen, und noch Wenigere reinen und uneigennützigen Antheil daran, welchen Gesetzen, welchem Herrscher man gehorche (was das Privatleben bequem macht, der individuellen Neigung schmeichelt, ist es leichter unter jedem noch so leidlich durchzubringen, als selbst das entschiedene Uebel mit Muth anzugreifen) der Sorge dafür nachzuhängen haben wir theils keine Zeit, theils wollen wir die wirklich vorhandne nicht darauf verwenden. Die Alten hingegen hatten nicht bloß volle Zeit, sondern wollten dieselbe auch zu nichts Anderm verwenden, und darum drohten ihren Staaten nahe Gefahren von den Einfällen der Unruhigen, den Entwürfen der Ehrgeizigen, den Ränken der Lasterhaften, ja selbst manchmal von dem Starrsinn der Guten.

24. Diesen Gefahren mit einigem Erfolge vorzubeugen, gab es kein anderes Mittel, als die Verfassung des Staats dem Bürger wirklich einzupflanzen, gewisse auf das Ganze berechnete Maximen dergestalt in ihm herrschend zu machen, daß sie die individuellen verdrängten. 25. Eine solche Maxime war es in Rom, daß es den Römer entehre, etwas anders zu seyn, als Krieger, Richter und Staatsmann oder höchstens noch Bebauer des väter-

lichen Ackers; 26. eine solche ebendaselbst für die äußeren Verhältnisse die Oberherrschaft Roms über alle andre Nationen. Ein ganzes Volk konnte nicht, wie ein einzelner Eroberer, an Weltherrschaft denken; die Römer hatten auf der andern Seite ebensowenig die wohl neueren Staaten eigne Politik, ihre Gränzen durch die verbundenen Rücksichten auf äußre Sicherheit und innre Erhaltung, ausdehnend und einschränkend, zu bestimmen; 27. erst die Kaiser kamen, gewitzigt durch äußere Einfälle und innere Unruhen, auf eine solche, hier Provinzen hinzunehmende, dort Provinzen verlassende Grenzbestimmung; die Alten ließen vermuthlich die mögliche Ausbreitung ihrer Herrschaft dahingestellt. Aber klar ausgesprochner und unabweichlicher Grundsatz in ihnen war es, Schiedsrichter der Nationen zu seyn, und wo sich, was im Laufe der Zeit niemals fehlen konnte, gerechte oder ungerechte Bitte an sie wandte, da mischten sie sich ein, und endigten gewöhnlich mit der Unterjochung der Unterdrücker und Unterdrückten zugleich. 28. Diese beiden Maximen, verbunden mit vielen andern, bald Allen gemeinschaftlichen, bald einzelnen Ständen eigenthümlichen, setzten dem liberalen Umgange mit Fremden, und der eignen vielseitigen Ausbildung unüberwindliche Hindernisse entgegen. Aehnliche Beschränkungen kannten andre Nationen, 29. und da, bei dem oft müßigen, und fast immer gemeinschaftlichen Leben der Alten, die Sitten, auch in moralisch gleichgültigen Punkten, von ganz andrer Wichtigkeit, als bei uns, waren, so erstreckten sich diese Beschränkungen auch auf Dinge, die, wie die Untersagung dieser oder jener Musik, uns beinah unbegreiflich scheinen.

30. Für solche, nach dem Vorigen, dennoch zur dauernden Erhaltung der alten Staaten so nothwendigen Beschränkungen nun nannte ich die Griechen zu edel und frei, und wenn ich: Griechen sagte, meynte ich besonders die Athenienser. 31. Denn Griechenland stieg und sank mit Athen; nur Athen bewies eine Reihe von Jahrzehenden hindurch genug Unternehmungsgeist und Ruhmbegierde, Muth, und Klugheit, und trotz vieler schreiender Unge-

rechtigkeiten, im Ganzen selbst Billigkeit und griechischen Gemeinsinn, um Führerin der Hellenischen Freistaaten zu seyn, eine Würde, die auch außerdem, der Lage der Sachen nach, sich nur bei einer Seemacht dauernd erhalten konnte. Unterlag Athen fremder Herrschaft, konnten die übrigen Griechen nicht mehr frei bleiben; ja ihre Unabhängigkeit lief sogar immer sichtbarer Gefahr, sobald Athen nur von seiner Führerstelle verdrängt war.

32. Wie nun gerade der Athenienſische Charakter solchen Beschränkungen widerspricht, wird mehr die Folge dieser ganzen Geschichte zeigen, als es hier einzeln bewiesen werden kann. Für keinen mit Attika Vertrauten wird aber auch die Behauptung befremdend scheinen.

33. Die Richtung nach Individualität hat die Bildung erst in neueren Zeiten genommen, erst seitdem das Christenthum durch den nie ganz gelungnen Versuch, alle Nationen zu vereinigen, alle Nationalbande zerrissen hat. Wonach wir individuen-weise streben, dahin suchten die Alten völkerweise zu gelangen.

Es gab indeß hierbei doch noch einen Unterschied, ob nemlich in einer Nation, wie bei den Römern, mehr der Zwang der Verfassung, oder, wie bei den Aegyptern, die fast zur Naturbeschränkung gewordene Fessel der Sitte, oder endlich, wie bei den Griechen, der freie Trieb zu gemeinschaftlicher bürgerlich-geselliger Ausbildung sichtbar war; und hier findet sich nun bei diesen letzteren, aber besonders bei den Athenienſern, ein merkwürdiger Zug, derjenige nemlich, daß, so feind die Griechen der Bildung eines einförmigen Ganzen durch Zwang, selbst der Gesetze, waren, ebensosehr ihre Natur sie der Bildung eines aus vielfachen durch Freiheit verbundenen Massen bestehenden geneigt machte — eine Bildungsart, welche den doppelten Vorzug zahlreicherer Eigenthümlichkeiten und beständiger Verbindung von Zwiespalt und Eintracht (zu größerer und wohlthätigerer Reibung) bewahrt, indem die Vereinigung die übereinstimmenden, und die ihr untergeordnete Theilung die auszeichnenden Eigenschaften be-

günstigt. 34. Die Griechen hatten eine entschiedene Neigung zum Föderalismus, und besaßen sie weniger Sinn, als die Römer, für strenge, unveränderte Staatsverfassung, so hatten sie unglaublich mehr für bürgerliches Leben und bürgerlichen Genuß.

35. Nur aus dieser Geneigtheit zur Bildung gleichsam von selbst an einander tretender Massen lassen sich die auffallendsten Erscheinungen Griechischen Lebens und Griechischer Geschichte erklären, und aus ihr entspringt sogar größtentheils jene glückliche Organisation des Griechischen Geistes und Charakters, die ewig die Bewunderung der Nachwelt bleiben wird. 36. Allein in politischer Hinsicht können so gebildete Massen unmöglich gleich haltbar weder gegen äußere Angriffe, noch gegen die Ursachen seyn, die jeder menschlichen Verfassung den Untergang allmählich von innen bereiten.

3, 37. Es ist unmöglich, bei Raisonnements, wie das gegenwärtige, der Begierde zu widerstehen, alte und neue Zeit, vergleichend, zu Resultaten für das äußere, noch mehr aber für das innere, tiefere Leben in Ein Ganzes zusammenzuziehn. Die Schicksale des Menschengeschlechts überhaupt und nothwendiger Weise als eine ununterbrochene Kette anzusehen, und ihnen ein bestimmtes Ziel zu setzen, ist vielleicht ein misliches Unternehmen, da die Reihe so oft, selbst bis zum Erlöschen jeder mündlichen Ueberlieferung, unterbrochen ist, und wir nur einen so ausnehmend kleinen Theil aller Ereignisse übersehen. 38. Allein unläugbar ist es, daß einzelne Perioden, sollten sie auch durch wahre Klüfte, durch Naturrevolutionen, oder was man sonst von der Art annehmen mag, von den vorhergegangenen und nachfolgenden getrennt seyn (da es wunderbar ist, zu verlangen, daß der Mensch oder sein Geschlecht gerade auf der Erde ein Ganzes ausmachen solle) doch in sich in einem wirklichen und SachZusammenhange stehen, und eine solche Periode ist z. B. die, welche wir von den ersten nicht ganz ungewissen Nachrichten über die Aegyptier und die Vorder-Asiatischen Völker an bis auf unsre Zeiten vor Augen

haben, obgleich auch hier vieles für uns weder einen Anfang kennt, noch sich an die Folge anschließt. 39. Nimmt man nun diese von ihrem wichtigsten Gesichtspunkt, von dem, auf welchen alle Geschichte, ja alle Weisheit hinstrebt, von der geistigen Cultur; so ist die Seele dieser Periode die Griechische Bildung. Sie zündete die ersten Funken an, ihre wohlthätigen Wirkungen leben in uns fort, und das Beste in uns verdanken wir unmittelbar ihr; sie selbst aber entfaltet sich nur vollkommen in ihrem Gipfelpunkte, welcher zugleich wieder der Anfang des Sinkens von Hellas ist; und darum nannte ich den Verfall der Griechischen Freistaaten einen bequemen Mittelpunkt zum Ueberschauen unsrer ganzen Geschichte. 40. Er hat mit dem Untergange des Römischen Reichs das gemein, daß die neuere Zeit sich aus beiden entwickelte. Aber aus dem Verfall Roms gingen mehr unsre Verfassungen, Gesetze, Staatenverhältnisse, aus dem griechischen mehr unsre innere Bildung, unser geistiges und zum Theil sittliches Leben, unsre Wissenschaft und Kunst hervor. Selbst auf unsre Religion übte alt und neu-platonische Philosophie einen entschiedenen Einfluß aus, da das Römische Reich nur zu ihrer Ausbreitung und politischen Gründung beitrug, und so bildete Rom in vielfacher Hinsicht immer den Körper, dem Griechenland die Seele einhauchte.

41. Man kann mit Grunde behaupten, daß die Griechen nur durch Vermittlung der Römer auf uns gekommen sind, da auch das morgenländische Kaiserthum, dessen Flüchtlinge die griechische Literatur im Occident wiederherstellten, ein Ueberrest des Römischen Reichs war. Wären sie nicht von diesen, also einem mächtigen, sicher gegründeten und schon cultivirten Volke, sondern, wie die Römer selbst, von streifenden Barbarenhorden zerstört worden, oder hätten ihre Ueberwinder nicht, selbst mit roher, nie nachzuahmender Barbarei, einen so großen Theil ihrer Kunstschätze sich zugeeignet, so wäre vermuthlich nur äußerst wenig für uns übriggeblieben. Der Einfluß der Griechen auf uns fängt also erst da an, wo

die Römer sich ihnen näherten; die Hand der Römer aber näherte sich nie anders, als um zu unterjochen, oder zu zerstören.

42. Seit dieser Zeit ward Hellas dergestalt in Latium verwebt, daß man noch jetzt kaum einen Schritt in den Trümmern Roms machen kann, ohne des Landes mit Rührung zu gedenken, das, noch grausamer, als Italien, vom Schicksal behandelt, von Barbaren verwüstet da liegt. So in dem Namen des klassischen Alterthums vereint, gingen beide auf die neuere Zeit über, und lange schied man nicht rein und sorgfältig was Griechischem und Römischem Geist angehörte; oft werden noch jetzt beide verwechselt. 43. Die Deutschen besitzen das unstreitige Verdienst, die Griechische Bildung zuerst treu aufgefaßt, und tief gefühlt zu haben; zugleich aber lag in ihrer Sprache schon vorgebildet das geheimnißvolle Mittel da ihren wohlthätigen Einfluß weit über den Kreis der Gelehrten hinaus auf einen beträchtlichen Theil der Nation verbreiten zu können. Andre Nationen sind hierin nie gleich glücklich gewesen, oder wenigstens haben ihre Vertraulichkeit mit den Griechen weder in Commentaren, noch Uebersetzungen, noch Nachahmungen, noch endlich (worauf es am meisten ankommt) in dem übergegangenen Geiste des Alterthums auf ähnliche Art bewiesen. Deutsche knüpft daher seitdem ein ungleich festeres und engeres Band an die Griechen, als an irgend eine andere, auch bei weitem näher liegende Zeit oder Nation.

44. In dieser Bedeutung den Verfall der Griechischen Freistaaten zum Mittelpunkt der Geschichte nehmend, möchte ich daraus diejenigen Resultate ziehen, zu welchen alle Geschichte, ja jedes menschliche Unternehmen am Ende hinstrebt. Denn was hilft es, daß sich der Geist auf tausend und aber tausend Einzelheiten zerstreue, ohne den Punkt zu finden, in dem er endlich ausruhen kann? Dieser Ruhepunkt aber ist allein in der Stellung, auf welcher der Mensch sein Verhältniß zur Welt am treusten und fruchtbarsten auffaßt, und in der Richtung in der er

sich mit ihr in die, seiner Eigenthümlichkeit angemessenste Wechselwirkung bringt. Nur auf diesem Standpunkte wird es ihm möglich, das noch Weiche und Bildsame mit leidenschaftlicher Theilnahme zu bearbeiten, und auf das einmal unabänderlich Erstarrte im Schicksale der Einzelnen, Nationen und Zeiten mit wehmüthiger Ruhe zu blicken; in die Wirklichkeit, wie sie ihn umgiebt, wo es Nothwendigkeit gebeut, oder Weisheit erlaubt, mit Eifer und Thätigkeit einzugreifen, und das Idealische und Göttliche nicht als das wahre und eigentliche Vaterland zu verkennen. Die richtige Bestimmung unsres Standpunkts zum Alterthum aber, muß nothwendig auch über jenen Standpunkt in aller vergangenen und zukünftigen Zeit wichtige Aufschlüsse gewähren.

45. Jede Geschichte des Wachsthums oder des Verfalls einer Nation ist, als Schilderung einer moralischen Erscheinung, weniger reine Geschichte, als Raisonnement über dieselbe. Sie wird dies aber noch mehr bei der im Eingange gleich kurz angegebenen und im Vorigen ausführlicher auseinander gesetzten Absicht der gegenwärtigen Arbeit. 46. Die Darstellung des Verfalls der griechischen Freistaaten soll zugleich den Einfluß des griechischen Geistes auf die Folgezeit und unser Verhältniß zum Alterthum klar machen, und dadurch über den Gang der Menschheit und das Streben des Einzelnen Licht verbreiten. 47. Die beiden letzteren Punkte werden freilich vorzüglich nur für den Gesichtspunkt eines Deutschen erörtert werden, da jeder Schriftsteller über praktisch philosophische Gegenstände absichtlich immer nur für seine Nation schreiben sollte; 48. und Deutschland (fremde Leser mögen der wehmüthigen Seite dieser Vergleichung die ehrenvolle verzeihen) in Sprache, Vielseitigkeit der Bestrebungen, Einfachheit des Sinnes, in der föderalistischen Verfassung, und seinen neuesten Schicksalen eine unläugbare Aehnlichkeit mit Griechenland zeigt.

49. Jedoch würde man mich ganz und gar misverstehen, wenn man glaubte, daß ich die Geschichte bloß zu

einem Anlasse misbrauchen wollte, ihr fremdartige Betrachtungen an sie an zu knüpfen. Die Weisheit der Zeiten ist über jede Weisheit der Menschen erhaben; der Gang des Schicksals soll an dem Leitfaden der Erfahrung gezeigt, der Sinn durch sie gestärkt und genährt werden; das Erste also ist, sie rein und treu zu überliefern, und das bisher Gesagte ist bloß Rechtfertigung der Wahl des Gegenstandes und der Art der Ausführung, wo der bloße Geschichtszweck mehrere zuließe. 50. Der hauptsächlichste Theil der Arbeit bleibt immer einzig und allein die Darstellung Griechenlands in seinem Verfall, und diesem werde ich daher alle historische Genauigkeit, Ausführlichkeit und Unpartheilichkeit widmen, deren ich fähig bin. 51. An ihn schließt sich der zweite nur an.

52. Die Geschichte des griechischen Verfalls theilt sich von selbst in drei Perioden ab, in deren erster die Freiheit und Unabhängigkeit untergraben, in der zweiten vergeblich zu retten versucht, und in der dritten auf immer verloren wurde: in die Periode

53. 1. Philipps und Alexanders; von des ersteren Thronbesteigung bis zur Schlacht bei Cranon; da Alexander durch seinen Beschluß die Verbannten der griechischen Städte betreffend, und die unpolitische Zurücksendung mehrerer Tausende von Miethsoldaten nach Griechenland noch selbst den Grund zu dem Lamischen Kriege legte, den diese Schlacht endigte; von Olympiade 104, 4. bis Olympiade 114, 2. (38. Jahre)

54. 2. die Periode der Feldherren Alexanders und der späteren Macedonischen Könige; von der Schlacht bei Cranon bis zum Bündniß der Römer mit den Aetoliern und andern griechischen Staaten, weil sich hier die Römer zuerst auf eine bedeutende Weise in die Griechischen Angelegenheiten zu mischen unternahmen; von Olympiade 114, 2. bis Olympiade 142, 2. (?) (112. Jahre)

55. 3. die Periode der Römer; von diesem Bündniß bis zur Einnahme Athens durch Sylla, nachdem schon länger vorher Achaja zu einer Römischen Provinz erklärt

worden war; von Olympiade 142, 2. bis Olympiade 173, 3. (125. Jahre)

56. Der zweite Theil, welcher das Fortleben Griechenlands über die Gränzen seines politischen Daseyns hinaus schildert, zerfällt in zwei Abschnitte: in die Darstellung des Einflusses der griechischen Cultur

1. auf die Römer,

2. auf die neueren Nationen.

57. Da diese Cultur mittelbar durch die Römer auf uns gekommen ist, so muß der erste dieser beiden Abschnitte sorgfältig und von den frühesten Zeiten an untersuchen, was in Geist und Charakter, Sprache, Wissenschaft und Kunst der Römer aus Griechenland herstammte, und was ihnen selbst eigenthümlich war, damit man die beiden Elemente des classischen Alterthums (insofern man nemlich der Aegyptischen und Etruscischen Kunst, zu deren Erwähnung sich jedoch gleichfalls Veranlassung finden wird, als minder wichtiger Nebenzweige, hier nicht ausdrücklich gedenkt) in ihrer Eigenthümlichkeit und ihren gegenseitigen Beziehungen kennen lerne. 58. Denn der zweite Abschnitt wird an dem Beispiel der neuern Nationen zeigen, daß es zum Verständniß und zum Benutzen des Alterthums ausnehmend wichtig ist, ob man im Studium desselben mehr von den Römern, oder von den Griechen ausgehe, so wie bei diesen, ob man von den Attischen Schriftstellern zu den Jonischen, oder von diesen zu jenen gelange. 59. In diesem zweiten Abschnitte wird jedoch vorzugsweise nur von Deutschland die Rede seyn, 60. und auf beide Theile werden, als Resultate des ganzen Werks, Schlußbetrachtungen folgen — Blicke auf den Gang der menschlichen Cultur überhaupt, auf ihre vermuthliche fernere Entwicklung, Winke zur zweckmäßigsten Mitwirkung dazu, Maximen zur Beurtheilung und Bildung von Individuen und Nationen. 61. Alles dies letztere kann indeß nur fragmentarisch, in wenigen kurzen Hauptsätzen, und nur insofern ausgeführt werden, als es sich aus dem eigentlichen Gegenstande der Arbeit herleiten läßt. Denn

es ist keinesweges die Absicht, diesen als Belag zu einem ihm fremden Raisonnement zu gebrauchen, sondern nur die, den in ihm liegenden Reichthum an Folgerungen möglichst gut zu benutzen.

62. Um aber den hier in seinen äußersten Umrissen vorgezeichneten Plan auszuführen, muß man auf gewisse Thatsachen und Ueberzeugungen, wie auf Grundlagen, fußen können. Zuerst ist es nothwendig, zu der Lesung dieses Werks einen bestimmten Begriff von dem Charakter und der Lage der griechischen Völkerschaften mitzubringen; dann über gewisse Grundsätze von demjenigen, was Nationen ursprünglich seyn und später werden können, über die Mittel durch deren Gebrauch sie sich von ihrem Ziele entfernen, oder ihm nähern, und über den Werth der Masse von Cultur, die sie stufenweis erwerben, einverstanden zu seyn. 63. Denn moralische Erscheinungen, wie der Charakter, das Wachsthum und der Verfall der Nationen, lassen sich nicht bloß einfach erzählen, sondern müssen zugleich aus allgemeinen Gründen erklärt werden; und erlauben verschiedene Ansichten, von welchen die im Vortrag gewählte eben so wohl raisonnirender, als geschichtlicher Rechtfertigung bedarf.

64. Ich werde daher damit anfangen, eine Darstellung des griechischen Charakters, mit Berührung der Umstände, welche ihn bildeten und mit Hinsicht sowohl auf die andern Völkerschaften des Alterthums, als auf die Beschaffenheit und die Entstehungsart des Charakters der Nationen überhaupt und die Mittel ihrer Kenntniß, Beurtheilung und Bildung, dem Ganzen voranzuschicken. 65. Ich werde hierbei noch besonders bemüht seyn, das erst allgemein gezeichnete Bild nachher nach den Verschiedenheiten der Zeiten und der einzelnen griechischen Stämme abzustufen. 66. Von da aus werde ich mir alsdann durch eine Schilderung des politischen und sittlichen Zustandes Griechenlands unmittelbar vor der Thronbesteigung Philipps zu der geschichtlichen Darstellung selbst den Weg bahnen; 67. und diese beiden Gegenstände in einer und derselben Einleitung umfassen, zu der ich jetzt übergehe.

Einleitung.

1. Kapitel.

Von dem griechischen Charakter überhaupt, und der idealischen Ansicht desselben insbesondre.

1. Die neuere Zeit befindet sich in Hinsicht auf die alte in einer Lage, welche dieser durchaus fremd war. Wir haben in den Griechen eine Nation vor uns, unter deren glücklichen Händen alles, was, unserm innigsten Gefühl nach, das höchste und reichste Menschendaseyn bewahrt, schon zu letzter Vollendung gereift war; wir sehen auf sie, wie auf einen aus edlerem und reinerem Stoffe geformten Menschenstamm, auf die Jahrhunderte ihrer Blüthe, wie auf eine Zeit zurück, in welcher die noch frischer aus der Werkstatt der Schöpfungskräfte hervorgegangene Natur die Verwandtschaft mit ihnen noch unvermischter erhalten hatte; da sie, kaum rückwärts noch vorwärts schauend, alles neu pflanzten, neu gründeten, und nur in schlichter Einfachheit sich selbst überlassenen Bestrebungen nachgehend, die natürliche Sehnsucht ihres Busens aushauchend, Vorbilder ewiger Schönheit und Größe aufstellten.

Es ist daher mit dem Studium der Griechischen Geschichte für uns nicht, wie mit dem der Geschichte anderer Völker. Die Griechen treten gänzlich aus dem Kreise derselben heraus; wenn ihre Schicksale gleich zu der allgemeinen Verkettung der Begebenheiten gehören, so liegt hierin nur ihre geringste Wichtigkeit in Rücksicht auf uns; und wir verkennen durchaus unser Verhältniß zu ihnen, wenn wir den Maßstab der übrigen Weltgeschichte auf sie anzuwenden wagen. Ihre Kenntniß ist uns nicht bloß angenehm, nützlich und nothwendig, nur in ihr finden wir das Ideal dessen, was wir selbst seyn

und hervorbringen möchten; wenn jeder andre Theil der Geschichte uns mit menschlicher Klugheit und menschlicher Erfahrung bereichert, so schöpfen wir aus der Betrachtung der Griechen etwas mehr als Irrdisches, ja beinah Göttliches.

Denn welchen andern Namen soll man einer Erhabenheit geben, deren Unerreichbarkeit, statt muthlos zu machen, aufrichtet und zur Nacheiferung anspornt? Wenn wir unsere beschränkte, engherzige, durch tausend Fesseln der Willkühr und der Gewohnheit gedrückte, durch zahllose kleinliche, nirgends tief ins Leben eingreifende Beschäftigungen zersplitterte Lage mit ihrer freien, rein nach dem Höchsten in der Menschheit strebenden Thätigkeit, unsere mühvoll durch wiederholte Versuche langsam reifenden Werke mit ihren, die dem Geist, wie aus freier Fülle, entströmten, unser dumpfes Hinbrüten in klösterlicher Einsamkeit, oder gedankenloses Umtreiben in lose verknüpfter Geselligkeit mit dem heiteren Frohsinn ihrer, durch jede heiligste Bande befestigten Bürgergemeinschaft vergleichen; so müßte, sollte man denken, das Andenken an sie uns traurig und niedergeschlagen machen, wie den Gefangnen die Erinnerung an ungehemmten Lebensgenuß, den Kranken das Andenken an ungeschwächte Gesundheit, den Bewohner des Nordens das Bild eines Italienischen Frühlingstags.

Gerade im Gegentheil aber ist es nur das Versetzen in jene Zeiten des Alterthums, das unser Herz erhebend und unsern Geist erweiternd uns so sehr in unsre ursprüngliche, minder verlorne, als nie besessene, Menschenfreiheit herstellt, daß wir auch zu unserer so entgegengesetzten Lage mit frischem Muthe und erneuerter Stärke zurückkehren, daß wir nur an jener nie versiegenden Quelle die wahre Begeisterung schöpfen, und gerade die tiefe Wahrnehmung der Kluft, welche das Schicksal auf ewig zwischen sie und uns gelegt hat, uns anfeuert, uns auf unserem Standpunkt mit durch ihre Betrachtung neubeflügelten Kräften zu der uns gegebenen Höhe emporzu-

heben. Wir ahmen ihren Mustern nach mit dem Bewußtseyn ihrer Unerreichbarkeit; wir erfüllen unsere Phantasie mit den Bildern ihres freien, reichbegabten Lebens mit dem Gefühle, daß es uns eben so versagt ist, als es ihnen das leichte Daseyn der Bewohner ihres Olymps war.

Denn dies kann wohl für ein passendes Gleichniß unsres Verhältnisses zu ihnen gelten. Ihre Götter trugen, wie sie, menschliche Gestalt, und waren aus menschlichem Stoffe gebildet; dieselben Leidenschaften, Lust und Schmerz, bewegten ihre Brust; auch die Mühe und das Ungemach des Lebens waren ihnen nicht fremd; Haß und Verfolgung regte sich heftig in den Hallen der Götterwohnung; Mars lag verscheidend unter erschlagenen Kriegern; Hermes wanderte mit Mühe über die einsame Wüste des Meeres; Latona empfand alle Bedrängniße der werdenden, Ceres alle Angst der verwaisten Mutter. Nicht anders finden wir auch in Hellas alle Unebenheiten des Lebens; nicht bloß die Drangsale, die Einzelne und Nationen befallen, auch alle gewaltsamsten Leidenschaften, Ausschweifungen und selbst Rohheiten ungezügelter Menschennatur; aber wie alle jene dunkleren Farben der einzige Glanz des wolkenlosen Olymps verschmelzte und auflöste, so ist auch in den Griechen etwas, das das Gemüth nie eigentlich sinken läßt, das die Härten des Irrdischen wegwischt, das Ueberschäumen der Kraft in üppiges Spiel verwandelt, und den ehernen Druck des Schicksals zu sanftem Ernste mildert.

Dies Etwas ist gerade das Idealische in ihrer Natur, und die ganze merkwürdige Erscheinung, der Eindruck, den, auch bei der kältesten und partheilosesten Prüfung, Werke und Betrachtung keines anderen Volks auf uns machen, kommt daher, daß die Griechen in der That den Punkt in uns berühren, welcher das letzte Ziel aller unsrer Bestrebungen ist, und daß wir lebhaft empfinden, daß sie die Höhe auf ihre Weise erreicht, das Loos, in dem sie, am Ziel der Laufbahn zu ruhen vermögen, errungen haben. Aber ihre Größe ist so rein, wahr, und

ächt entsprungen aus der Natur und der Menschheit, daß sie uns nicht, zwingend, auf ihre, sondern begeisternd, auf unsre Weise anregt, uns anzieht, indem sie unsre Selbstständigkeit erhöht, und uns mit sich verknüpft nur in der Idee letzter Vollkommenheit, von der sie ein unläugbares Vorbild, nach der aber auch uns, wenn gleich auf andern Wegen zu streben erlaubt ist.

Es gehört vielleicht eine innigere Vertrautheit mit den Werken der Alten dazu, um die Behauptung der Unerreichbarkeit ihrer Vorzüge nicht für partheiische Uebertreibung zu halten. Was jedoch schon ein günstiges Vorurtheil für dieselbe erregt, ist daß es schlechterdings nicht gerade auf Gelehrsamkeit oder Studium ankommt, um an den Werken der Alten Geschmack zu finden; sondern dieselben den tiefsten Eindruck vielmehr in den unbefangensten, noch keiner eigenthümlichen Denkart oder Kunstmanier fröhnenden Gemüthern zurücklassen. Es ist ferner bemerkenswerth, daß sie bei jeder Nation, jedem Alter, jeder Lage des Gemüths Eingang finden, da das Moderne, so wie es aus einer minder allgemeinen und objectiven Stimmung entspringt, ebenso auch eine mehr eigenthümliche und subjective verlangt. Shakespeare, Dante und Cervantes werden nie eine so allgemein verbreitete Wirkung hervorbringen, als Homer, Aeschylus oder Aristophanes.

2. Das Moderne, in irgend einer Gattung, sobald nicht von bloß positiver Kenntniß und mechanischer Geschicklichkeit die Rede ist, mit dem Antiken zu vergleichen, beweist eine eben so unrichtige Ansicht des Alterthums, als es unrichtige Ansicht der Kunst anzeigt, wenn je ein bestimmter Gegenstand der Wirklichkeit der Schönheit eines Kunstwerks an die Seite gesetzt wird. Denn wie Kunst und Wirklichkeit, so liegen das Alterthum und die neuere Zeit in zwei verschiedenen Sphären, die sich in der Erscheinung nirgends, in Wahrheit aber allein da berühren, wohin nur die Idee, nie die Anschauung reicht, in der Urkraft der Natur und der Menschheit, von der jene beiden verschiedene Bilder, diese beiden verschie-

dene Bemühungen sind, sich im Daseyn Geltung zu verschaffen.

Die Wirklichkeit ist gewiß um nichts unedeler, als die Kunst; sie, die Wahrheit und die Natur selbst, ist ja vielmehr das Muster derselben, und ihr Wesen ist gerade so groß und erhaben, daß um uns demselben nur einigermaßen zu nähern, uns nichts übrigbleibt, als, wie es die Kunst thut, einen uns selbst unbegreiflichen Weg einzuschlagen. Von diesem ihrem Wesen ist der kleinste Gegenstand in derselben durchdrungen, und es ist durchaus unrichtig daß die Natur in ihrer Vollständigkeit nur in allen einzelnen Gegenständen zusammengenommen, die Totalität der Lebenskraft nur in der Summe einzelner Momente ihres Daseyns angetroffen werde. Erscheinen mögen sie allerdings beide auf diese Weise, allein an sich kann man sich weder die eine dem Raum, noch die andre der Zeit nach getrennt und zertheilt denken. Alles im Universum ist Eins und Eins Alles, oder es giebt überhaupt keine Einheit in demselben; die Kraft, welche in der Pflanze pulsirt, ist nicht bloß ein Theil, sondern die ganze Kraft der Natur, oder es öfnet sich eine unüberspringbare Kluft zwischen ihr und der übrigen Welt, und die Harmonie der organischen Formen ist unwiederbringlich zerstört; jeder gegenwärtige Augenblick faßt alle vergangenen und zukünftigen in sich, da es nichts giebt, woran die Flüchtigkeit des Vergangenen haften kann, als die Fortdauer des Lebendigen.

Aber die Wirklichkeit ist nicht das Gefäß, in welchem ihr Wesen uns überliefert werden kann; oder vielmehr ihr Wesen offenbart sich in ihr nur in seiner ursprünglichen Wahrheit, und ist in dieser unzugänglich für uns. Da wir daher das Daseyn der wirklichen Gegenstände nicht durch ihr inneres Leben begreifen, so suchen wir es durch den Einfluß äußerer Kräfte zu erklären, und daher geschieht es, daß wir zugleich ihre Vollständigkeit und ihre Unabhängigkeit verkennen, und statt ihre organische Form durch innere Fülle bestimmt zu glauben, sie durch

äußere Gränzen beschränkt halten — Irrthümer, die bei der Kunst darum hinwegfallen, weil sie uns das Wesen der Natur nicht an sich, sondern auf eine unsern Organen faßliche, für sie harmonisch vorbereitete Weise darstellt.

Zwar ist unser Leben nicht so karg von dem Schicksal begabt, daß es nicht auch mitten in demselben, und gänzlich außer dem Gebiete der Kunst etwas geben sollte, wodurch man dem Wesen der Natur näher zu treten vermag, und dies Etwas ist die Leidenschaft. Denn keinesweges sollte man diesen Namen an die untergeordneten Affecte verschwenden, mit welchen man gewöhnlicherweise liebt und haßt, strebt und verabscheut; tiefe und reiche Gemüther kennen ein Begehren, für das der Name des Enthusiasmus zu kalt und der der Sehnsucht zu ruhig und milde ist, und bei welchem der Mensch doch in vollkommener Harmonie mit der ganzen Natur bleibt, in dem Trieb und Idee auf eine auf dem kalten und prosaischen Wege unbegreifliche Weise in einander verschmolzen sind, und welches dadurch die schönsten Geburten hervorbringt. In diesen Stimmungen wird die in der Wirklichkeit erscheinende Idee in der That richtiger erkannt, und man kann mit Wahrheit sagen, daß Freundschaft und Liebe in hoher und reiner Begeisterung ihren Gegenstand mit tieferen und gleichsam heiligeren Blicken, als die Kunst, betrachten. Aber so ist das Schicksal der Wirklichkeit, daß sie, bald zu tief, bald zu hoch gestellt, nie das volle und schöne Gleichgewicht zwischen der Erscheinungsart des Gegenstandes und dem Auffassungsvermögen des Beobachters erlaubt, aus dem der begeisterte und fruchtbare, und doch immer stille und ruhige Genuß der Kunst hervorgeht. Nicht daher die Schuld der Natur sondern unsre eigene ist es, wenn sie dem Kunstwerke nachzustehen scheint, und wenn daher Achtung der Kunst Zeichen eines sich hebenden Zeitalters ist, so ist Achtung der Wirklichkeit Merkmal eines noch höher gestiegenen.

Jenes volle und schöne Gleichgewicht treffen wir nun eben so nur im Antiken, nie im Modernen, an. In

der Sinnes- und Wirkungsart der Alten scheint die reine und ursprüngliche Naturkraft der Menschheit so glücklich alle Hüllen zersprengt zu haben, daß sie sich, in Klarheit und Einfachheit, dem Auge, leicht überschaubar, wie eine halb erschlossene Blüthe, darstellt. Nicht mühvoll den Weg, den sie wählen will, ausspähend, nicht ängstlich besorgt um das, was sie etwa zurückläßt, giebt sie sich dem unbeschränkten Sehnen nach ungemessener Lebensfülle, sicher vertrauend, hin, und prägt sie in tausend, immer gleich glückliche Bilder aus; da wo die Neueren nur forschen, suchen, ringen und kämpfen, oft den blutigen Schweiß, selten die frohe Leichtigkeit des Sieges kennen, sich abmühen in einsam zerstreutem und vereinzeltem Daseyn, und sich nie der wohlthätigen Schwungkraft erfreuen, mit welcher ein gleichgestimmtes Volk, auf einem, mit Denkmälern seines Ruhmes und seiner Kunst übersäeten Boden, unter einem, ihm heiter zulächlenden Himmel, jeden seiner Mitbürger emporhebt.

Gerade dieselben Merkzeichen, welche, vor der Betrachtung, die Wirklichkeit — in ihrem einzelnen, beschränkten Erscheinen — von der Kunst unterscheiden, finden sich daher auch am Antiken und Modernen wieder. Wie die Kunst, ist alles Antike immer reiner und voller Ausdruck von etwas Geistigem, und führt auf Ideeneinheit; ladet ein, sich in jeden seiner Theile immer tiefer zu versenken, fesselt durch freiwilligen Zauber den Geist in bestimmte Gränzen, und erweitert sie zur Unendlichkeit. Das Neuere hingegen deutet, wie die Wirklichkeit, das Geistige mehr nur an, als es dasselbe wirklich und unmittelbar darstellt, kennt oft keine andere Einheit, als zu der sich das Gefühl, nur von ihr aus, und auf Veranlassung ihrer, selbst sammelt, und übt seine beste und höchste Wirkung oft nur dadurch, daß es über sich selbst und aus seinen Gränzen hinausführt; ja wenn es auch, von demselben Sinn, wie das Alte, durchdrungen, ihm auch in seinen Wirkungen nah bleibt, so fehlt ihm doch, wie die Beleuchtung an einem wolkigen Tage der Land-

schaft, jener durch seine eigenen Strahlen alles erst fest zusammenfassende, erst innig verschmelzende Glanz.

Denn der Mensch mag sinnen und wählen und mühen, wie er auch wolle, so dankt er das Zarteste, wie das Höchste in seinen Werken, dasjenige, das der Hand entströmt, ohne daß der Bildner es weiß, und in den Sinn übergeht, ohne daß der Betrachter davon Rechenschaft zu geben vermag, doch nur der glücklichen Anlage seiner Natur und der günstigen Stimmung des Augenblicks; und er mag ausgerüstet seyn mit Genie und Thatkraft, wie es die Gränzen der menschlichen Natur nur verstatten, so ist doch dasjenige was am meisten an ihm hervorstrahlt, nur das, was nicht unmittelbar Er ist, die Kraft des Geschlechts, das ihn zeugte, der Boden, der ihn trägt, die Nation, deren Sprache ihn umtönt. Der Mensch gehört der Natur an, und ist nicht bestimmt, allein und vereinzelt da zu stehen; das Wort seines Mundes ist Element oder Nachklang des Schalls der Natur; das Bild, das er hinwirft, Umriß des Stempels in den auch sie ihre Gestalten goß, sein Wollen unmittelbarer Anstoß ihrer Schöpfungskraft. Seine Selbstständigkeit wird darum nicht geringer; denn in der Totalität der Wirklichkeit ist die Kraft der Natur seine eigene, und in der Erscheinung ist ihm Alles, Nation, Boden, Himmel, Umgebung, Vorwelt und Mitwelt, verschlossen, sprachlos und todt, wenn er es nicht durch eigene, innere Kraft zu öfnen, zu vernehmen, zu beleben versteht. Darum ist es das sicherste Merkmal des Genies in jeder Kraftäußerung, und am meisten in der verwickeltesten, im Leben, überall, durch Bewunderung oder Verachtung, Liebe oder Haß, das Begeisternde, Mahnende, Treibende herauszuheben, und, wo die Wirklichkeit nichts gewährt, eine neue und schönere Welt aus der Vergangenheit um sich her zu rufen — Hülfsmittel, zu welchen die Neueren sich oft gezwungen fühlen, indeß die Alten alles, dessen sie bedurften, in der nächsten Umgebung, und diese ihrem innersten Begehren durchaus entsprechend antrafen.

Immerhin also könnte ein neuerer Künstler, um gleich des Gebietes zu erwähnen, auf welchem es am schwierigsten ist, gegen das Alterthum anzuringen, an Vortreflichkeit mit den Werken des Alterthums wetteifern. Das Genie kann noch jetzt, wie ehemals, erstehn, das Studium hat seitdem manchen mühevollen Weg zurückgelegt, und die Kunst, dadurch und durch Erfahrung bereichert, vielfache Fortschritte gemacht. Allein was nimmer zu erreichen steht, was das Antike und Moderne durch eine unüberspringbare Kluft von einander trennt, ist der Hauch des Alterthums, der das geringste Bruchstück, wie das vollendetste Meisterwerk, mit unnachahmlichem Zauber bedeckt. Dieser gehört nicht dem einzelnen Bildner, nicht dem Studium, nicht einmal der Kunst selbst an; er ist der Abglanz, die Blüthe der Nation und des Zeitalters, und da sie nicht wiederkehren, auch unwiederbringlich mit ihnen verloren. Denn es ist ein wehmüthiges, aber auch edles Vorrecht des Lebendigen, daß es sich niemals auf gleiche Weise wiedererzeugt, und das Vergangne in ihm auch auf ewig vergangen ist.

Hierin nun zwar, daß aus dem Werke mehr spricht, als der Gegenstand, den es unmittelbar darstellt, kommt alles, was irgend einen Grad der Eigenthümlichkeit besitzt, mit einander überein. Aber was das Alterthum in diesem Punkt unterscheidet, ist zweierlei: einmal, daß in der augenblicklichen Stimmung und dem Charakter des Künstlers, und in diesem und seinen Umgebungen, seiner Zeit und seiner Nation, eine wundervolle und zauberische Uebereinstimmung herrscht, und zweitens daß alle diese Dinge wiederum so Eins sind mit der auszusprechenden Idee, daß sie sich nicht, als Persönlichkeit ihr in dem Werke gegenüberstellen, sondern sich mit ihr zu höherer Wirkung in demselben vereinigen, es objectiver machen durch subjective Kraft. Beides könnte nicht der Fall seyn, wenn die Menschheit, die aus dem Alterthum spricht, nicht reinerer, lauterer, oder wenigstens leichter erkennbarer Abdruck der Ideen wäre, nach denen jede ächt

menschliche Brust sich sehnt, oder wenn diese Ideen sie nicht lebendiger durchglühten, als man je sonst zu ahnden berechtigt ist. Jener Hauch des Alterthums ist also Hauch einer hellen von Göttlichkeit — denn was, wenn nicht die Idee, ist göttlich? — durchstralten Menschheit, und eine solche ist es, die aus den Kunstwerken, Dichtungen, Bürgerverfassungen, Schlachten, Opfern und Festen der Alten gegen unsre Dumpfheit und Engherzigkeit, aber auch zugleich für das, was Menschen seyn, und wonach wir auf anders vorgezeichneter Bahn ringen können, laut und lebendig zeugt. Denn es wäre unglücklich, wenn sich der Vorzug des Alterthums nur in todten Marmorgebilden, und nicht auch, gleich erhebend und begeisternd, in Sitten, Gesinnungen und Thaten ankündete.

Also noch Einmal: nichts Modernes ist mit etwas Antikem vergleichbar;

mit Göttern
soll sich nicht messen
irgend ein Mensch;

und was das Alterthum unterscheidet, ist nicht bloß Eigenthümlichkeit, sondern allgemein geltender, Anerkennung erzwingender Vorzug; es war eine einzige, aber glückliche Erscheinung in der Bildungsgeschichte der Menschheit, daß den Zeitaltern, die durch Mühe reifen sollten, ein Geschlecht vorausging, das mühelos und gleichsam in der schönsten Blüthe, dem Boden entwuchs. Auf welchem Wege dies begreiflich scheinen muß, zeigt schon das bis jetzt Entwickelte an, allein die ganze Ansicht, besonders in ihren einzelnen Anwendungen, kann erst durch die Vollendung des gegenwärtigen Werkes gerechtfertigt werden. Indeß werde hier, und für jetzt, auch ohne weitere Ausführung, ein Satz aufgestellt, der für den, welcher ihn als wahr annimmt, schon nicht wenig beweisen wird. Der Prüfstein der neueren Nationen ist ihr Gefühl des Alterthums, und je mehr sie in diesem Griechen und Römer gleich, oder gar in umgekehrtem Verhältniße schätzen, desto mehr verfehlen sie auch ihr eigenthümliches,

ihnen besonders gestecktes Ziel. Denn insofern antik idealisch heißt, nehmen die Römer nur in dem Maße daran Theil, als es unmöglich ist, sie von den Griechen zu sondern.

Nichts würde so zweckwidrig seyn, als eine historische Arbeit von einer Ansicht zu beginnen, die mehr aus vielleicht verzeihlichem, aber immer übel verstandenem Enthusiasmus, als aus ruhiger Betrachtung entspränge. Diese Bemerkung konnten wir hier nicht übergehen, da hier gerade am meisten die Einwendung zu besorgen steht, daß das so eben von den Griechen Behauptete übertrieben und partheiisch sey.

Und gewiß wäre es beides, wenn unsre Meynung dahin ginge, die Alten in der That für ein höheres, edleres Menschengeschlecht, als uns, für ein solches gelten zu lassen, als Einige, mehr bemüht, die Weltgeschichte zu erklären, als zu erforschen, in den ersten Bewohnern unsres Erdballs anzunehmen für nöthig gefunden haben. Nicht sie selbst waren gleichsam überirdische Wesen, nur ihr Zeitalter war so glücklich, daß es jede schönere Eigenthümlichkeit, die sie besaßen, voll und bestimmt aussprach; nicht in dem, was die Menschheit an sich, einzeln und zerstreut, und nach und nach, und vor dem Gedanken werden kann, stehen sie als unerreichte Muster da, sondern nur in dem, wie sie sich zeigen kann als lebendige und individuelle Erscheinung.

3. Denn wenn wir kurz zusammenfassen sollen, welcher eigenthümliche Vorzug, unsrer Meynung nach, die Griechen vor allen andern Nationen auszeichnet, so ist es der, daß sie, *wie von einem herrschenden Triebe, von dem Drange beseelt schienen, das höchste Leben, als Nation, darzustellen, und diese Aufgabe auf der schmalen Grenzlinie auffaßten, unter welcher die Lösung minder gelungen, und über welcher sie minder möglich gewesen seyn würde.* Außer der sinnlichen Lebendigkeit aller Kräfte und Begierden, außer dem schönen Hange, das Irrdische

immer mit dem Göttlichen zu vermählen, hatte ihr Charakter also auch noch in seiner Form das Eigenthümliche, daß nichts in ihm lag, das sich nicht rein und glücklich aussprach, und alles, was sich äußerlich in ihm darstellte seinen innern Gehalt mit klaren und bestimmten Umrißen umschrieb.

Wir bleiben einen Augenblick bei diesem Letzteren stehen. Dadurch, daß das charakteristische Merkmal der Griechen noch mehr in der Darstellung dessen, was sie waren, als in diesem selbst, oder doch nur dadurch in ihm liegt, verdienen sie schlechtweg das Ideal zu heißen, weil auch der Begriff des Ideals es nothwendig mit sich bringt, daß sich die Idee der Möglichkeit ihres Erscheinens unterwerfe; und ebendadurch ist der vorherrschende Zug in ihrem Geist, ja der, welchen man immer wählen würde, wenn man nur einen einzigen anzuführen hätte, Achtung und Freude an Ebenmaß und Gleichgewicht; auch das Edelste und Erhabenste nur da aufnehmen zu wollen, wo es mit einem Ganzen zusammenstimmt. Das Misverhältniß zwischen innerem und äußerem Daseyn, das die Neueren so oft quält, indem es auf der andern Seite eine fruchtbare Quelle erschütternder oder hinreißender Gefühle für sie wird, war den Griechen schlechterdings fremd; sie kannten nicht das Umtreiben in Gedanken und Empfindungen, hinter denen jeder Ausdruck zurückbleibt, und was sich nicht freiwillig und natürlich in das zwiefache Reich des Lebens und der Dichtung stellte, gehörte nicht in ihren reinen, sonnigen Horizont. Die Nemesis war eine ächt griechische Gottheit, und obgleich ihr ursprünglicher Begriff allen Zeiten und Nationen gemeinschaftlich ist, so wurde er nirgends so zart, vielfach und dichterisch ausgearbeitet als in Hellas. Dieser Widerwille gegen das Unverhältnißmäßige entsprang aber bei den Griechen nicht eigentlich aus einem oft nur von Schwäche und Verweichlichung zeugenden Abscheu vor dem übermäßig Hervorragenden, oder dem sich von der gewöhnlichen Natur Entfernenden, sondern unmittelbar aus dem Bedürfniß,

überall auf das höchste Leben zu dringen, das nur aus der Uebereinstimmung quillt, die nichts ausschließt, und aus dem tiefen Gefühl der Natur, die durchgängiger Organismus ist. So stützten sie die beiden Elemente jedes wahrhaft guten Geschmacks gegenseitig eins auf das andre, da der Geschmack immer einseitig und verderblich bleibt, wenn ihn das Uebermaß und die Kraft, absolut und für sich allein genommen, zurückstößt oder anzieht.

Ein Individuum ist eine in der Wirklichkeit dargestellte Idee; die physische Lebenskraft ein in jedem Moment erneuertes Streben, der Idee des Organismus, die moralische dasselbe Bestreben der des eigenthümlichen geistigen Charakters in der Wirklichkeit Geltung zu verschaffen. Insofern daher das Leben als eine fortwährende Schöpfung und der Charakter als das Resultat derselben erscheint, kann und muß sogar jenes wie eine Kunst und dieser wie ein Kunstwerk betrachtet werden. Wie es nun dem Kunstgenie angehört, die zwiefachen Bedingungen der Idee und der Erscheinung, denen zugleich jedes Kunstwerk unterworfen ist, so harmonisch aufzufassen, und zu steigern (da das Schöne nie durch Nachlassen an welcher Forderung es auch sey, hervorgebracht wird) daß die einen nur für die andern geschaffen scheinen; wie dasselbe den untheilbaren Punkt auffindet, in welchem sich, nach gewaltigem Ringen, das Unsichtbare mit dem Sichtbaren zur Darstellung vermählt; ebenso thut dies auch das Genie im Leben, und am meisten das höchste aller Genies, das eines ganzen lebendig zusammenwirkenden Volks.

Was also die Griechen wirklich, sey es durch Verdienst oder Zufall, vor uns voraus hatten, und worin wir nie nur mit ihnen zu wetteifern unternehmen dürfen, war dieser gleichsam angebohrene Sinn für die hellste, bestimmteste und reichste Offenbarung der höchsten Summe menschlichen Lebens in ihrem individuellen und nationellen Charakter.

4. Daß sie aber dies Höchste fanden, dankten sie der einfachen Anlage ihrer Natur; daß ihnen in der

schwersten aller Künste, dem Leben, gelang, was selbst in den untergeordneten bloß das Werk des Genies ist, nur dem natürlichen Triebe, dem sie sich frei und ohne Rückhalt hingaben.

Alle Individualität beruht, oder vielmehr spricht sich aus in einem Triebe, und ist Eins mit dem ihr eigenthümlichen. Von den untersten bis zu den höchsten Classen des Lebens hinauf erkennen wir in seinem Ganzen und in dem Begriff seiner Natur jedes Geschöpf weniger an seiner Art des Seyns, als an seinem Streben, in welchem sich erst alle seine vergangenen, gegenwärtigen und zukünftigen Zustände in eine Einheit zusammenknüpfen. Wie das Leben weder stillstehend, noch durch eine äußere Ursach bewegt gedacht werden kann, so besteht das ganze Universum nur durch den Trieb, so lebt und ist nichts, als insofern es zu leben und zu seyn ringt, und der Mensch wäre schlechterdings Herr und Meister seines Daseyns und seiner Fortdauer, wenn er durch ein Machtgebot seines Willens seinen Lebenstrieb zu vernichten vermöchte. Der Trieb ist natürlich selbst bestimmt, und bestimmt wiederum die Form des Lebens. Aller Unterschied unter dem Lebendigen, zwischen Pflanzen und Thieren, zwischen den mannigfaltigen Geschlechtern dieser letzteren, und unter den Menschen zwischen Nationen und Individuen beruht also allein auf der Verschiedenheit des Lebenstriebes und seiner Möglichkeit, sich durch den Widerstand, den er findet, durchzuarbeiten.

Bei den Griechen ging dieser Trieb gerade darauf hin, rein und voll Menschen zu seyn, und des Menschendaseyns in Heiterkeit und Freude zu genießen. Wie der Mensch, nur dadurch daß er fest auf der Erde wurzelt, sich zum Himmel zu erheben vermag, so ist eigentlich keine, noch so erhabene Eigenschaft in ihm etwas anders, als Frucht eines durch Einimpfung göttlicher Ideen veredelten Naturinstincts. Nun hatte auch der rohe und ganz ungebildete Grieche unläugbar zwei Eigenschaften, die, wie gefährlich sie in vieler Rücksicht seyn mögen, doch

gewiß die Entwicklung der Menschheit befördern: Liebe zur Unabhängigkeit und Scheu vor jenem bald finstren, bald trocknen und langweiligen Ernst, der mehr an den Geschäften, als den Genüssen des Lebens hängt. Die erstere wuchs zwar späterhin zu der edelsten Bürgerfreiheit, aber an sich war sie dennoch mehr Abneigung gegen jeden Zwang überhaupt, als tiefer Widerwille des Gemüths gegen den ungerechten allein. Sie erklärte sich daher, und nur zu oft, auch gegen die Nöthigung des selbst gegebnen Gesetzes, und führte mehr zu willkührlicher Wahl selbstgefälliger Lebensart und Beschäftigung, als sie zu einer, wie das Beispiel der Römer zeigt, mehr, als jede andre vereinzelnden und einseitig bildenden politischen Leidenschaft ward. Aber sie entfernte Kasten- Priester- und Sittenzwang, der sonst den Geist so vieler alten Nationen erstickte, ebnete, bis zur Vernichtung, die Ungleichheiten der Stände, und brachte jeden Bürger mit allen in die mannigfaltigste und allgemeinste Berührung. Die andre der beiden angeführten Charakterseiten beruhte vorzüglich auf einer selten unterbrochnen Stimmung zur Fröhlichkeit, die, selbst noch roh, nur ein Eigenthum gutgearteter Gemüther ist, und auf einer glücklichen Gabe unglaublich leichter Reizbarkeit, die, bei der leisesten Berührung irgend eines Gegenstandes der Natur, gleich alle Saiten des Gemüths anklingen, und gleichsam in freien Phantasieen lange nachschwirren läßt. Der Grieche bedurfte nicht so wilder und erschütternder Unterhaltungen als der materiellere Römer, und gab es auch und selbst schon früh, unter ihnen Gladiatorspiele und Stiergefechte, so wurden sie in keiner Zeit bedeutend. Er ließ sich gern vorschwatzen, Mährchen und Geschichten erzählen, ja selbst vorphilosophiren; Oscische und Atellanische Spiele und Possenreißer waren kein Bedürfniß für ihn, und liebte er nicht den trocknen Ernst der Lebensgeschäfte, des Handels, Ackerbaus, der Gerichtshöfe, nach der ermüdenden Art, mit welcher die Römer die Rechtspflege übten, so scheute er keineswegs den tieferen der Wissen-

schaft und Kunst. Mit regsamem Sinn für alles begabt, war ihm endlich einseitige und vorurtheilvolle Schätzung der Dinge fremd, und schon bei Homer erinnert Paris den Hector sehr schön die Gaben keines und keiner der Himmlischen zu verschmähen. Die edelsten Vorzüge einer Nation zu erkennen, ist es manchmal nützlich, sie in ihrer Entartung entstellt zu sehen. Wie nun beschreiben uns die Römer, nicht, wollen wir hoffen, alle Griechen, unter denen die der Voraltern noch Würdigen sich wohl, wie noch jetzt der Ueberwundne, der sich zu ehren versteht, werden in ihren durch jene zerstörenden Weltbeherrscher zur Einöde gemachten Mauern verborgen gehalten haben, aber jene, die nur als eine vornehmere, und da sie sich selbst jeden Tag aufs Neue verkauften, verächtlichere Art von Sklaven, in den Häusern ihrer Reichen umhergingen? Als müßige, neugierige, geschwätzige, unruhige und ewig veränderliche Prahler. Aber selbst in diesen mit Recht verachteten Fehlern ist noch immer ein Funken des alten Geistes sichtbar, noch Freiheit von der Nothdurft des Lebens, noch ein gewisses Hängen an dem, was nicht körperlich den Sinnen, sondern als Hauch gleichsam und Duft nur der Phantasie und dem Geiste schmeichelt, übrig, noch etwas das, wenn es auch der Seele nicht himmlische Flügel leiht, doch die Bürde des Körpers abwirft, über die in der schönsten Zeit Griechenlands Plato so häufige und beredte Klage führt. Der Müßiggang kann wieder zu jener edlen Muße, welche noch der ehrwürdigsten Arbeit bei uns den Namen giebt, die Neugier und Geschwätzigkeit zu Untersuchungsgeist, Beredsamkeit und Poesie, die Unstätigkeit zu schönem Auffassen alles auch noch so verschiedenen Großen und Bewundernswürdigen in der Menschheit und der Natur zurückkehren. Auch in den schönsten Zeiten Griechenlands sind Ruhmbegierde und Liebe zur Geselligkeit so mit einander verschwistert, daß jene, statt weit auszuschweifen, und ihre Befriedigung in der Ferne zu suchen, sich auf diejenigen Gegenstände beschränkte, die unmittelbar im Kreise der Bürger und

Volksgemeinschaft lagen, und augenblicklich auch ebenda die Frucht ihrer Arbeiten pflückte. Darum vorzüglich wurde der Sieg in den großen Spielen so jedem andern Ruhme vorgezogen. Denn er ward im Angesichte der Panhellenen errungen, der Name des Kämpfers und seiner Stadt ertönte laut vor den Ohren der Freunde und Neider, und kehrte nun der Sieger in sein Vaterland zurück, so umstrahlte ihn ewig der Abglanz dieser Verherrlichung. Durch diese in geschäftefreier Muße schöner genossne Geselligkeit erhielt auch die Liebe zum Vaterlande, und da alle Griechen wieder Ein gemeinsames Vaterland kannten, zu Griechischem Boden und Griechischem Himmel einen eignen Charakter. In den Kreis der Landesbewohner stiegen auch die vaterländischen Götter herab, und sie verließen nicht, wie der unbeständige Mensch, ihre einmal festgegründeten Wohnsitze, die einheimischen Heroen nicht ihre Gräber. Ein Verbannter war also nicht bloß getrennt von den leblosen Gefilden seiner Heimath und den Erinnerungen seiner Kindheit und Jugend, sondern auch von den lieblichsten Freuden seines Lebens, den höchsten Gefühlen seiner Brust. Dadurch ward die bei den politischen Einrichtungen Griechenlands so häufige Verbannung eine der reichsten Quellen interessanter Empfindungen unter den Griechen, und wenn Pindar diese schildert, wenn er sagt:

[das Zitat fehlt]

so drückt er nicht mehr als den höchsten Glücksbegriff jedes Griechen aus. Diese wenigen hier angeführten Züge sollen nur dem Einwurf begegnen, daß im Vorigen vielleicht zu viel und etwas zu Erhabnes von dem Griechischen Charakter behauptet sey, nur zeigen, daß derselbe ursprüngliche, selbst in seiner Entartung noch nicht ganz verwischte Anlagen besaß, die, bei glücklicher Entwicklung zu dem Höchsten und Schönsten emporwachsen konnten. Aber der Mensch kennt selten die Göttlichkeit seiner reinen und unverdorbnen Natur, und mistraut ihr, wo er sie

sieht, wie einer fremden Gestalt, oder einem trügerischen Wahnbild. Die Griechen waren aber auch außerdem so glücklich in sich gebildet, und so wohlthätig durch das Schicksal von außen begünstigt, daß jener vorhinerwähnte Trieb selten oder nie von seinem Ziel abirrend, sich auch vollkommen herrschend zu machen verstand. Was schien, nur Werk des Genies seyn zu können, war demnach mehr Werk der Natur, wie sich überhaupt immer im Menschen das am feinsten Ausgebildete unmittelbar an das Ursprüngliche anschließt, das darin nur gleichsam in eine andre Klarheit des Bewußtseyns gesetzt wird; und wie auch im gesellschaftlichen Leben die edelsten und zartesten Individuen nur mit den niedrigsten, noch in natürlicher Schlichtheit lebenden Volksclassen in unmittelbarer Berührung des Sinnes und der Empfindung stehn, und nur die in der unseligen Mitte Schwebenden, bald ohne Gestalt, bald in verzerrter, beides der ächten Natur und der ächten Verfeinerung gleich fremd sind.

Dem allem ungeachtet wird niemand leicht den Trieb, von dem hier die Rede ist, mit instinctartigem Naturzwang, oder untergeordneten Begierden verwechslen oder verkennen, daß es hier nur darauf ankam zu zeigen, daß, da einmal himmlischer und irrdischer Stoff im Menschen gepaart sind, es ungerecht ist, beide einseitig zu scheiden. Nichts des Menschen Würdiges kann in ihm, ohne Freiheit, d. h. ohne Acte, die einzig der Persönlichkeit angehören, emporkommen, also am wenigsten das, worauf seine ganze Individualität d. h. seine Persönlichkeit selbst beruht. Allein auf der andern Seite kann auch das Princip des Lebens nicht anders als thätig, und so wie das in uns Gesetzgebende und Herrschende der Idee entspricht, der Empfindung, als dem ersten Anstoß zu allem Handlen, entsprechend seyn; es kann ferner nicht durch eine gleichsam willkührliche Bestimmung des Willens gesetzt werden, da es vielmehr allem ausdrücklichen Wollen vorhergeht.

Ist man nur einmal sicher den Grundtrieb der Individualität (der als etwas Unendliches sich nie rein und

ganz in der Erscheinung offenbaren kann) nicht mit demjenigen zu vermischen, was man natürliche, auch wohl ursprüngliche Anlagen eines Charakters nennt, so heißt das Ebengesagte mit andern Worten nur soviel, daß dieser Grundtrieb, das Lebensprincip der Individualität, zugleich Freiheit und Nothwendigkeit, und beide, dem Grade und der Beschaffenheit nach, sich in ihm gegenseitig fordernd und bestimmend besitzen, d. h. daß er in dem Gebiete liegen muß, in welchem Freiheit und Nothwendigkeit in einer dritten höheren Idee untergehn. Auch ist sein Erzeugniß: in der physischen Welt der Organismus, in der ästhetischen das Kunstwerk, in der moralischen die geistige Individualität immer ein wahres Unendliches, nemlich etwas aus dem, ungeachtet des nothwendigen Zusammenhanges aller Theile, nicht bloß Freiheit hervorstrahlt, sondern wo jene Nothwendigkeit selbst nur durch Freiheit begreiflich ist.

Was hier Trieb genannt wird, heißt vielleicht richtiger selbstthätige Idee. Ich vermied aber diesen sonst allerdings gleichgeltenden Ausdruck, weil er zu dem Misverstand verleiten kann, als läge die Idee fertig da und führte nun nur sich selbst nach und nach aus, da, meiner Ueberzeugung nach, das Walten der Grundkräfte der Natur, der Inbegriff und die Norm aller Ideen, in einer sich erst durch ihr eignes Wirken bestimmenden Thätigkeit besteht. Auch würde der Begriff eines Triebes (versteht sich immer eines freien und gesetzgebenden) für eine historische Arbeit zweckmäßiger seyn, als der einer selbstthätigen Idee, da die Geschichte nicht, wie die Philosophie, von dem Naturgesetz aus, sondern zu demselben hin, gestützt auf eine Masse aufmerksam gesammelter Erscheinungen geht, und sich jener ursprüngliche Trieb hernach, wie in der Folge an dem Beispiel der Griechen gezeigt werden wird, in einer Menge untergeordneter Neigungen und Bestrebungen, bald wie in glänzendem Wiederscheine, bald wie in halb formlosen Schattenbildern zeigt.

Den unwiderstehlichen, und doch aus dem Theil des

Gemüths in dem nur das selbstgegebne Gesetz herrscht, entspringenden Trieb nennt der Deutsche mit einem keiner andern Nation (da seine Sprache vorzugsweise in dem Gebiete einheimisch ist, das, um ganz ausgemessen zu werden, der Hülfe der Empfindung bedarf) [bekannten Worte] Sehnsucht, und der Mensch hat daher nur insofern einen bestimmten Charakter, als er eine bestimmte Sehnsucht kennt. In jedem Menschen regt sich eine solche, aber wenige sind glücklich genug, daß [sie] sie, sich nicht in widersprechenden Affecten zerstreuend, rein und bestimmt offenbaren, noch weniger, daß sie auf ächt idealischem Wege den Urformen der Menschheit entgegengehn, und am seltensten ist das Glück, daß, ist diese zwiefache Bedingung erfüllt, auch die äußeren Umstände ihr hinlänglich zusagen, durch Befriedigung neue Kraft zu gewinnen.

Die Idealität eines Charakters hängt von nichts so sehr ab, als der Tiefe, und der Art der Sehnsucht, die ihn begeistert. Denn der Ausdruck des Idealischen fügt der Moralität noch etwas Anderes, nicht Höheres (denn sie bleibt immer das Höchste) aber mehr Umfassendes hinzu, da ein idealischer Charakter sich nicht bloß Einer Idee, wie der schlicht moralische der der Pflicht, unterwirft, sondern sich gleichsam allen Ideen, der ganzen unsichtbaren Welt, anbildet, da er, wie der Künstler ein Kunstwerk, so eine Gesinnung hervorzubringen strebt, die wie jenes die Schönheit, so die Menschheit (in ihrem Adel und ihrer Würde) in einem einzelnen Fall darstelle, und da er endlich im wahren Verstande schöpferisch ist, indem er die, sonst nur den Gedanken vorschwebende Idee höchster Menschheit in eine Thatsache der Natur verwandelt. Dazu reicht nicht bloß Berichtigung des Denkens und Übung des Wollens hin, das Gemüth muß fähig gemacht werden für das, woran kein Begriff und keine Empfindung reicht, und was, wenn es die Einbildungskraft frei zu bilden scheint, von ihr aus der Tiefe der Natur geschöpft wird; mit anderen Worten, die Idee, welche die Seele und das Leben der Natur ausmacht, und von der

alle Bedeutung und Form in ihr herrührt, muß dem Gemüthe erscheinen und die Liebe erwecken, deren unmittelbare und natürliche Frucht jene hohe und göttliche Sehnsucht ist.

Sehnsucht wird vielleicht Manchem ein tändelnder Ausdruck eines verzärtelten Zeitalters scheinen, der denselben lieber mit dem, unmittelbarer auf Leben und Handlen gehenden Streben vertauschte. Allein Sehnsucht und Streben, auch beide gleich erhaben genommen, sind nicht durchaus gleichbedeutende Ausdrücke, da in jener mit dem Wort auch die Unerreichbarkeit des Ersehnten und die Unbegreiflichkeit ihres Ursprungs ausgesprochen wird, dieses mehr von klar gedachtem Begriff zu bestimmtem Zweck geht; das Streben durch Schwierigkeiten und Hindernisse geschwächt und vereitelt werden kann, vor der Sehnsucht aber, wie durch einen in ihr selbst liegenden Zauber, jede Fessel zerbrochen zu Boden fällt. Der erfindende Künstler sehnt sich nach der Erreichung der Schönheit, die in noch unfixirter Gestalt seiner Einbildungskraft vorschwebt; erst nach gefaßtem Gedanken, strebt er diesem mit seiner Ausführung nahe zu bleiben. Der Römer hatte ein eifriges, ernstes, kraftvolles Streben, aus dem eine zusammenhängende Thätigkeit, und sichere, stufenweis fortschreitende Resultate erwuchsen. Der Grieche war von Sehnsucht begeistert, sein absichtliches und weltliches Treiben war oft sehr zerstreut und zerstückt, aber nebenher und ungesucht entkeimten jener Sehnsucht himmlische und bezaubernde Blüthen. In welcher Beziehung diese auch zu der Welt steht, wie jedes größeste Unternehmen, es sey gerichtet auf Freiheit und Ruhm des Vaterlandes, oder auf Wohl der Menschheit überhaupt, nur mehr dadurch geadelt wird, daß man vermittelst ihrer vor allem die Ideen ins Auge faßt, welche auf diese Weise der Wirklichkeit aufgeprägt werden sollen, ja wie kein Mensch groß genannt zu werden verdient, und wäre er der segenvollste Wohlthäter des Menschengeschlechts, wenn ihn nicht der Hauch einer solchen Sehnsucht berührt,

müßte an einem andern Orte ausgeführt werden, wenn es nicht schon von selbst klar wäre.

Trägt man diese Ideen in die aufmerksame Betrachtung des Lebens über, so wird man, am meisten an sich selber, bald gewahr, daß es eine dreifache Art der Erziehung giebt, die der Aufhellung des Verstandes, der Stärkung des Willens, und des Hinneigens zu dem nimmer Ausgesprochnen und ewig Unaussprechbaren, dergleichen die körperliche und geistige Schönheit, die Wahrheit in ihren letzten Gründen, und die Freiheit ist, durch die in der leblosen Natur die Form die Masse, in der lebendigen der freie Gedanke die blinde Gewalt überwindet. Die letzte würde am besten die des Gemüths zur Religion genannt werden, wäre dieser Ausdruck nicht zugleich so edel und so gemisbraucht, daß man immer besorgen muß, bald durch das Erhabenste ihn selbst, bald durch ihn (in seiner Herabsetzung) das höher Gedachte zu entweihen. Die beiden ersten Erziehungen können das Werk der Belehrung und des Beispiels seyn; aber die letzte gehört allein der Seele selbst und der Erfahrung des Lebens an, vorzüglich dem glücklichen Hange die Welt auf sich wirken zu lassen, und ihr Wirken in selbst geschaffener Einsamkeit zu verarbeiten; und hier offenbart es sich, was ein recht gestimmtes, zugleich starkes und mildes Gemüth aus den mannigfaltigen Regungen zu machen versteht, die, wie Begierde, Liebe, Bewunderung, Anbetung, Freude, Schmerz und welchen Namen sie führen mögen den Busen bald freundlich besuchen, bald heftig bestürmen. Denn diese und alle andern Affecten sind die wahren Erweckungsmittel jener hohen und edlen Sehnsucht, so wie sie selbst wiederum, sie durch Stärkung läuternd, als die Reinigung derselben angesehen werden kann, und wessen Brust (wozu Frauen meistentheils besser gestimmt und durch ihre Lage mehr begünstigt sind als Männer) sie am häufigsten und mächtigsten durchwogt haben, in dem reift sie zur edelsten und wohlthätigsten Stärke.

Wie daher jeder irgend würdige Charakter Kraft

und Energie des Willens, so fordert ein idealischer noch insbesondre, daß der jedem Menschen beiwohnende intellectuelle Trieb zu einer so bestimmten und herrschenden Sehnsucht werde, daß er dem Individuum eine eigenthümliche, den Begriff der Menschheit mehr oder minder erweiternde Gestalt gebe. Wie das Leben überhaupt als ein theilweis gelingender Kampf des Geistigen mit dem Körperlichen betrachtet werden muß, so ist die Bildung der Individualität durch die Herrschaft des sie lenkenden Grundtriebs der äußerste Gipfel des errungenen Sieges. Sie ist ebendadurch der letzte Zweck des Weltalls; wenn man den Blick von ihr abwendet, ist jedes, auch scheinbar noch so edle Bemühen niedrig, mechanisch und irrdisch; und das erforschte, erkannte, ausgemessene Universum, die ergründete Tiefe der Wahrheit, die erflogene Höhe des Gefühls sind eitle Schaugepränge spielend verschwendeter Kräfte, wenn sie sich nicht endlich in dem denkenden, redenden, handlenden Menschen lebendig offenbaren, wenn nicht das, was sie in ihm wirkten, aus seinen Blicken zurückstrahlt, seine Worte und Handlungen nicht von ihnen Kunde geben.

Jedem wohnt unstreitig ebensowohl ein solcher bestimmter Charakter- als ein bestimmter physischer Organisationstrieb bei, aber der Unterschied zwischen beiden ist nur der, daß indeß der letztere (einige wenige Fälle ausgenommen) immer seinen Endzweck erreicht, diesem der seinige nur äußerst selten in dem Grade gelingt, daß der Stoff, vollkommen besiegt, treu und rein seine Gestalt annehme. Ja, es läßt sich nicht einmal füglich denken, daß, wenn man auch der Meynung beipflichten wollte, daß es in irgend einer Epoche der Schöpfung ein chaotisches Fluten der Bildungsformen gegeben habe, und die Umrisse der Gestalten, und die Organe des Lebens erst lange diesseits und jenseits geschwankt hätten, ehe sie in die nun bestimmten Schranken und festgeschiednen Geschlechter zurückgetreten wären, daß, sage ich, jetzt eine gleiche Epoche der moralischen Bildungsformen herrsche, obgleich

übrigens eigentlich idealische Charaktere allerdings das Vorrecht besitzen, einzeln zur Gattung zu werden. Vielmehr wird alle Zeiten hindurch ihre Anzahl nur klein seyn, am kleinsten die derer, die auf bedeutende Weise im handlenden Leben auftraten, wie unter den Griechen Aristides, Socrates, Epaminondas, Philopömenes und andre, Scipio und Cato unter den Römern, Luther und Friedrich in der neuen Geschichte; bei mehreren wird sich, wie bei so vielen Dichtern und Weisen, die mehr in Gesinnung als Handlung übergegangene Form nur in ihren Werken spiegeln, und die meisten werden nur einzelne, hervorstechend ausgearbeitete Züge, nur Elemente der Idealität, nicht sie selbst zeigen, und nicht besser wird es ganzen Nationen ergehen.

Nationen indeß gehören zu den größeren Erzeugnißen der Naturkräfte, in denen ihr Wirken sich in dem Grade mehr gleich bleibt und das Gewirkte ähnlicher ins Auge fällt, in welchem der Wille des Einzelnen sich in der Masse verliert. Wie die Natur an gewissen Küsten Korallenriffe zusammenhäuft, in gewissen Erdstrichen Familien von Pflanzen sprossen läßt, so verstreut sie Geschlechter und Stämme, und wenn diese auch bald die Hügel und Flüsse, und endlich auch die Gebirge und Meere überwandern, welche sie absondern, so wirkt doch immer sie in zwei mächtigen Dingen, der Zeugung und der Sprache fort, in deren erstem ihre dunkeln und geheimnißvollen Kräfte ganz schalten, und von welchen die letztere gleichfalls durch das, was ihr erst Nachdruck und Farbe giebt, den Ton, die Weile, und das ursprünglich unwillkührliche Verknüpfen des Körperlichen und Geistigen ihr angehört. Wenn es daher auch schwerer ist, einen idealischen Nationencharakter zu finden, und wenn man auch, um gerecht zu seyn, nur den Griechen ausschließend diesen Vorzug einräumen darf, so muß man dennoch gestehen, daß, um sich idealische Charakterform vor dem Gemüthe zu bilden, um sich durch einzeln erblickte Seiten und Bestrebungen zu ihrer eignen Erzeugung zu begeistern

und anzufeuren, die Betrachtung keiner unnütz oder entbehrlich genannt werden kann.

Natur und Idee (wenn man dieses Wort, absolut gesetzt, für den Typus des Universums, der sich, mit selbstthätiger Kraft begabt, nach und nach lebendig offenbart und bildet, gebrauchen darf) sind Eins und dasselbe. Natur ist die Idee, als wirkende Macht; die Idee die Natur als reflectirter Gedanke. Im einzelnen Menschen kommen beide nur getrennt vor, die Idee als Gedanke, die Natur als Begierde, und können nur unvollkommen verknüpft werden, durch immer und jedem mögliche Anstrengung im Willen, oder durch Glück im Genie. Alle Idealform offenbart sich daher leichter da, wo, wie in dem Charakter ganzer Nationen, mehr Naturantheil herrschend ist.

Ehe ein idealischer Charakter auftritt, kann niemand sein Daseyn errathen, er ist eine reine und neue Schöpfung, er ist nicht zusammengesetzt aus schon bekannten Elementen, sondern eine ewig junge, ewig neue, unerschöpfliche Kraft goß dieselben in ihm zu einer neuen Gestalt um. Wer hätte, um zuerst nur bei poetischen Charakteren stehen zu bleiben, einen Oedipus vor Sophokles, einen Othello vor Shakespear geahndet? wer ein Volk, wie die Geschichte der Griechen uns zeigt, nur für möglich gehalten? Dies indeß ist bei jedem Individuum der Fall; von jedem ist die Idee nur dadurch möglich, daß sie als Thatsache erscheint. Hierbei können wir uns nicht erwehren zu bemerken, wie wenn man die Individualität bloß als ein Gerinnen des Stoffes um gewisse Bildungspunkte, als die Bestimmung einer Kraft in Einem Moment, an den sie nun tausend und tausend andere anknüpft, an Einem Ort, von welchem aus sie das Universum durchschweift und sich aneignet, als eine Unendlichkeit, die sich niemals wiederholt und niemals erschöpft, als eine Einheit die in der wundervollsten Verschiedenheit immer dieselbe Laufbahn, von demselben Ursprung zu demselben Ziele zurücklegt, wie, sage ich, wenn man die Individualität auf diese Weise ansieht, ihre Betrachtung einen von dem

Werth oder Unwerth der Einzelnen ganz unabhängigen Reiz hat.

Aber wenn die Individualität idealisch seyn soll, muß sie durch mehr, als bloß Neuheit, überraschen, eine große, würdige, allgemeine Idee von der Menschheit dergestalt offenbaren, daß sie, nur durch ihre Form begreiflich, durch sie nur geschaffen scheint. Ein idealischer Charakter muß Schwung genug haben, sich und mit ihm seine Beschauer aus dem engen Gebiete der Wirklichkeit in das weite Reich des Gedankens zu versetzen; er muß den Ernst des Lebens nur in dem Ernst der Ideen erblicken, die es erweckt, seine Schrecknisse und Schmerzen zur Erhabenheit retten, seine Freuden und Genüsse zur Grazie und intellectuellen Heiterkeit erweitern, in allen Kämpfen und Gefahren desselben als ein Ringer erscheinen, der bestimmt ist dem Großen, Edlen und Unvergänglichen in der Menschheit den Sieg über das Niedrige, Beschränkte und Vergängliche zu erstreiten. Daher ist Freiheit in jedem edleren Sinne des Worts seine unerlaßlichste Bedingung, tiefe Liebe zu Weisheit und Kunst seine treue Begleiterin, Milde und Anmuth seine untrüglichen Merkmale.

Wir haben im Vorigen des Epaminondas, als eines idealischen Charakters erwähnt, und wenn man von den Heldenzeiten zurückgeht, wo Fabel und Geschichte sich mit einander vermischen, so weiß ich in der That nicht, ob das ganze Alterthum einen mehr vollendeten und mehr dichterischen aufweist. Edelerworbener Ruhm seiner Vaterstadt, und die Freiheit von Hellas sind die einzigen Gefühle, die ihn beseelen; kein Blut färbt sein Schwert, als das dafür vergoßne; wie der Sieg errungen ist, wird er fröhlicher Gründer friedlicher Städte; wie Griechenland seiner nicht mehr bedarf, kehrt er in den bescheidenen Kreis seiner Bürger zurück, und übt genügsam Weisheit und Kunst. Die Gefahren des Volksgerichts und des Todes zerstreut er durch ruhige Heiterkeit, und still ernsten Stolz und löst sie in gefälligen Scherz auf; kein Glück macht ihn vermessen, und kein Mißgeschick trübt den

Glanz seines Ruhms; noch dem Tode gebeut er, und vergeudet das Leben erst, da er des Siegs seiner Bürger gewiß ist. Wo giebt es ein erhebenderes Schauspiel, als den Aufbau Messenes? Nach gelungenem Kampf um die Freiheit, hatte Epaminondas eine der edelsten, friedfertigsten, und durch ihre unverschuldeten Unglücksfälle, und das Mislingen aller äußersten Anstrengungen heldenmüthiger Vaterlandsliebe rührendsten Nationen Griechenlands, nach einer Abwesenheit von Jahrhunderten, wieder in ihr Vaterland zurückgeführt, und gab ihnen, nicht ohne günstiges Zusagen der Himmlischen, eine neue Stadt. Nachdem nun den Göttern geopfert worden war, von Epaminondas und den Thebanern dem Bacchus und Ismenischen Apoll, von den Argivern der Juno und dem Nemeischen Jupiter, von den Messeniern dem Ithometischen und dem Heldenzwillingspaar, dessen Zorn jetzt versöhnt schwieg, und von den tiefer eingeweiheten Priestern den großen Göttinnen und dem Ueberbringer des geheimnißvollen Dienstes, luden sie die Heroen ein, in den künftigen Mauern zu wohnen, zuerst Messene, die Tochter des Triopis, dann Eurytus, Aphareus und seine Söhne, die Herakliden Cresphontes und Aepytus und vor allem den edeln aber unglücklichen Aristomenes, und nun verbrachten die drei verschwisterten Nationen, Zurückführer und Zurückgeführte, den Tag in gemeinschaftlichen Opfern und Gebeten. Darauf an den folgenden erhob sich der Umkreis der Mauern, und in ihnen stiegen die Häuser und Tempel empor, und zu dem Gewühle der Arbeit erschallten Argivische und Thebanische Flöten, auf denen die einfachen Weisen des alten Sacadas, und die künstlicheren des späteren Pronomos wetteifernd um den Preis rangen. Es waren die letzten schönen Blüthen ächt Griechischen Sinnes, die aufkeimten unter Epaminondas pflegenden Händen, und mit ihm, nachher nie wiederkehrend, dahinstarben.

Zwei Gründe machten es nothwendig, tiefer, und selbst mit Gefahr abzuschweifen vom Hauptgegenstande, in diese Betrachtungen einzugehn; es hätte sonst weder der

wesentlichste Zug des Griechischen Charakters, noch unsre Ansicht des Verhältnisses desselben zu der neueren Zeit, deutlich erkannt werden können.

Denn wenn nicht das Daseyn einer solchen tiefen und reinen Sehnsucht in jeder edleren menschlichen Brust gehörig berührt worden wäre, wenn wir nicht darauf aufmerksam gemacht hätten, daß sie das Princip ist durch das jede Individualität die ihr zustehende Vollendung erhält, so wäre nie hinlänglich klar geworden, wie die Idealität des Griechischen Charakters nur von der Natur und Beschaffenheit dieser ununterbrochen lodernden, ewig erwärmenden und begeisternden Flammen möglich war. Wir haben im Vorigen die eigenthümliche Eigenschaft der Griechen in einen gewissen, sie beseelenden Drang gesetzt, das höchste Leben, als Nation, darzustellen, und wir haben ferner gesagt, daß gleichsam die natürliche Anlage ihres Wesens sie dahin führte, weil sich das Streben, nur schlechthin rein und voll Menschen zu seyn, bei ihnen innerlich bestimmter, und äußerlich mehr von den Umständen begünstigt aussprach.

Allein dies Streben trug von den frühesten Zeiten, die wir kennen, schon das Gepräge jener höheren Sehnsucht an sich. Denn je mehr der Grieche Mensch war, desto mehr betrat er gleichsam den Boden nur mit den Füßen, um sich mit dem Geist über denselben zu erheben. Ueberall knüpft er das Ueberirrdische an; von jedem Punkte aus schaft er sich ein unabhängiges Reich der Gedanken und der Phantasie; sein liebster Genuß war Geselligkeit, Mittheilung von Ideen und Empfindungen; in der Arbeit schätzte er mehr das Erringen als das Errungene; zu beweglich, um sich irgend fesseln zu lassen, trug er sowohl in das Familien- als in das Staatsverhältniß mehr Freiheit hinüber, als sich jedesmal mit der Festigkeit beider vereinigen ließ; ja seine Vaterlandsliebe selbst war mehr Liebe zu dem Ruhm, als zu dem Wohlstand und der Erhaltung desselben.

Einige dieser Züge und vorzüglich die letzteren ge-

hören gewöhnlich nur wilden Nationen vor dem Zustande der Civilisation an, und verwischen sich mit dem Eintritt in die Gesellschaft. Der Grieche zeichnete sich aber gerade dadurch aus, daß er sie, mitten in derselben, beibehielt und ausbildete, und sein natürlicher Charakter unmittelbar zu seinem idealischen wurde, und dies bekräftigt aufs neue die Gegenwart jener ihn in seinem rohen und seinem feiner gebildeten Zustande gleich treu begleitenden Sehnsucht in ihm, die bei ihm zwar geradezu auf das Intellectuelle und Ueberirrdische, aber in diesen auf dasjenige hingieng, was sich vor Sinn und Phantasie in Ton und Umriß gestaltet. Er war daher glücklich genug dem letzten Ziele, zu dem sich eine Nation zu erheben vermag, ohne inneren Widerspruch und Kampf, und gleichsam instinktmäßig nachstreben zu können. Denn das Geschick waltet über den Nationen, wie über den Individuen; die einen stattet es ärmlicher, die andern reichlicher aus, und nur wenigen wird es, sich gerade und unverworren des Strebens bewußt zu seyn, das sie vorzugsweise zu verfolgen bestimmt sind.

Eine etwas nähere Beleuchtung des Wesens der Individualität war aber zweitens nothwendig, weil die Erforschung der Oekonomie des Schicksals mit derselben, wenn der Ausdruck erlaubt ist, und die Untersuchung, welche Charaktere die Nation und die Jahrhunderte aufgestellt haben, die der Gegenstand unsrer Betrachtung sind, und wieviel sich noch jetzt aus den Trümmern beider retten, und zu unsrem Gedeihen anwenden läßt, immer ein Hauptaugenmerk dieser Arbeit bleiben wird. Denn da hierin, daß nemlich der Ablauf der Jahrhunderte sey es in Individuen oder Nationen, nach und nach immer einen höheren Begriff der Menschheit, als Thatsache, aufstelle, der Zweck alles menschlichen Strebens besteht, so darf auch keine die Geschichte nur von fern berührende Untersuchung ihre Blicke anderswohin wenden, am wenigsten eine die Griechen betreffende, die unläugbar das Alterthum an die neuere Zeit wiederanknüpft. Und dies ist nun doch die Ansicht

von der wir ausgehen. Das Leben soll, durch die Fülle seiner Bewegung, Ideen, erhaben über sich selbst und über jede Wirklichkeit, helfen zu erschaffen; der Mensch eine Kraft besitzen, zugleich durch eigne Anstrengung und Gunst des Schicksals, geistige Erscheinungen hervorzubringen, die, gegen die Vergangenheit gehalten, neu und für die Zukunft fruchtbar sind; und wie die Kunst in der idealischen Schönheit eine reine und unkörperliche Idee aufsucht oder besser erzeugt, nicht anders soll die Philosophie die Wahrheit, und das handelnde Leben die Charaktergröße zu erzeugen im Stande seyn; alles soll also immerfort in Thätigkeit und in schöpferischer Thätigkeit verharren; alles auf Ergründung des noch Unbekannten, und Hervorbringung des noch nicht Gesehenen hinauslaufen; jeder auf einem Punkte zu stehen glauben, den er noch weit hinter sich zurücklassen muß.

Wer hiermit nicht übereinstimmt, wer sich einbildet, daß die höchste Kunst nur in Erreichung gefälliger Wahrheit, die höchste Philosophie nur im Zusammenordnen deutlich entwickelter Begriffe, der höchste moralische Werth nur in wohlgeordneter Glückseligkeit, oder einer durch bloße Gesetzmäßigkeit erreichbaren Privat und gesellschaftlichen Vollkommenheit bestehe, ohne zu empfinden, daß Schönheit, Wahrheit und Charaktergehalt aus einem in seiner Beschaffenheit und Wirkungsart unbegreiflichen Streben entspringen, und statt nach vorhandenem Maßstabe beurtheilt werden zu können, selbst durch die That den Maßstab zu eigner und fremder Beurtheilung aufstellen, von dem müssen wir gleich hier scheiden. Ihm muß schon alles bis jetzt über die Griechen und ihr Verhältniß zu uns Gesagte übertrieben und chimärisch erscheinen, und da der Punkt, in welchem für uns erst die Wahrheit beginnt, ihm gerade das Ende derselben bezeichnet, so können unsre beiderseitigen Wege sich schlechterdings in keinem Schritte begegnen.

Nachdem nun bisher nicht sowohl bewiesen, da es eigentlich keines Beweises bedarf, als nur nach dem allgemeinen und von keinem abgeläugneten Eindruck gezeigt

ist, daß die Griechen einen idealischen Charakter besitzen, und nachdem wir angedeutet haben, worin derselbe eigentlich liegt, werden wir nur noch die Natur seiner Idealität genauer, und vorzüglich im Gegensatz mit unserer modernen, zu bestimmen haben. Denn es wird hier nicht eigentlich eine Schilderung des Griechischen Charakters überhaupt, sondern nur eine Beleuchtung seiner Idealität beabsichtet, eine Beantwortung der Fragen: ob dieselbe in der That wahr, oder nur scheinbar ist? worauf sie beruht? und wie sie von uns zu unserem Frommen behandelt werden muß?

Die Begeisterung wird nur durch Begeisterung angezündet, und die Griechen üben nur dadurch eine so wunderbare Wirkung auf uns aus, daß jene sie durchglühende himmlische Sehnsucht sich lebendig in ihnen ausspricht. Sonst wäre auf keine Weise begreiflich, weder wie oft selbst unbedeutende Ueberreste von ihnen die Seele so tief erschüttern, noch wie mancherlei Widersprüche und Mängel, die wir in ihnen antreffen, nicht jenen Eindruck in uns stören sollten. Es ist lange ein Misgriff gewesen, und ist es oft noch jetzt, ihre Werke, statt mit ihnen selbst, mit den Gattungen, zu welchen man sie in wissenschaftlicher Beziehung rechnen kann, zu vergleichen, statt aus ihnen nur rein und klar den großen und anmuthigen Geist ihrer Urheber zu schöpfen, in denselben Regeln und Theorien suchen zu wollen. Solange eine Nation die altGriechischen Werke wie eine Literatur, wie in der Absicht etwas Wissenschaftliches hervorzubringen gemacht ansieht, wie man es mit der neueren, der Römischen, ja der Griechischen selbst seit Alexander kann, solange ist zwischen der ächten Griechheit und ihr eine eherne Mauer gezogen, und solange schweigen ihr Homer und Pindar und alle jene Heroen des griechischen Alterthums.

Nur der Geist, nur die Gesinnung, nur die Ansicht der Menschheit, des Lebens und des Schicksals ist es, was uns anzieht und fesselt in den Ueberbleibseln jener Zeit, die das wundervolle Geheimniß besaß, zugleich das Leben

in seiner ganzen Mannigfaltigkeit aufzurollen, die Brust in ihren gewaltigsten Tiefen zu erschüttern, und dann das Wogen der so aufgeregten Phantasie und Empfindung durch einen immer zugleich bewegenden und beruhigenden Rhythmus zu beherrschen. Man muß ihnen gewißermaßen schon ähnlich gestimmt seyn, um sie zu verstehen, nicht bald ihre Tiefe zu übersehen, bald ihre Zartheit zu verkennen; aber es ist merkwürdig, daß diesem Verständniß nichts so nachtheilig, als einseitige Bildung, und nichts minder nothwendig, als Kenntniß oder Gelehrsamkeit ist. Von den Römern z. B. ist es schwer zu glauben, daß sie in den Geist der Griechen je nur einigermaßen tief eingedrungen wären. Von Cicero, Horaz, Virgil, dem Augustischen und den folgenden Zeitaltern ließe sich das Gegentheil sogar durch einzelne Thatsachen beweisen, und wenn vielleicht in irgend einer Periode die Römer die Griechen einfacher und natürlicher faßten, war es in der des Ennius, Plautus und Terenz. Sogar in den neueren Nationen ist es noch sichtbar, daß von den früher und vorzugsweise mit den Lateinischen Schriftstellern vertrauten die Griechischen leicht halb oder unrichtig verstanden werden. Den Deutschen kann dagegen niemand absprechen, sie treu und wahr zu erkennen; und doch waren die Römer selbst Abkömmlinge der Griechen, lebten zu gleicher Zeit mit ihnen, und besaßen eine Sprache die gewissermaßen für einen Dialekt der Griechischen gelten kann, da wir mehr als 2000 Jahre von ihren schönsten Zeiten entfernt sind, und eine Sprache reden, die nur vielleicht als später gebildete und minder begünstigte Schwester, sich einer gleichen Abkunft mit der ihrigen rühmen kann. Eine so wunderbare Verschiedenheit in den Bildungsschicksalen der Nationen verdiente eine genauere Beleuchtung und eine erschöpfende Aufsuchung ihrer Ursachen, wenn diese nicht hier zu weit vom Ziel abführen würde.

Wenn der Mensch den Menschen interessirt, so ist es nicht sein körperliches Genießen und Leiden, sein äußerliches Thun und Treiben, welche die Theilnahme des

Höchsten in unsrem Gemüthe an sich reißen, sondern die allgemeine Menschennatur in ihm, das Weben ihrer Kraft im Handeln und Leiden; wenn die Geschichte für uns Reiz hat, verlangen wir nicht gerade zu wissen, wie dieser oder jener Menschenhaufe drängte oder gedrängt wurde, siegte, oder unterlag, sondern wir wollen, wie in einem großen Bilde, und, gleichsam dem Vermögen unsrer bloß nachsinnenden Vernunft, in der Erfahrung schauen, was das Schicksal über den Menschen, und noch mehr, was er über das Schicksal vermag. Nichts ist ermüdender, als die Mannigfaltigkeit der Wirklichkeit, die zahllose Menge ihrer Zufälligkeiten, wenn nicht aus ihr am Ende eine Idee hervorstrahlt, allein selbst ihre größeste Anzahl scheint uns gering, wenn der Geist, vom Gegenstande geleitet, den Weg zu dieser entdeckt hat. Denn die Einfachheit der Idee läßt sich, ähnlich einem vielseitig geschliffenen Spiegel, einmal nur in der Vielfachheit der Erscheinungen erkennen. Wo also ein Mensch, eine menschliche Handlung oder ein menschliches Ereigniß, die ihnen entsprechende Idee, am sichtbarsten, wie nur in leichter Hülle verschlossen, mit sich herumtragen da ergreifen sie am lebendigsten das Gemüth, und wirken am wohlthätigsten auf dasselbe.

Und dies ist der Fall der Griechen. Der Grieche behandelte alles symbolisch, und indem er alles, was seinem Kreise naht, in ein Symbol umschafft, wird er selbst zum Symbol der Menschheit, und zwar in ihrer zartesten, reinsten und vollkommensten Gestalt.

Der Begriff des Symbols wird nicht immer richtig gefaßt, und oft mit dem der Allegorie verwechselt. In beiden wird allerdings eine unsichtbare Idee in einer sichtbaren Gestalt ausgedrückt, aber in beiden auf sehr verschiedene Weise. Wenn die Griechen den Bacchus nach Flügeln (III. 19, 6. Pausanias) zubenannten, den Mars in Fesseln bildeten, so waren dies allegorische Vorstellungen, und ebenfalls eine solche war die Ephesische Diana. Denn es war eine deutlich gedachte Idee willkührlich an ein Bild geknüpft. Hingegen Bacchus und Venus selbst, der

Schlaf, den Musen als Liebling beigesellt (Pausanias II. 31, 5.) und so viele andre Gestalten des Alterthums sind wahre und eigentliche Symbole. Denn indem sie von einfachen und natürlichen Gegenständen ausgehen, von einem von wohlthätig üppiger Kraft überfließenden Jüngling, einem Mädchen, das, eben aufblühend, sich dieses Aufblühens mit Befremden bewußt wird, der Freiheit, mit der die Seele im Schlafe, aller Sorgen entfesselt durch das leise verknüpfte Reich der Träume schweift, indem sie, sage ich, von diesen Gegenständen ausgehen, kommen sie zu Ideen, die sie vorher nicht kannten, ja die ewig an sich unbegreiflich bleiben, und sich abgesondert niemals rein auffassen lassen, ohne wenigstens ihrer Individualität und ihres eigentlichen Wesens beraubt zu werden, wie z. B. die der Quellen der dichterischen Begeisterung, die, wie es Schiller so schön ausdrückt, hervorbricht, erst dann sich mächtig regt, wenn, wie im Schlafe die Glieder, die kälteren Kräfte gleichsam erstarrt ruhen, und das Leben, wie der Traum, mit einem neuen Glanz übergießt. Je tiefer und schöner man z. B. in dem letzteren Fall die Idee des Schlafes faßt, wo der Mensch, im Vertrauen auf die schützende Gottheit das wachsame Auge schließt, die schützende Rechte entstrickt und sich nackt und wehrlos hingiebt, wo er freudig sich vom Getümmel des Lebens in den Schooß einsamer Nacht zurückzieht, froh selbst dem Genuße entsagt, und sich nur dem reinsten und ätherischsten Theil seines Wesens, der nie schlummernden Einbildungskraft überläßt, wo er erwacht bald aus entzückenden Träumen mit wehmüthiger Rührung, daß er erst sein Daseyn gleichsam vernichten muß, um Götterseligkeit mit müheloser Ueberwindung der Schwierigkeiten zu schmecken, bald aus furchtbaren, tief erschüttert, daß Geister und Schicksale vielleicht tückisch ihm auflauren, die ihm die blendende Helle des Tages verbirgt, wo er endlich mit jedem Auf- und Niedergange der Sonne, wie in einem kurzen Vorspiel die große Bahn seines Daseyns immer von neuem vollendet und wieder beginnt — je tiefer und

gehaltvoller erscheint ihm auch die in diesem Bilde ausgedrückte Idee. Denn das Symbol hat das Eigenthümliche, daß die Darstellung und das Dargestellte immer wechselsweise den Geist einladend nöthigen länger zu verweilen und tiefer einzugehen, da die Allegorie hingegen, wenn einmal die vermittelnde Idee aufgefunden ist, wie ein gelöstes Räthsel, nur kalte Bewunderung oder leichtes Wohlgefallen an anmuthig gelungner Gestalt zurückläßt.

Die bloße und eigentliche Allegorie ist den Griechen sehr fremd, und gehört, wo sie sich findet, wohl noch meistentheils späten Zeiten an; denn wo der Sinn gewichen ist, die Symbole zu erkennen, werden sie leicht zur Allegorie herabgewürdigt.

Anhang.

Bruchstücke einer späteren Fassung der „Skizze über die Griechen.“

(Wolf und Buttmann, Musèum der Altertumswissenschaft 1, 126—129 Anmerkung; 133—137 Anmerkung).

1.

Das allgemeine Interesse der obigen Tendenz wird vielleicht manchem Leser näher gerückt, wenn ich hier einige in einem Briefwechsel verstreute Gedanken eines Gelehrten mittheile, *συμφιλολογοῦντός τινός ποϑ' ἡμῖν καλȣ̃ κἀγαϑȣ̃*, wie man deren in unsern Zeiten höchst selten unter Männern seines Standes findet. Die durch einen angenehmen Zufall mir vorliegenden Bruchstücke sind zwar vom Jahre 1788, doch geht ihnen dadurch nichts von der Neuheit ab, die alles das haben wird, was der in Geschichte und Philosophie mit dem hellesten Blick und dem tiefsten Sinn forschende Verfasser dem Publicum allzu lange vorenthält.

„Die Betrachtung der Werke des Alterthums ist gewiß dann am fruchtbarsten, wenn man nicht sowohl auf sie selbst sieht, als auf ihre Urheber und die Perioden, aus denen jedes herstammt. Nur diese Betrachtungsart kann zu wahrer philosophischer Kenntniß des Menschen führen, in sofern sie uns nöthigt, den Zustand

und die gänzliche Lage einer Nation zu erforschen und alle Seiten davon in ihrem großen Zusammenhange aufzufassen. Das Streben nach einer solchen Kenntniß (da niemand eigentliche Vollendung derselben hoffen darf) kann man jedem Menschen, als Menschen, in verschiedenen Graden der Intension und Extension unentbehrlich nennen, nicht nur dem handelnden, sondern auch dem mit Ideen beschäftigten, dem Historiker im weitesten Sinne des Wortes, dem Philosophen, dem Künstler, auch dem bloß Genießenden. Um von dem Manne im größern praktischen Leben zu reden: wenn er wirklich des höchsten Zweckes aller Moralität, der wachsenden Veredlung des Menschen, eingedenk ist, so wird er durch kein Studium besser belehrt, was er moralisch unternehmen dürfe, und politisch mit Erfolg unternehmen könne; so daß von dieser Seite sein Verstand geleitet wird. Aber auch sein Wille wird dadurch geleitet. Alle Unvollkommenheiten des Menschen lassen sich auf Mißverhältnisse seiner Kräfte zurückführen: indem nun jenes Studium ihm die Totalität zeigt, werden die Unvollkommenheiten gewissermaßen aufgehoben, und es erscheint zugleich die Nothwendigkeit ihres Entstehens und die Möglichkeit ihrer Ausgleichung, wodurch das vorher einseitig betrachtete Individuum nach diesem Ueberblick gleichsam in eine höhere Classe versetzt wird."

„Von dem bloß genießenden Menschen ließe sich eigentlich nichts sagen, da der Eigensinn des Genusses keine Regel annimmt. Aber ich setze mich hier in die Stelle, nicht gerade der edelsten Menschen, aber der Menschen in ihren edelsten Momenten. In diesen nun sind die vollkommensten Freuden diejenigen, welche man durch Selbstbetrachtung und durch Umgang in seinen mannichfachen Abstufungen empfängt. Je höher solche Freuden sind, desto eher sind sie zerstört ohne ein scharfes Auffassen des Seyns unserer selbst und Anderer: aber dies ist nicht möglich ohne eindringendes Studium des Menschen überhaupt. Diesen Freuden an die Seite treten billig diejenigen, welche der ästhetische Genuß der Werke

der Natur und der Kunst gewährt. Diese wirken vorzüglich durch Erregung der Empfindungen, welche von den äußern Gestalten, wie von Symbolen, geweckt werden. Je mehr nun lebendige Ansichten möglicher menschlichen Empfindungen uns zu Gebote stehen, desto mehr äußerer Gestalten ist die Seele empfänglich. Selbst der sinnliche Genuß wird so vervielfacht, erhöht und verfeinert, indem die Phantasie ihm das reiche Schauspiel seiner möglichen Mannichfaltigkeit nach der Verschiedenheit des Genießenden zugesellt, und indem sie dadurch gleichsam mehrere Individuen in eins vereinigt. Endlich mindert sich durch eine solche Ansicht das Gefühl auch des wirklichen Unglücks. Das Leiden, wie das Laster, ist, näher betrachtet, immer nur partiell: wer das Ganze vor Augen hat, sieht, wie es dort erhebt, wenn es hier niederschlägt."

2.

„Lassen Sie mich itzt nur einige von den Seiten berühren, wodurch die Griechen sich vor andern Völkern auszeichnen, und die genaueste Kenntniß ihrer Nationalität zu den schönsten Absichten unserer Studien wichtig machen. Ich möchte dahin zuerst den Reichthum an mannichfaltigen Formen rechnen, der sich in ihrer ganzen Cultur zeigte; womit eine solche Ausbildung des Charakters verbunden ist, wie er in jeder Lage des Menschen da seyn kann und da seyn sollte, ohne Rücksicht auf individuelle Verschiedenheiten und veränderliche Verhältniße. Der Mensch, den uns die griechischen Schriftsteller darstellen, ist doch aus lauter zugleich einfachen und großen und, von vielen Gesichtspunkten betrachtet, auch schönen Zügen zusammengesetzt. Besonders heilsam muß das Studium eines Charakters, wie der griechische, in einem Zeitalter wirken, wo durch unzählige Umstände die Aufmerksamkeit vielmehr auf Sachen als auf Menschen, mehr auf Massen von Menschen als auf Individuen, mehr auf äußern Werth und Nutzen als auf innern Gehalt und Genuß gerichtet ist, und wo hohe

und mannichfache Cultur sehr weit von der ersten Einfachheit abgeführt hat; in solchen Zeiten muß es sehr heilsam seyn, auf Nationen zurückzublicken, bei welchen dies alles beinahe gerade umgekehrt war."

„Die Schriften und Kunstwerke der Griechen tragen ferner überall die ausgezeichnetsten Spuren der Individualität ihrer Zeitalter und Urheber an sich. Dies zeigt sich in ihrer Sprache, wie in allen ihren originalen Geistes-Producten. Ihre Geschichte ist größtentheils griechische; und, wo sie es auch nicht ist, sind wenigstens die frühern Geschichtschreiber noch zu wenig gewohnt, mehrere Völker mit einander zu vergleichen, und Eigenes von Fremdem scharf abzusondern, auch zu sehr mit allem Vaterländischen beschäftigt, als daß nicht häufig der Grieche durchblicken sollte. In der griechischen Geschichte selbst macht eine Zusammenkunft vieler Umstände, z. B. der größere Einfluß einzelner Personen auf die Staats-Angelegenheiten, die Verbindung des religiösen Zustandes mit dem politischen und des häuslichen mit dem religiösen, der kleinere Umfang der Geschichte selbst, der ein weitläuftiges Detail erlaubte, zum Theil auch die etwas kindischen Ideen von Merkwürdigkeit und Wichtigkeit — daß dort die Geschichte bei weitem mehr Charakter- und Sittenschilderungen enthält, als die unsrige. Die vornehmsten Arten der griechischen Dichtung entsprangen aus öffentlichen Sitten und Instituten, bei Festen, Opfern, Gastmählern u. s. w; und so behielten sie bis in späte Zeiten fort einen Anstrich dieses historischen, nicht eigentlich ästhetischen, Ursprunges. Die Philosophie sollte am mindesten Spuren der Eigenthümlichkeit des Philosophirenden tragen: aber die praktische zeigte bei den Griechen immer in einem hohen Grade den Griechen; und die speculative that dies wenigstens auch sehr lange Zeit hindurch."

„Ein wichtiger Umstand zur Würdigung der Nation ist noch dieser. Der Grieche in derjenigen Zeit, wo wir ihn zuerst vollständiger kennen lernen, steht noch auf einer niedrigen Stufe der Cultur. In jenem Zustande ging

seine größte Sorgfalt nur auf die Entwickelung seiner persönlichen Kräfte: daher war, wo er handelnd oder leidend wurde, sein ganzes Wesen um so mehr in Thätigkeit vereint, als er vorzüglich durch Sinnlichkeit afficirt und von dieser am stärksten ergriffen wurde. Mit dieser Sinnlichkeit aber, die ihm eine so große innere Beweglichkeit gab, hing genau etwas zusammen, das vielleicht in aller Geschichte einzig ist. Als die Nation sich noch nicht gänzlich aus dem Zustande der Rohheit herausgeholfen hatte, besaß sie schon ein ungemein feines Gefühl für jedes Schöne der Natur und der Kunst und einen richtigen Geschmack, nicht der Kritik, sondern der Empfindung; und wiederum, als sie schon das männliche Alter überschritten hatte, finden wir bei ihr noch ein treues Aufbewahren jenes ursprünglichen einfachen Sinnes. Daher blieb auch auf immer bei den Griechen die Sorgfalt für die geistige Bildung ungetrennt von der für die körperliche, und stets von Ideen der Schönheit geleitet. Bewundernswerth ist hier besonders die sehr allgemeine Verbreitung des Gefühls für Schönheit unter der ganzen Nation; und nichts kann für unsere Welt wichtiger seyn, als ein Auffassen dieses charakteristischen Zuges. Denn keine Art der Ausbildung ist überhaupt unentbehrlicher als diese, da sie das ganze Wesen des Menschen zusammenfaßt, und ihm die wahre Politur und den wahren Adel ertheilt; zumal bei uns, wo es eine so große Menge von Richtungen giebt, die geradezu von allem Geschmack und Schönheitsgefühle entfernen müssen."

„In den besten Zeiten von Athen (und auf diesen Staat müssen wir, als auf den am höchsten gebildeten, auch am meisten zurückkommen,) in Athen machte bei einer solchen Sinnesart die freie Verfassung selbst eine so vielseitige Ausbildung nothwendig. Das Volk, vor dem der Staatsmann auftrat, gab nicht bloß der Natur und Stärke seiner Gründe nach; es sah auch auf die Form, auf das Organ, auf körperlichen Anstand: so blieb für jenen keine Seite übrig, die er ungestraft vernachlässigen durfte. Allein

die Eigenschaften, nach denen er zu streben hatte, bezogen sich alle eigentlich auf rein menschliche und allgemeine Bildung, nicht auf die Cultur besonderer Talente oder Kenntnisse. Dieselbigen Vorzüge, die den Griechen zum großen Menschen machten, machten ihn auch zum großen Staatsmanne. So fuhr er, indem er an den öffentlichen Geschäften Theil nahm, nur fort, sich selbst höher auszubilden."

„Um aber den vollständigsten Nutzen aus der Kenntniß der Griechen zu ziehen, muß man am längsten nicht allein bei den Perioden verweilen, in welchen die Nation die feinste Ausbildung gewann, sondern auch, gerade im Gegentheil, ganz vorzüglich bei den frühesten Perioden. Denn in diesen liegen die fruchtbarsten Keime des eigenthümlich schönen Charakters der Griechen; und es ist belehrender und leichter, in der Folge wahrzunehmen, wie dieser Charakter sich nach und nach veränderte und endlich ausartete, als umgekehrt." Aus dem vorhin erwähnten Briefwechsel.

Indem diese zum Theil ausführlicher entwickelten Gedanken gleichsam über ein Stück unseres Textes commentiren, mögen sie zugleich beweisen, wie viel der Verfasser desselben aus den mündlichen und schriftlichen Unterredungen eines solchen Freundes gelernt hat.

Leipzig, Alexander Edelmann.



